

Israel Zamir

Reise zu meinem Vater Isaac

Bashevis Singer

Israel Zamir

***Reise zu meinem Vater Isaac
Bashevis Singer***

oder

***Mein Vater Jitzchak Baschewis
Singer***

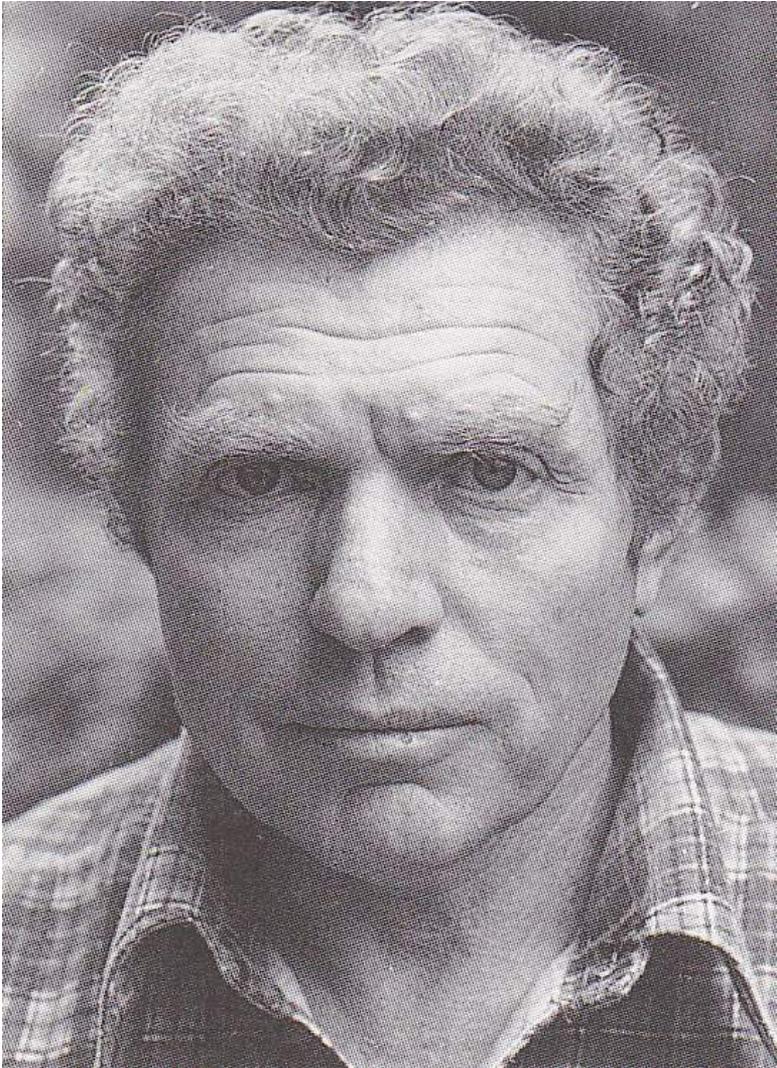
Aus dem Englischen von Ingrid von Heiseler

Aussprache des Namens des Verfassers:

Zamir ist die englische Umschrift des hebräischen זמיר; der Name beginnt also mit einem stimmhaften S (wie Saal).

Die englischen Umschriften habe ich auch sonst beibehalten.

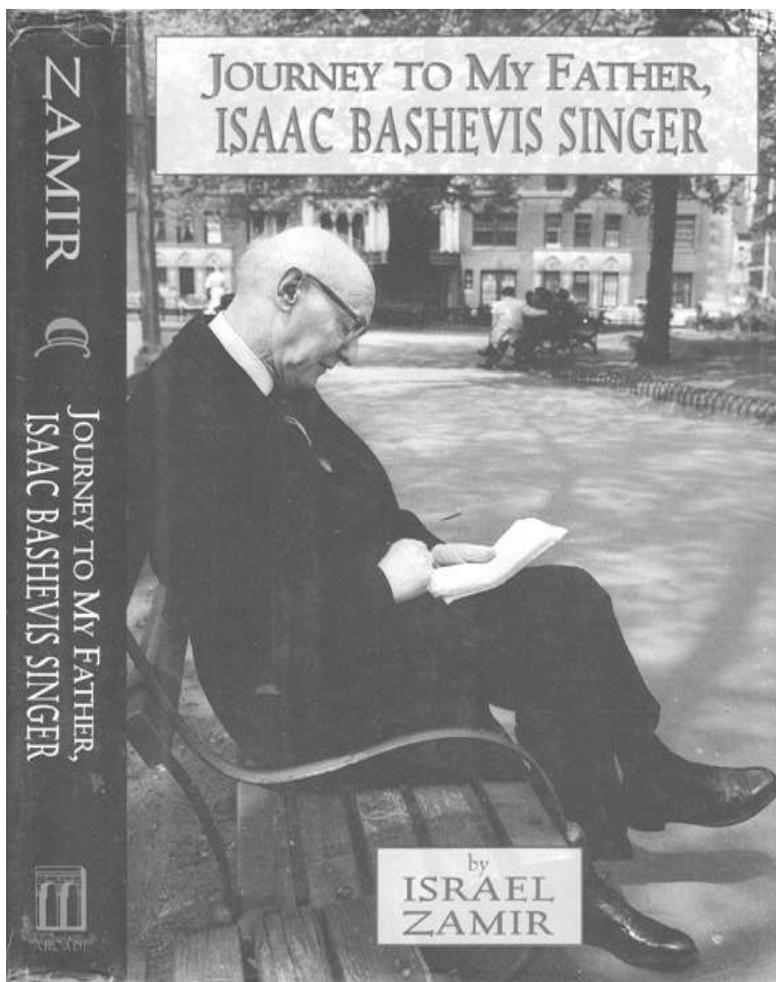
Die Fotos sind, wenn nicht anders angegeben, entweder aus der englischsprachigen Ausgabe (mit englischem Text) oder von pixabay.



Israel Zamir (15.06.1924 – 22.11.2014) Foto auf der hinteren Klappe des Schutzumschlages der englischsprachigen Ausgabe



**Awi (Mein Vater) Jitzchak Baschewis Singer
von Israel Zamir**



Vorderseite und Rücken des Schutzumschlages der
englischsprachigen Ausgabe

Arcade Publishing New York

Copyright © 1994 by sifriat poelim
Translation copyright © 1995 by Arcade Publishing, Inc.

All rights reserved. No part of this book may be reproduced in any form or by any electronic or mechanical means, including information storage and retrieval systems, without permission in writing from the publisher, except by a reviewer who may quote brief passages in a review.

FIRST ENGLISH-LANGUAGE EDITION

Excerpts from "From the Old and New House" by Isaac Bashevis Singer reprinted from *The Jewish Daily Forward*. Used by permission.

Excerpts from *Nobel Lecture* by Isaac Bashevis Singer copyright © 1978 by the Nobel Foundation. Reprinted by permission of Farrar, Straus & Giroux, Inc.

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

Zamir, Israel, 1929–~~2014~~ * 15.6.29

[Avi, Yitshak Bashevis-Zinger. English]

Journey to my father, Isaac Bashevis Singer / Israel Zamir ; translated from the Hebrew by Barbara Harshav. —1st English-language ed.

p. cm.

ISBN 1-55970-309-1

1. Singer, Isaac Bashevis, 1904–1991—Biography. 2. Authors, Yiddish—United States—Biography. 3. Zamir, Israel, 1929—Biography. 4. Authors, Israeli—Biography. 5. Fathers and sons—Biography. I. Harshav, Barbara, 1940–. II. Title.

PJ5129.S49Z9613 1995

839'.0933—dc20

95-17860

Published in the United States by Arcade Publishing, Inc., New York

Distributed by Little, Brown and Company

10 9 8 7 6 5 4 3 2 1

BP

PRINTED IN THE UNITED STATES OF AMERICA

Aus dem Hebräischen übersetzt von Barbara Haarshav:
Journey to my Father, Isaak Bashevis Singer

<https://www.skyhorsepublishing.com/arcade-publishing/contact-us/>

INHALT

VORWORT.....	11
1 AUF DEM WEG NACH BETH-EL	15
2 DIE ERSTE BEGEGNUNG.....	23
3 EINEN AUGENBLICK LANG KAMEN WIR UNS NÄHER	34
4 DÄMONEN UND GEISTER IM RESTAURANT STEINBERG.....	49
5 GEBURTSWEHEN BEI EINER GESCHICHTE.....	58
6 TANTE GENIA	66
7 SINGER – RAUS!	80
8 ZARTE BEZIEHUNGEN	92
9 NÜCHTERN WERDEN	100
10 LIEBESDIEB	105
11 LEISER JODLER	116
12 DÄMONEN TOLLEN IN RUINEN HERUM	130
13 EXODUS 1967.....	140
14 BLUMENKINDER.....	150
15 JOM KIPPUR IN EINEM HOTEL	158
16 DIE STADT DER TROLLE.....	167
17 EINEN FRACK ANPROBIEREN	178
18 EINE JIDDISCHE SCHREIBMASCHINE FINDEN	185
19 DER BESITZER EINES KOHLKOPFES	194
20 MIT EINER PRINZESSIN SPAZIEREN GEHEN.....	200
21 GERINGSCHÄTZUNG DES JIDDISCHEN	214
22 DER GENERAL UND DER SCHRIFTSTELLER	221
23 NEW YORK SPRICHT JIDDISCH	226
24 GOTT IST DEM LEBEN GEGENÜBER UNFAIR.....	233
25 DEN EINWANDERERN EHRE BEZEIGEN.....	242
26 DAS LETZTE ABENDESSEN	251
27 WENN EINEN SEIN GEHIRN IRREFÜHRT.....	260
28 ICH HATTE IHN LIEBGEWONNEN	269
ANHANG	280



Rettungsring New York

VORWORT

Auf der Suche nach meines Vaters Leben und Werken unternahm ich eine Reise zu ihm. Später erfuhr ich, dass mein Vater denselben Wunsch hatte: Auch er wollte seinen Sohn finden und wir fanden uns, als wir uns zusammen auf dieselbe Reise machten. Eine Generation trennte uns. Er hatte Warschau 1935 verlassen, als ich fünf Jahre alt war, und wir trafen uns zwanzig Jahre später in New York wieder. Von diesem Augenblick an versuchten wir beide, die Kluft zu überbrücken.

Die Reise endete mit seinem Tod im Juli 1991. Ich stand an seinem frischen Grab und fühlte, dass ich sehr viel versäumt hatte, weil ich ihn nicht besser kennengelernt hatte, und Erinnerungen stiegen in mir auf. Im Laufe der Jahre hatte ich während unserer bruchstückhaften und kurzen gemeinsamen Zeiten immer sehr viele Notizen gemacht. Als ich nach dem Begräbnis nach Israel zurückkam, war ich verwirrt und traurig und da wendete ich mich meinen Notizen zu und empfand den Zwang, mehr zu schreiben. Zweifellos hoffte ich, dass ich, wenn ich das täte, meinen Vater besser verstehen und in gewisser Weise zu mir zurückholen würde. Dies ist weder eine Biografie meines Vaters noch eine Bewertung seiner literarischen Arbeit. Beides wurde bereits von vielen anderen erarbeitet, die dazu viel eher befugt sind als ich. Stattdessen ist dieses Buch ein persönlicher Bericht über etwas, das als misslungene Vater-Sohn-Beziehung begann und in einer reifen Freundschaft endete.

Als ich Mitte zwanzig war, begegnete ich meinem Vater zum ersten Mal nach zwanzig Jahren und ich verbrachte einige Jahre in New York als offizieller Vertreter der Jugendvereinigung meines Kibbuz. Mein Vater und ich sahen einander oft und später hielten wir die Verbindung aufrecht, wenn er mich in Israel besuchte. Unsere Beziehung entwickelte sich zu Anfang eher zögerlich, wurde dann aber zu etwas, das man durchaus

eine feste Bindung nennen konnte, die sogar Ähnlichkeit mit Familienbanden hatte. Als ich meinem Vater näherkam, entdeckte ich alle seine Bücher. Die meisten übersetzte ich dann ins Hebräische. An allen Geschichten, die ich übersetzte, arbeiteten wir gemeinsam. Vor allem durch diese Arbeitssitzungen – mein Vater saß neben mir und ich stellte ihm Fragen für die Übersetzung – lernte ich ihn besser kennen. Meine Fragen zur Übersetzung weckten in ihm Erinnerungen an seine eigene Kindheit, meine Kindheit und andere Epochen unseres Lebens. Durch diese langen Erkundungen seiner Vergangenheit gelang es uns, die Kluft von zwanzig Jahren zwischen uns allmählich zu überbrücken.

Als mein Vater 1978 den Nobelpreis für Literatur bekam, lud er mich ein, ihn nach Stockholm zu begleiten und an diesem bedeutsamen und aufregenden Ereignis teilzunehmen.

Ich erinnere mich, dass mir mein Vater während eines meiner Besuche in New York in den 1980er Jahren zwei Passagen aus seiner Geschichtensammlung mit dem Titel *A Friend of Kafka* vorlas. In der Sammlung war auch die Geschichte „Der Sohn“ enthalten. Die beiden Passagen beschreiben, wie der Protagonist im Hafen von New York seinen Sohn erwartet, den er zwanzig Jahre lang nicht gesehen hat. Beim Warten geht ihm der Satz durch den Kopf: „Was ist schließlich schon ein Sohn? Wieso ist mir denn *mein* Samen näher als der irgendeines anderen? Welchen Wert hat die Nähe von Fleisch und Blut? Sind wir nicht alle der Schaum eines einzigen allgemeinen biologischen Stoßes?“ Und an anderer Stelle: „Er [der Sohn] passte jetzt weder in mein Haus noch in die Situation außerhalb meines Hauses. Ich habe für ihn weder ein Zimmer noch ein Bett noch Geld noch Zeit.“

„Denkst du immer noch so über deinen Sohn?“, fragte ich ihn amüsiert.

Er lächelte und wedelte die Frage weg. Nach einer langen Pause sagte er schließlich: „Das waren theoretische Gedanken, die meine Aufregung und meine Angst vor unserer Begegnung verbergen sollten. Ich hatte wirklich allen Grund, mir über unsere Begegnung Sorgen zu machen. Ich hatte durchaus nicht den Wunsch, mich dafür zu entschuldigen, dass ich deine Mutter verlassen hatte. Ich wusste sehr wenig von dir, aber aus dem Wenigen, was ich wusste, war mir klar geworden, dass du sozialistische Tendenzen hattest. In der Mitter der 1950er Jahre, mitten in der McCarthy-Ära in Amerika, befürchtete ich, sie würden mich deinetwegen aus dem Land werfen. Und es stimmt, ich hatte damals weder ein Zimmer für dich, noch ein Bett noch Geld noch Zeit.“

„Warum hast du mich denn dann nach New York eingeladen? Welche Logik steckte in der Einladung?“, fragte ich

Er starrte mich an, zog die Stirn kraus und schrie fast: „Logik? Seit wann diktiert die Logik den Juden ihr Leben? Hast du jemals davon gehört, dass ein Volk aus seinem Land vertrieben wurde, zweitausend Jahre im Exil lebte und sich nicht assimilierte? Die meisten Vertriebenen assimilieren sich nach ein oder zwei Generationen an die neue Umgebung. Millionen Italiener, die in dieses Land eingewandert sind, werden jetzt als ‚richtige Amerikaner‘ betrachtet. In der zweiten oder dritten Generation sprechen sie schon nicht mehr italienisch. Aber die Juden haben noch nach zweitausend Jahren des Exils Hebräisch, Aramäisch und Jiddisch beibehalten. Ihre Kultur wanderte mit ihnen aus einem Land ins andere. Sie gaben ihren Glauben nicht auf und nach zweitausend Jahren kehrten sie ins Land Israel zurück. Hat das irgendeine Logik? Das ist der einzige Fall in der Geschichte der Menschheit, dass ein Volk seine Eigenheit bewahrt und sich nicht assimiliert hat. Keine einzige Theorie kann das Geheimnis des Überlebens des jüdischen Volkes erklären. Mein Sohn, die Welt ist niemals gemäß der Logik abgelaufen. Wenn du nun hier in New York bist, dann *solltest* du eben hierher kommen, trotz

allem Zögern. Und du *musstest* meine Werke ins Hebräische übersetzen.“

„Du interpretierst mein Kommen schon fast als etwas, das von ‚höheren Mächten‘, von Dämonen und Geistern befohlen worden ist“, sagte ich.

„Wie kommst du drauf, es könnte nicht so sein?“, erwiderte er mit dem gewohnten Augenzwinkern.



Beth-El am Riverside Drive in Manhattan, Ort der Trauerfeier für Isaac Bashevis Singer

AUF DEM WEG NACH BETH-EL

Der 24. Juli 1991 war einer dieser ungeheuer heißen, staubigen Tage, die wir Israelis *Scharaw* nennen. US-Außenminister James Baker war in Jerusalem, um über die Zusammensetzung der palästinensischen Delegation für die Friedensgespräche mit dem israelischen Ministerpräsidenten zu sprechen. An diesem Abend arbeitete ich bis Mitternacht an einem Leitartikel und ich wusste noch nicht, dass ich vierundzwanzig Stunden später auf dem Weg nach New York zum Begräbnis meines Vaters sein würde.



Fotos: <https://www.dignitymemorial.com/funeral-homes/new-york-ny/riverside-memorial-chapel/1227>

Um vier Uhr morgens klingelte mein Telefon. Im Halbschlaf nahm ich ab und erwartete, dass der Nachtreakteur angerufen hätte. Aber es war meine Tochter Meraw, die aus San Francisco anrief. Dort studierte sie. Alma, die Frau meines Vaters, hatte ihr gerade mitgeteilt, dass mein Vater gestorben war. Zwar

hatte ich gewusst, dass sein Zustand kritisch war, aber die Nachricht versetzte mir doch einen Schock. Ich lag lange wach und versuchte, diese Nachricht zu verarbeiten. Trotz den fehlenden zwanzig Jahren zwischen meiner Kindheit und meinem Erwachsensein, den Jahren, in denen ich ihn nicht gesehen hatte, war es mir schließlich gelungen, mir einen Vater „aufzubauen“. Anstelle einer Liebe, die sich ja nur von Kindheit an entwickeln kann, gab es Freundschaft und Gemeinschaft zwischen uns. Jetzt war er tot. Er hatte nie über den Tod reden wollen und den Gedanken daran von sich geschoben. Hatte er wohl gedacht, ihm würde so etwas nicht passieren? Ich liebte seine Werke. Ich las seine Bücher immer wieder und übersetzte viele von ihnen ins Hebräische. Wahrscheinlich wollte ich durch mein Übersetzen eine Verbindung zu ihm herstellen, ihn kennen- lernen, ihn verstehen.

Mein Vater hatte lange zwischen Tod und Leben geschwebt. Alma hatte mir erzählt, dass er kürzlich einige Herzanfälle gehabt und viele Wochen im Saint-Francis-Krankenhaus in Miami gelegen hatte. In seinen letzten Tagen war er im Douglas-Gardens-Pflegeheim und dort starb er dann. Eine Untersuchung hatte Leberkrebs ergeben. Er hatte offensichtlich Bestrahlungen bekommen und die hatten sein Leiden verschlimmert. Alma sagte, die Bestrahlung verletzt mehr, als sie hilft. Manchmal stöhnte er schrecklich vor Schmerz. „Seine Augen öffneten sich groß und er sah wie ein kleiner Junge aus, der um Hilfe bittet; und ich konnte nichts tun, um ihm zu helfen. Dieser Blick wird mich immer verfolgen“, sagte sie.

Um acht Uhr morgens meldete Radio Israel den Tod meines Vaters. Von da an wurden Schriftsteller und Intellektuelle in aller Welt aufgefordert, den Beitrag meines Vaters zur Literatur zu würdigen.

Unser Flugzeug flog spät ab, es war fast Mitternacht. Als ich nun zum letzten Mal zum Besuch meines Vaters nach New York flog, versuchte ich unsere zerstückelte und unzusammenhängende

Vergangenheit zu ordnen. Zwar war ich die längste Zeit meines Lebens fern von ihm gewesen, aber jeder Besuch hatte uns einander näher gebracht. Teile unzusammenhängender Geschichten über seine Jugend in Polen fielen mir wieder ein. Ich erinnerte mich an die Geschichte, die mir mein Vater von seinem Besuch bei einer seiner Freundinnen erzählt hatte. Sie wohnte in Warschau in einer Mansarde. Als die beiden im Bett waren, klopfte es an der Tür. Der Ehemann erschien auf der Schwelle und der Liebhaber – mein Vater – stieg schnell durchs Fenster aufs Dach. Dort stand er nackt und fror und wartete vergeblich, dass seine Geliebte ihm die Kleider herauswerfen würde. Mein Vater erzählte mir diese Geschichte, lange bevor sie in einer seiner Erzählungen auftauchte. Seine Fähigkeit, Frauen zu bezaubern, war legendär. Alma kannte und akzeptierte seine Schwäche. Sie sagte oft: „Mit einem großen Künstler zu leben bedeutet, mit von Schwäche begleiteter Größe zu leben. Aber der spirituelle und persönliche Reichtum, den Isaak mir geschenkt hat, hat alle meine Erwartungen übertroffen.“ Sie wusste, dass er am Ende immer zu ihr zurückkommen werde.

Eine Stewardess kam vorbei und brachte uns Decken. Eine junge Frau saß neben mir; sie las in einem Buch. Ich sah sie an und erinnerte mich an das Buch meines Vaters *Der Büsser*. Der Protagonist Joseph Schapiro flieht vor der Sünde, die er begangen hat. Aber als er sich in ein Gespräch mit einer Frau, die im Flugzeug neben ihm sitzt, vertieft, kann er sein Begehren nach ihr nicht im Zaum halten und sündigt aufs Neue.

Meine Erinnerungen ließen mich nicht los. Ich durchlebte noch einmal meine erste Begegnung mit meinem Vater mitsamt der Spannung, die ich 1955 im Hafen von New York empfunden hatte. Nach zwanzig Jahren Schweigen waren wir beide sehr beklommen. Dass ich in seiner New Yorker Wohnung wohnen sollte, erwies sich am Anfang als sehr schwierig für uns beide. Aufs Neue durchlebte ich auch unsere ständigen

Streitgespräche, die schon bei unserer ersten Begegnung begonnen hatten.

Im Flugzeug ging das Licht an. Die Nacht war vorüber. Der Flugbegleiter verteilte Zeitungen. „Der Präsident der Sowjetunion und Sekretär der Kommunistischen Partei Michail Gorbatschow schlägt für seine Partei eine neue Plattform vor und lehnt einige Theorien des Marxismus-Leninismus ab.“ Das erinnerte mich an einige heftige Streitgespräche, die ich etwa eine Woche lang bei meinem ersten Besuch mit meinem Vater über Stalin, „den Retter des Volkes“, geführt hatte. Er bestand darauf, das Sowjetregime sei korrupt, nichts als „niedrigste Instinkte und Demoralisierung, deren Schande öffentlich entlarvt werden wird“. Seine Worte hatten mich gekränkt und ich sagte ihm, er sei ein Reaktionär. Es stellte sich dann ja heraus, dass er Recht gehabt hatte. Die Welt hatte sich geweigert, die Tatsachen in den Zeitungen zu glauben.

Während dieses ersten Besuches schlug er mir vor, seine Werke ins Hebräische zu übersetzen, aber ich beachtete diesen Vorschlag nicht weiter. Damals gefiel mir der Gedanke, am Schreibtisch zu sitzen, überhaupt nicht. Ich wollte ein produktiver Mensch sein. Wie die meisten Israelis aus einem Kibbuz wollte ich im Schweiß meines Angesichts arbeiten, wollte ein Pionier sein, der der Erde Brot abtrotzte und kein *luftmensch* wie mein Vater. Aber als ich seine Geschichten las, überzeugten sie mich und ich freute mich darauf, die Aufgabe zu übernehmen, die meisten seiner Werke ins Hebräische zu übersetzen.

Als wir in Brüssel landeten, um aufzutanken, stieg ich aus dem Flugzeug, um mir die Beine zu vertreten, und ich ging zwei Stunden lang im Terminal auf und ab. Das erinnerte mich daran, dass mein Vater die Gewohnheit gehabt hatte, täglich in den Straßen New Yorks spazieren zu gehen. Manchmal hatte er dabei vier oder fünf Kilometer zurückgelegt.

Wir hoben wieder ab und waren sofort in dicke weiße Wolken wie in ein Federbett gehüllt. Das Flugzeug begann zu schaukeln und der Flugkapitän forderte uns auf, die Sitzgurte anzulegen. Wie absurd wäre es, dachte ich, wenn ich auf dem Weg zum Begräbnis meines Vaters abstürzen würde!

Und wie wurden in Amerika Begräbnisse veranstaltet? Da war ich neugierig. Vor meinem inneren Auge sah ich eine Kolonne von Wagen mit angeschalteten Scheinwerfern zum Friedhof fahren. Tausende von Singer-Bewunderern würden zweifellos am Begräbnis meines Vaters teilnehmen. Man würde die betroffene Straße sperren müssen, um den Verkehr nicht zu blockieren. Ich fragte mich: Sollte ich für meinen Vater Kaddisch sprechen? Ich hatte nicht einmal eine Kippa bei mir. Ich schloss die Augen und das Gesicht meines Vaters erschien vor meinem inneren Auge.

„Möchtest du, dass ich Kaddisch an deinem Grab spreche?“

Mein Vater lächelte und schüttelte den Kopf. Ich wusste, er glaubte nicht an die formellen Praktiken von Religion. Er dachte kurz nach und sagte dann: „Gigi, was hältst du selbst denn eigentlich davon, Kaddisch zu sprechen? Es wäre mir eine kleine Rache, wenn ich meinen sozialistischen Sohn mit einer Kippa auf dem Kopf an meinem Grab stehen sehen würde.“

„Ich denke, ich werde einen kurzen Nachruf schreiben“, sagte ich. „Hast du was dagegen?“

„Wie du möchtest. Aber lobe mich nicht zu sehr. Ich hätte meinen Nachruf lieber selbst schreiben sollen. Ich mach’ mir Sorgen, was diese Schlehmlis da unten über mich sagen werden.“

Das Flugzeug landete in New York.

Am Sonntag gingen meine Frau und ich zur Aufbahrungshalle am Riverside Drive in Manhattan. Dort waren schon sehr viele Leute. In der Zeitung stand, dreihundert hätten teilgenommen: Intellektuelle, Freunde, Nachbarn und Jiddisten. Die Halle hatte

sich sehr schnell gefüllt. Der beste Freund meines Vaters Rabbi Berkowitz hielt die Trauerrede. Er brachte es fertig, sie mit Humor zu würzen. Er erzählte folgende Anekdote: Mein Vater war gefragt worden, warum *Gimpel der Narr* finanziell so erfolgreich geworden sei. Er sagte, er sei überzeugt, dass viele Leser gedacht hätten, es ginge um Gimbel's Warenhaus, das kurz zuvor Pleite gemacht hatte. „Ich denke, ich werde meine nächste Geschichtensammlung *Macy's the Idiot* nennen.“ Berkowitz erzählte dann von Stockholm und der Nobelpreisfeier, an der er als einer der Begleiter meines Vaters teilgenommen hatte. Mitten in seiner Trauerrede begann das Mikrofon zu zwitschern und zu piepen. Von den Leuten des Bestattungsunternehmens war niemand zur Hand und der zunächst ratlose Rabbiner sah gen Himmel und erklärte dann die Störung als Eingreifen der Dämonen und Geister der Helden meines Vaters: Auch sie bezeugten ihre Trauer.

Rabbi Berkowitz bat mich zu sprechen. Ich erstieg etwas zitterrig das Podest und hielt meine Trauerrede:

Wenn ich meinen Vater gefragt hätte, was ich über ihn sagen sollte, wenn er von dieser Welt Abschied nehmen würde, hätte er wahrscheinlich gelächelt, seine blauen Augen auf mich gerichtet und gesagt: „Sohn, am besten sagst du gar nichts; aber wenn du schon darauf bestehst, wäre es besser, du erzähltest eine Geschichte. Die Leute lieben Geschichten.“

Deshalb erzähle ich jetzt dir, Vater, zu Ehren eine Geschichte: Eines Tages gingen wir den Broadway entlang und mein Vater streute wie gewöhnlich den Tauben Körner hin. Plötzlich kam ein Polizist auf uns zu und sagte: „Sir, es ist gegen das Gesetz, die Straße zu verunreinigen.“

Mein Vater sah ihn etwas ängstlich an und antwortete: „Herr Polizist, jetzt ist Winter, es ist kalt. Hungrige Tauben hocken auf den Dächern, sind dem Wind ausgesetzt und hoffen, dass

irgendjemand Mitleid mit ihnen hat und sie füttert. Wer weiß, vielleicht werden wir beide in unserer nächsten Inkarnation als hungrige Tauben wiederkommen.“

Der Polizist sah uns an. Eine derartige Entschuldigung hatte er ganz gewiss noch nie gehört. „Aber Sir, es ist gegen das Gesetz“, sagte er.

Wir gingen weiter.

Am nächsten Tag waren wir wieder da. Mein Vater sah um sich und erblickte keinen Polizisten. Als die Tüte mit Körnern leer war, stürzte der Polizist vom Vortag aus einer Kneipe heraus, rannte auf meinen Vater zu und zog ein Buch aus der Tasche. Er fragte: „Herr Singer, würden Sie wohl bitte Ihr Buch *Old Love* für mich signieren?“

Mein Vater war überrascht und es freute ihn. Sogleich signierte er das Buch. „Wenn ein New Yorker Polizist einen jiddischen Schriftsteller bittet, sein Buch zu signieren, dann gibt es noch Hoffnung“, bemerkte er, nachdem der Polizist gegangen war. An diesem Tag war mein Vater so glücklich, als hätte er ein wertvolles Geschenk bekommen.

Danke, Vater, dass du in deinen Werken bei uns in dieser Welt bist. Deine Schriften haben unser Leben reicher und menschlicher gemacht. Und vielleicht sogar jüdischer.

Ich hatte angenommen, wenn die Feier vorüber wäre, würde sich eine Wagenkolonne auf den Weg zum Friedhof machen. Zu meiner großen Überraschung jedoch verabschiedeten sich alle schnell und gingen. Alma hatte eine Limousine bestellt, aber darin war nicht genug Platz für ihre Familie, mich und meine Frau Aviva. Ich brauchte nicht zum Begräbnis zu kommen, sagte sie, aber ich bestand darauf. Einer meiner Freunde fuhr uns in seinem Wagen hin. Es war eine weite Fahrt, und als wir endlich den Beth-El-Friedhof in New Jersey erreichten, hatten wir große Mühe, das Grab zu finden. Als wir dort ankamen, war der Sarg schon in die Erde gesenkt worden und die Familienangehörigen

wurden aufgefordert, ihn mit Erde zu bedecken. Wir nahmen kleine Schaufeln und streuten Erde auf den Sarg. Ich fragte Alma vorsichtig, ob ich Kaddisch sprechen solle, und sie zuckte die Achseln, was bedeutete: Wie du möchtest. Es gab ein unbehagliches Schweigen, jemand gab mir eine Kippa und ich sprach Kaddisch. Ein Mann vom Bestattungsunternehmen rezitierte eine abgekürzte Version des herkömmlichen Grabgebets: „Gott voller Gnade“ und alles war rasch vorüber. Es waren nicht einmal die herkömmlichen zehn Männer da, die für ein Minjan-Gebet nötig gewesen wären.

Wenn das Begräbnis in Israel stattgefunden hätte, hätten Tausende daran teilgenommen. Alma war meiner Bitte nicht nachgekommen, meinen Vater in Israel zu begraben. Sie sagte, das würde zu viel kosten. Darüber war ich sehr traurig. In Israel wäre Singers Grab zu einer Wallfahrtsstätte für Jiddisten, Intellektuelle und alle möglichen Touristen geworden. Aber diesen gottverlassenen Ort würde niemand besuchen. In New Jersey würde niemals irgendjemand meinem Vater Ehre erweisen. Ich war doppelt traurig.

Es erinnerte mich an die Worte des jiddischen Dichters Itzik Manger. Er hatte beim Aufbruch zu einer Auslandsreise zu einem meiner Journalistenfreunde gesagt: „Wenn ich in Amerika sterben sollte, bringt mich nach Israel zurück! In New York würde nicht einmal ein Hund an meinem Begräbnis teilnehmen.“

Als die Limousine den Friedhof verlassen wollte, ging das elektronisch gesteuerte Tor nicht auf. Der Verwalter kam aus seinem Büro und informierte Alma sachlich, dass das Geld für die Grabstelle noch nicht ganz gezahlt wurde und dass niemand den Friedhof verlassen werde, bevor sie vollständig bezahlt worden sei. Alma versuchte ihm zu erklären, wer da gerade begraben worden war. Das machte keinen Eindruck auf den Verwalter. Er sagte nur: „Meine Dame, wir haben hier Leute und wir müssen dafür sorgen, dass sie bezahlt werden.“ Alma zog ihr

Scheckbuch heraus und bezahlte.

Ich wandte mich um und warf einen letzten Blick auf das Grab meines Vaters. Nun war der Kreis geschlossen. Der Schriftsteller und Nobelpreisträger Isaac Bashevis Singer ruht irgendwo an einem abgelegenen Ort, wo niemand oder nur sehr wenige jemals sein Grab besuchen werden.

Das war das letzte Kapitel meiner Geschichte mit meinem Vater.



I. B. Singers Wohnung in New York: Central Park West und 101. Straße

DIE ERSTE BEGEGNUNG

Ein Schwarm grauer Möwen über dem Bug des Schiffes kündigte das Ufer Americas an. Die Reisenden, die während der langen Reise zu einer festen Gruppe geworden waren, lösten sich voneinander, jeder mit seinem eigenen Gepäck. Dichter Nebel schloss alles um uns herum aus, wir sahen kaum noch etwas und plötzlich waren wir alle in ein dickes weißes kaltes Federbett eingewickelt. Das Schiff bremste ab und tastete sich vorwärts wie ein Blinder, der betrunken von einer Seite zur anderen schwankt. Laute Schiffsglocken warnten mit ihrem Läuten Schiffe, die sich im dichten Nebel verirrt haben mochten. Aus dem Lautsprecher kamen Befehle für die Mannschaft. Seile wurden ausgerollt, Haken angebracht und die Mannschaft räumte alles weg, was hätte über Bord gespült werden können. Es donnerte dumpf und den Passagieren wurde befohlen, nach unten zu gehen. Vor Aufregung zog sich mein Magen zusammen; er tat weh.

Am Heck war ich allein und starrte in das schäumende Kielwasser. Ein starker Wind wehte. Ich fasste nach dem Geländer und dachte an meinen Vater. Die Reise war zu Ende. Der Gedanke überwältigte mich, dass wir uns an diesem Tag im Februar 1955 von Angesicht zu Angesicht sehen würden, Vater und Sohn, zum ersten Mal nach zwanzig Jahren. Mein Vater. Welche väterlichen Gefühle würde ein Vater gegenüber seinem fünfundzwanzigjährigen Sohn ausdrücken können? Hatten wir nach all dieser Zeit noch irgendetwas gemeinsam?

„Vater!“, brüllte ich. Meine Stimme übertönte das Heulen des Windes. Eine riesige Welle überflutete das Deck. Mir wurde sofort schwindelig und schlecht im Magen. Meine Augen waren salzig und brannten. Nass und erschöpft hielt ich mich an der Reling fest und dann eilte ich in meine Kabine, um mich zu waschen, ehe wir anlegen würden.

Als ich fünf Jahre alt war, hatten sich unsere Wege getrennt. Mein Vater segelte nach Amerika. Meine Mutter und ich schafften es nach einigen Wanderungen schließlich nach Palästina. Ein paar Jahre lang war alle Kommunikation abgeschnitten. Dann schrieben wir von Zeit zu Zeit. Er wollte wissen, wie es mir gehe, wer meine Freunde seien und einmal fragte er sogar, ob ich „junge Damen“ hätte. Er schien ein Bedürfnis nach Nähe zu mir zu haben und gekränkt zu sein, weil ich nur widerstrebend antwortete. Sein Hebräisch war seltsam: eine Mischung aus talmudischem und Haskala-Hebräisch des 19. Jahrhunderts. Ich schämte mich dafür, wie er seine Worte setzte, und zerriss seine Briefe. Manchmal schickte er zu Rosch HaSchana oder zu meinem Geburtstag ein paar Dollar. Tat er das aus väterlichem Gefühl oder aus Schuldbewusstsein? Ich nahm das Geld – damals brauchte ich Taschengeld -, aber ich empfand keine Zuneigung zu ihm. Im Laufe der Jahre gelang es mir, ihn aus meinen Gedanken zu vertreiben, und ich dachte nur noch selten an meinen Vater. Zwar gewöhnte ich mich an die Vorstellung, dass es ihn irgendwo gab – ebenso wie ich mich daran gewöhnte, dass ich atmete -, aber viele Jahre lang war das eine unwirkliche Vorstellung.

Als ich meinen Namen aus dem Lautsprecher des Schiffes tönen hörte, eilte ich zum Einreisebeamten. Dieser fragte streng: „Zu wem wollen Sie?“

„Zu meinem Vater“, sagte ich in aller Unschuld.

Er sah mich überrascht an und stellte weitere Fragen. Ohne dass es mir klar wurde, sprach ich mit ihm über meine persönlichen Angelegenheiten.

„Wann haben Sie ihn zuletzt gesehen?“

„Vor zwanzig Jahren.“

„Oh“, er blinzelte. Sein Gesichtsausdruck wurde sanfter und er sah mich an. Er stellte sich zweifellos eine sehr gefühlvolle Begegnung zwischen Vater und Sohn vor.

„Wie viele Jahre wollen Sie in unserem Land bleiben?“

„Drei Monate.“ Länger nicht?“, fragte er im Ton eines betrogenen Vaters. „Nein. Ich habe einem Mädchen versprochen, an dem Tag zurückzukommen, wenn sie ihren Armeedienst beendet hat.“

„Ich gebe Ihnen eine Aufenthaltsgenehmigung für ein Jahr. Wir wollen unsere Gäste nicht unfreundlich behandeln.“ Er schüttelte mir die Hand und wünschte mir viel Glück. Ein anderer Beamter überprüfte misstrauisch meine nicht ausgefüllte Zollerkklärung. Ich hatte nichts zu verzollen. Ich besaß einen Anzug, den der Lagerverwalter im Kibbutz für mich gekauft hatte, und ich hatte ein paar Geschenke bei mir, die mir einige Mitglieder für ihre Verwandten mitgegeben hatten.

Auf der Reise wollte ich ein Geschenk für meinen Vater kaufen, aber ich hatte keine Vorstellung davon, was das sein könnte. Ich ging in den Geschenkeladen auf dem Schiff und bat die Verkäuferin um Rat. Sie wollte wissen, wie alt mein Vater sei und wie groß seine Füße seien. Auch davon hatte ich keine Vorstellung. Sie zog einen kleinen Sack Erde mit einem Bild unserer Urmutter Rachel hervor. Mein Gesichtsausdruck sagte ihr, dass das ein Irrtum war. Dann nahm sie eine flache Messingschale von der Wand. In die Schale war das Bild eines jemenitischen Mädchens eingraviert, das einen Krug auf dem Kopf trug. Schließlich kaufte ich einen kleinen Aschenbecker.

Ich stellte mir diesen Vater, den ich seit zwanzig Jahren nicht gesehen hatte, wie einen dieser stiernackigen amerikanischen Touristen vor, die in schicken Autos angefahren kamen und sich auf den Kibbutz stürzten. Dabei zeigten sie ihre Speckbäuche in Baumwollhosen und trugen Kameras um den Hals und Zigarren in den Händen. Sie blieben nur kurz, bewunderten alles lauthals, lächelten spitzbübisch und verschwanden, wie sie gekommen waren, in einer Staubwolke. Wenn mein Vater auch so einer wäre, dachte ich traurig, dann würde ein Aschenbecher sicherlich nicht ausreichen.

Das Schiff hatte vierzehn Stunden Verspätung. Wir sollten um acht Uhr morgens anlegen, aber wegen des Nebels kamen wir nicht vor zehn Uhr abends in den Hafen. Aus der Ferne flimmerten die Tausende Lichter der Wolkenkratzer. Der Regen ließ nicht nach. Gischt fing sich in den Lichtstrahlen. Es war stockdunkel, als wir endlich vom Schiff herunterkamen.

Als ich von Bord ging, strich ich meinen Kragen glatt, ordnete mein Haar und trat auf den Landungssteg. Beim Aussteigen hörte ich chassidischen Gesang. Einen Augenblick lang war ich überrascht. Könnte er einer der Sänger sein? Aber seit wann war er denn Chassid? Warum hatte er uns nichts davon geschrieben? Mein Kehlkopf stieg auf und nieder vor Verwirrung. Ich sah mich um und erblickte einige Jeschiwa-Schüler in seidenen Kleidern und mit Schläfenlocken. Sie standen hinter mir, sangen leise und schwenkten die Arme. Ich dachte, sie feierten das große Privileg, eine Pilgerreise zur heiligen jüdischen Gemeinde in New York zu machen und sich im Schatten des Lubawitscher Rabbis zu aalen.

Endlich hatte ich das Schiff verlassen können. Ich sah mich um. Niemand war zu meinem Empfang gekommen. Ein Beamter zeigte uns, wohin wir gehen sollten. Am Zoll war ein Gewimmel. Beamte in prächtigen Uniformen wühlten mit Kennerblick sorgsam in Koffern. Als die Gepäckkontrolle vorbei war, fielen die übrigen Reisenden denen um den Hals, die zu ihrem Empfang gekommen waren. Ich stand verwirrt da. Vor mir küsste sich ein junges Paar leidenschaftlich, offenbar um die verlorene Zeit aufzuholen. Sie sahen einander ungläubig an, stießen gegen mich und gingen ihrer Wege. Sie hatten ihre Freude zurückgewonnen. Ich trottete ratlos bis ans Ende der Halle und hoffte, ich würde meinen Vater in der Nähe meines Gepäcks finden, aber eine große jemenitische Familie scharte sich um ihren Patriarchen, der mit dem Schiff gekommen war, und hinderte mich am Vorwärtskommen. Kinder und Enkel umringten ihn in einem dichten Kreis und alle sprachen

gleichzeitig. Sie gestikulierten verzweifelt bei dem Versuch, ihm die neue Welt zu beschreiben. Der Großvater nickte und wischte sich die Augen. Von Zeit zu Zeit sah er mit einer Mischung aus Staunen und Gefühl einen seiner Nachkommen an. Es war klar, dass sie für ihn schon den Charme des Ostens verloren hatten, sie mit ihren dicken Bäuchen, guten Anzügen, gestärkten Hemden und bunten Fliegen am Hals. Ich konnte die Kluft fühlen, die den alten Mann aus dem jemenitischen Viertel Tel Avivs von seiner „amerikanischen“ Familie trennte. Er war auf einem Esel oder einem Kamel nach Israel gekommen. Seine Kinder oder Enkel waren in Brooklyn geboren.

Auf der Uhr am Hafen war es 2:00 morgens. Schichtwechsel bei den Zollbeamten.

„Warum gehen Sie nicht zur Information und bitten dort, dass Ihr Vater ausgerufen wird?“, schlug mir eine Frau vor. Ich verwarf den Gedanken. Ich war zu nervös. Ich wollte ihm in aller Stille begegnen. Die Zollhalle leerte sich. Dann fiel mir ein, er könnte krank geworden sein und habe deshalb nicht kommen können. Ich schloss mich in eine Telefonzelle ein und rief bei ihm zu Hause an. Seine Frau Alma nahm ab.

„Hallo, hier ist der Sohn. Ist Ihr Mann zu Hause?“

„Nein“, sagte sie ganz aufgeregt. „Ich bin froh, dass du angekommen bist. Mein Mann ist um sieben Uhr morgens aus dem Haus gegangen und sucht schon den ganzen Tag im Hafen nach dir.“

„Hier?“

„Oh mein Gott, was ist nur mit ihm passiert?“

Ich beruhigte sie und versicherte ihr, wir würden einander schon finden. Ich sah weiterhin genau die Leute an, die das Dock verließen.

Ein hellhäutiger Mann, der dort umherlief, zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Er stand am Eingang dem Schiff gegenüber und kaute nervös auf einer Zigarre. Ich sah ihn

verstohlen an und suchte nach einer Gemeinsamkeit. Er war mittelgroß, hatte rötliches Haar und ein rundes Gesicht mit einem rätselhaften Lächeln um die Lippen. Einen Augenblick drehte er sich zu mir um und blinzelte mir spitzbübisch zu wie einem Komplizen. Er hatte kühne stahlblaue Augen und schien der Beschreibung meines Vaters zu entsprechen. Das ist er! Kein Zweifel. Ich fühlte, wie mein Herz hämmerte. Ich nahm allen Mut zusammen und ging auf ihn zu.

„Sind Sie vielleicht Herr Singer?“

„Könnte sein“, erwiderte er und ahmte mein Leiern nach.

„Wäre es möglich, dass Sie mein Vater sind?“, fragte ich im selben Ton. Ich fürchtete, es würde mir die Sprache verschlagen.

Er wurde plötzlich ernst und sah mich lange an. Seine Pupillen huschten umher wie Motten im Licht. Schließlich murmelte er halb zu mir und halb zu sich: „Schon möglich, alles ist möglich. Man kann nie wissen, ob Streiche aus vergangenen Zeiten nicht einen Sohn hervorgebracht haben sollten, der plötzlich von jenseits des Ozeans hier auftaucht und sein Anteil am Erbe verlangt.“

Ich zeigte meinen Ärger und ließ ihn stehen. Die Zollbeamten verjagten mich. Ich nahm meinen Koffer und ging. Ein kalter Wind traf mich mit solcher Kraft, dass ich fast strauchelte. Die Straßen waren dunkel und verlassen. Riesige Regentropfen fielen in schrägen Strömen. New York sah sehr hässlich aus. Viele Leute hatten sich um eine Absperrung nahe dem Hafentor versammelt und wollten ihre Verwandten willkommen heißen. Als ich mich ihnen näherte, erkannte ich meinen Vater. Dieses Mal fühlte es sich richtig an. Ich wusste, dass er es war. Er stand an der Straßenseite und sah mich genau, aber zurückhaltend an. Das musste seine Art sein, Menschen anzusehen, da war ich sicher. Die mittlere Größe und das hellhäutige Gesicht passten zu dem, was ich von den Zügen meines Vaters erwartete. Sein

kurzes Kinn endete in einem winzigen Knubbel, die Brille und sogar Mantel und Hut, die er trug, schienen mir richtig zu sein. Ich wollte meine Aufregung nicht zeigen, versuchte ruhig auszusehen und ging langsam an ihm vorbei.

„Gigi?“, rief der Mann. Ich hatte so viele Jahre lang meinen Kindernamen nicht mehr gehört!

„Jawohl“, antwortete ich sofort wie ein Soldat in der Grundausbildung. Wir schüttelten uns die Hände. Er küsste mich. Wir standen verwirrt da und schwiegen. Mein ganzes Leben lang hatte ich mir diese Begegnung mit meinem Vater vorgestellt. Da waren wir also beide und ich war sprachlos vor Rührung und erschöpft und konnte nichts sagen. Lange standen wir schweigend da, bis er beschloss, ein Taxi zu rufen. Ich fühlte mich, als käme ich aus tiefem Schlaf.

„Ich helfe dir, deinen Koffer tragen“, sagte er. Ich sah ihn an und schätzte seine Kraft ab. Er sah dünn und zerbrechlich aus. „Ich schaffe das schon“, antwortete ich.

Ich fühlte sofort, dass ich ihn gekränkt hatte, denn er wurde schweigsam. Ein blendender Lichtstrahl erleuchtete den Horizont für einen Augenblick und zeigte uns graue Wolken, die schnell über den Himmel zogen. Dann kam der Donner. Die Tür der Bar auf der anderen Straßenseite öffnete sich und zwei Kellner warfen einen Betrunkenen in eine Pfütze. Er landete mit einem Platschen ächzend und stöhnend im Wasser. New York.

Das Taxi fuhr schnell. Lichtflecke von den Nachtclubs bündelten sich einen Augenblick und beleuchteten das Gesicht meines Vaters. Sein Kopf war rund und glänzte, sein Haar war braun und dünn.

„Wie war die Überfahrt?“

„Stürmisch.“

„Wieso warst du der letzte, der rauskam?“

„Ich habe dich gesucht.“

„Ach so. Wie geht es Mutter?“

„Wie meinst du das?“

Er schwieg wieder. Er stellte mir Fragen über meine Freundin. Ich beachtete ihn nicht und antwortete nicht. Er respektierte mein Schweigen. Aber das Schweigen war bedrückend. Kalter Schweiß begann meinen Körper zu bedecken, das war der Beginn eines alten Gefühls. Eine mir vertraute unerträgliche Spannung ergriff mich. Ich rutschte an die Seite und lehnte mich ans Fenster. Das kalte Glas kühlte mir die heiße Stirn. Alles war mir so fremd. Ich wusste, dass ich dieses unerträgliche Schweigen brechen sollte, dass ich die Mauer zwischen uns mit versöhnlichem Sprechen einreißen müsste, aber ich war wie gelähmt. Ein Regenbogen blendenden Lichts kündigte die Nähe des Broadways an. Die Docks waren düster gewesen, nun veränderte New York sein Bild und zeigte seine lustige Seite. In diesem hellen Licht fühlte ich mich nicht wohl. Ich fühlte mich entblößt und ich wollte nicht, dass mein Vater sähe, was in mir vorging. Es war für mich so schwierig, hier in New York zu sein und neben diesem Fremden, meinem Vater, zu sitzen. Ich konnte mich nur mit Mühe an die dunklen schweren Nächte im Negev erinnern. Sie waren so schnell verschwunden. Erst kurz zuvor hatte ich zu einer Gruppe von Kämpfern gehört, die sich in einem arabischen Wäldchen im Negev niedergelassen hatten. Nacht für Nacht überfielen wir die Befestigungen der Feinde. Vor Tagesanbruch kehrten wir zerrissen und eiskalt zurück und wir trugen Bahren. Unsere Verwundeten schienen die Reihenfolge der Pritschen im Wäldchen einzuhalten. Wir zählten die Nächte vor unserem langen Urlaub.

Eines Tages trugen wir Dudik, der auf der Pritsche neben mir geschlafen hatte. Sein Bauch war in Stücke gerissen. Ich fürchtete, dass auch mein letzter Augenblick gekommen sei. Den ganzen Weg über, als wir Dudik trugen, dachte ich an meine Freundin, meine Mutter und den Vater in Amerika, den ich nie kennengelernt hatte. Ohne Scheu entwarf ich meinen eigenen Nachruf. Die Nacht war so klar und hell. Wir stahlen uns

zum Fuße des befestigten Hügels und krochen zu unseren Schießständen. Wir warteten angespannt auf den Befehl zum Angriff. Wir lagen vollkommen still. Die Kälte war erbarmungslos. Einerseits zitterte ich vor Kälte und andererseits schwitzte ich vor Angst. Ein Leuchtspurgeschoss glitt langsam über den Horizont. In der Ferne flimmerten die Lichter von Gaza. Von Zeit zu Zeit durchstachen vereinzelte Speere von Suchlichtern die Nacht. Meinen Körper fühlte ich nicht mehr. Die Kälte vernichtete mich völlig. Ich fühlte mich physisch tot und wartete darauf, dass eine Kugel die ihr bestimmte Aufgabe an mir erfüllen würde. Ich dachte sogar mit einigem Mitgefühl an meine Kameraden und an das Gewicht, das sie mit mir auf dem Rücken zu tragen haben würden.

Trink! Ich zog den Korken heraus. Mein Mund haftete fieberhaft an der Flasche und die Flüssigkeit unternahm einen Totentanz in meinem Bauch. Meine Eingeweide brannten.

Das Rauschen im Radio hörte plötzlich auf. Das war es. Wir warteten auf die vertrauten drei Pieptöne, die signalisieren würden: „Angriff!“ Ich spannte meine Muskeln an, meine Finger fuhren über die Sicherung. Ich war für den letzten Angriff auf meine Hoffnungen bereit. Die Pieptöne verspäteten sich offenbar. Das Schweigen des Radios wurde durch das langsame ruhige Flüstern des Befehlshabers ersetzt: „Geht zurück, geht zurück. Ich wiederhole. Zurück. Ende.“ In dieser Nacht war in Rhodos ein Waffenstillstand vereinbart worden. War das die Hand des Schicksals? Oder hatte ich als Geburtstagsgeschenk mein Leben zurückbekommen? An dem Tag war ich zwanzig geworden [15.06.1949]. Was wäre gewesen, wenn sich die Vereinbarung um einen Tag verspätet hätte? Wäre ich dann jetzt in New York oder wäre ich unter einem Haufen Erde wie meine Kameraden aus der Einheit? Diese Fragen beschäftigten mich, als ich neben meinem Vater im Taxi saß, das uns zu ihm nach Hause bringen würde. Das Taxi fuhr am Central Park entlang. Prächtige Gebäude erhoben sich dort. Ein kalter Wind

wehte aus dem Norden. Die Allee schüttelte den Kopf und verbarg ihre Füße unter einer Decke rostfarbener Herbstblätter. Mein Vater sah mich lange an; er versuchte wohl herauszufinden, was in mir vorging. Seine Augen waren weit geöffnet, groß und samtweich: „Sohn, es gibt keine Zufälle in der Welt. Wenn du noch lebst, dann bedeutet das, dass du hast leben bleiben sollen.“ Konnte er meine Gedanken lesen? Vaterschaft war wahrscheinlich so stark, dass sie mit einem einzigen Schlag die zwanzig Jahre alte Mauer niederreißen konnte. Davon war ich überzeugt.

Mir fiel ein, dass sicherlich auch er an den Zeitablauf, an sein eigenes Leben, dachte, an das nicht aufgelöste Knäuel, den Sohn und die Frau, die er in Polen zurückgelassen hatte. Vielleicht stellte er sich sogar die Abenteuer vor, die sie erlebt hatten, als sie von ihm abgeschnitten waren: ihre Reise nach Russland, ihre Flucht in die Türkei in den späten Dreißigerjahren, ihr trostloses Leben in billigen Hotels in Istanbul: ohne Pässe, ohne Geld in den Taschen, ihren Schreck vor jedem Polizisten und bei jedem Klopfen an der Tür. Er hatte kein Geld geschickt. Er sagte, er habe selbst keins gehabt. Dann kam der Krieg und sie verschwanden aus seinem Leben. Später sagte er, er habe Visionen gehabt. In seinen Träumen sah er seinen Sohn in einer Wagenkolonne, die nach Auschwitz fuhr. Mit einem Gebet auf den Lippen wachte er dann entsetzt auf.

Wenn wir uns wiedersehen würden – ein Vater und ein Sohn, die einander nie nahe gewesen waren –, dann wäre das einfach der Wille der Vorsehung. Mein Leben, das ich vor dem Tod im Krieg gerettet hatte, kannte er überhaupt nicht. Aber ich war überzeugt: in diesem Augenblick im Taxi hatte er es aus mir und nicht aus sich herausgezogen. In diesem Augenblick dachte ich, dass Blutsbande nicht lügen. Und vielleicht war es dieser Glaube, der dazu beitrug, dass ich allmählich die Trennwände zwischen uns beiseite schieben konnte.

EINEN AUGENBLICK LANG KAMEN WIR UNS NÄHER

Wir kamen in die New Yorker Wohnung meines Vater. Das Wohnzimmer war mit Büchern ausgekleidet und über den ganzen Kaffeetisch waren Zeitungen ausgebreitet. In der Mitte des Wohnzimmers stand ein Klappbett. Sie sagten, mein Vater habe es extra für mich gekauft. Alma hieß mich freundlich willkommen. „Gigi, ich freue mich sehr, dass du gekommen bist. Wir sprechen später miteinander!“, sagte sie. „Dein Vater ist sehr müde. Er hat seit dem frühen Morgen am Hafen auf dich gewartet. Er geht jetzt besser schlafen. Ich muss morgen früh aufstehen und zur Arbeit gehen.“ Wir gingen alle schlafen.

Am nächsten Tag wachte ich früh auf und sah aus ihrem Fenster im vierzehnten Stock. Ich war nie zuvor in einem hohen Gebäude gewesen. Unter mir sah ich einen Park mit grünen Bäumen – Central Park – und mich überwältigte der Unterschied der Landschaften. In Israel gibt es kein so dunkles frisches Laub. Der Berg Gilboa ist die meiste Zeit des Jahres über gelb. Die neue Szenerie und die Straßen mit ihren vorüberfahrenden Autos faszinierten mich. „Da bist du also endlich in Amerika“, sagte ich mir. Ich war neugierig darauf, New York zu erkunden. Allein die Tatsache, dass ich nichts für meinen Vater empfand, verwirrte mich.

Mein Leben lang hatte ich davon geträumt, ihm zu begegnen. Ich hatte mir vorgestellt, dass die Begegnung sehr gefühlvoll werden würde, dass wir einander weinend um den Hals fallen würden. Und jetzt, wo wir endlich zusammen waren, war mein Herz dürr und leer. Der Mangel an Gefühlen für meinen Vater machte mich traurig.

Etwas später wachte mein Vater auf und ging, in einen Bademantel gehüllt, durch das Wohnzimmer zum Badezimmer. Ich sah seine Beine. Sie waren dünn und sehr weiß. *Er hatte ja*

nie auf dem Feld gearbeitet, sagte ich mir. Noch im Bademantel ging er schnell zu seinem Sessel und begann zu schreiben, ohne auf mich zu achten. Er sagte nicht guten Morgen zu mir, kein einziges Wort fiel. Ich war verwirrt, wusste nicht, was ich tun sollte, und sah aus dem Fenster, dabei warf ich ab und zu einen Blick auf ihn.

An diesem Morgen sah ich ihn zum ersten Mal bei Tageslicht. Ich konnte eine gewisse Ähnlichkeit zwischen uns erkennen. Dieselbe Gesichtsbildung, die helle Farbe, die blauen Augen, der Mund, die Nase. Aber seine Ohren standen zu sehr ab! Ich sah, wie er mich verstohlen ansah, und von Zeit zu Zeit trafen sich unsere Blicke. Wir waren beide verwirrt und schwiegen. Ich dachte, es sei die Pflicht des Gastgebers, sich um seinen Gast zu kümmern, und deshalb beschloss ich, es sei nicht meine Sache, ein Gespräch zu beginnen.

Er hörte zu schreiben auf, hob die Augenbrauen und starrte mich ungläubig an, mich, diesen Sohn, der plötzlich wie aus dem Nichts aufgetaucht war und der nun da saß und ihn anlächelte. Vielleicht war er überwältigt, sagte ich mir, und wusste nicht, was er zu seinem wiedergefundenen Sohn sagen sollte. Zweifellos verbarg er seine Unbeholfenheit in seinen Papieren. Oder war das Einzige, was ich von ihm zu erwarten hätte, dass er mich abholt und mit zu sich nach Hause genommen hatte? Ich war ratlos. Alma war früh aufgestanden und zur Arbeit gegangen.

Ich hatte keine Ahnung, wie ich mit ihm kommunizieren sollte. Welche Sprache sollte ich sprechen? Hebräisch? Jiddisch? Englisch? Mein Jiddisch war schrecklich, mein Englisch unsicher. Und wenn ich aus seinen Briefen schließen sollte, dann war sein Hebräisch die Sprache der osteuropäischen aschkenasischen Synagoge, nicht die des modernen Israels – ich konnte es nur mit Mühe verstehen. Er war anscheinend mit Schreiben fertig und stand auf. Er schlug vor, dass wir etwas essen sollten.

Wir gingen in die Küche - sie war zweimal so groß wie mein Zimmer im Kibbuz - und machten uns Frühstück. Unsere Unbeholfenheit hielt an.

„Gut, Gigi, du bist nun also hier in New York. Das ist eine große Stadt. Ich bin froh, dass du heil und gesund hier angekommen bist.“ Sein Hebräisch erinnerte mich an die alten Schriftsteller der Haskala, der jüdischen Aufklärung. Ich antwortete in meinem gebrochenen Englisch und das kränkte ihn anscheinend. Alma sagte mir später, er habe zur Vorbereitung meiner Ankunft sein Hebräisch aufpoliert. Er erzählte mir, er habe in dieser Sprache sein Schreiben begonnen. Und nun war da sein Sohn, der seine Kommunikationsbemühungen zurückwies!

Nach dem Frühstück nahmen wir einen Bus durch den Park und gingen ins Metropolitan-Museum. Ich war schrecklich aufgeregt, als ich einige Minuten vor den Gemälden van Goghs, Cézannes, Rembrandts und Picassos stand. Aber mein Vater ging gleichgültig an ihnen vorüber, ohne stehen zu bleiben. Er sah immer wieder auf die Uhr und nach zwanzig Minuten verkündete er: „Lass uns nach Hause gehen. Ich habe viel Arbeit.“

Ich bedauerte, dass unser Besuch so kurz war, aber ich wusste, dass ich ihm nicht seine kostbare Arbeitszeit stehlen durfte. Als wir aus dem Museum kamen, begann es zu regnen. Mein Vater sah meine Schuhe an und fragte mich, warum ich keine Gummischeuhe trüge. Ich antwortete, ich hätte keine.

„Ich werde dir welche kaufen“, sagte mein Vater. Später machte ich die Erfahrung, dass sagen für ihn dasselbe war wie tun. Er kaufte mir natürlich niemals Gummischeuhe.

Wir nahmen einen Bus zum Broadway zurück.

„Wir gehen etwas essen“, kündigte er an. Die Cafeteria war voll. Ich war gerade aus einem Land gekommen, in dem das Essen rationiert war. Folglich starrte ich die Regale an, die mit allen

möglichen Delikatessen gefüllt waren. Ich wagte nicht, Fleisch zu bestellen, denn ich fürchtete, es sei zu teuer. Darum nahm ich zwei Schalen Reis. Das war eine Delikatesse, die ich lange nicht gekostet hatte. Im Kibbuz gab es selten Reis und wenn, dann war es brauner Reis. Ich nahm auch Suppe und Brot. Mein Vater sah mich erstaunt an.

„Warum nimmst du so viel Reis?“

„Ich habe jahrelang keinen weißen Reis mehr gegessen“, antwortete ich. „Und warum isst du Brot zum Reis?“ „In unserem Kibbuz essen wir alles mit Brot.“ Er runzelte die Stirn, starrte mich an und fragte: „Gigi, wie viel wiegst du?“ „Siebzig Kilo, also etwa hundertfünfzig [englische] Pfund.“

„Zu viel. Ich verstehe nicht, warum du einen ganzen Lebensmittelladen auf deinem Körper herumtragen musst. Ist es nicht einfacher, wenn du nur das aus dem Regal nimmst, was du wirklich brauchst? Du wirst schnell abnehmen müssen.“

Verlegen stellte ich eine Schale Reis wieder ins Regal und legte eine Portion Brot zurück. Ich sagte meinem Vater, wir äßen im Kibbuz rotes Fleisch nur dann, wenn wir für besondere Gelegenheiten eine Kuh schlachteten oder wenn unser Vorrat an Geflügel und Fisch knapp werde. Die meiste Zeit bestehete unser Essen hauptsächlich aus Gemüse und Brot.

„In drei Wochen fahren wir gemeinsam nach Israel. Ich habe schon die Schiffskarten bestellt. Es wird mein erster Besuch im Heiligen Land sein“, teilte mir mein Vater mit. Ich war etwas enttäuscht, dass ich schon so bald wieder nach Hause fahren sollte. Ich hatte noch keines der Wunder Amerikas gesehen und er sprach schon von meiner Heimreise.

„Wenn wir dort sind, zeige ich dir die Orte, wo wir gekämpft haben“, sagte ich.

„Mach dir keine Mühe. Ich bin nicht daran interessiert, durchs Land zu fahren. Alle Landschaften der Welt sind hier in meinem Kopf.“ Sein Finger berührte seine Stirn. „Ich kann jede

Landschaft beschreiben, ohne sie zu sehen. Ich möchte in Israel einige meiner Freunde aus Warschau besuchen.“

Als wir in die Wohnung zurückkamen, ging er schnell zu seinem Schreibsessel und, wie es ihm nun schon zur Gewohnheit geworden war, ignorierte er mich wieder. Was sollte ich hier tun? Wozu war ich hergekommen? Da war ich nun, ein Fünf- undzwanzigjähriger, der seinen Militärdienst hinter sich hatte, der Kämpfer und Bauer gewesen war – einer mit einer Rolle in der Gesellschaft. Und nun fand ich mich plötzlich in einer fremden Umgebung wieder und war einer, der künstlich müßig und von einem Fremden abhängig war. Wenn ich mich in New York ausgekannt hätte, wäre ich noch ein paar Stunden im Museum geblieben.

Innerhalb weniger Tage wurde mir klar, dass mein Vater keine Zeit für mich haben werde. Ich müsste allein zurechtkommen.

Um meinen Kopf zu lüften, ging ich zu einem Spaziergang in den Park und war von den freundlichen Eichhörnchen entzückt, die ohne Scheu zu mir kamen. Diese kleinen Tiere hatte ich noch nie gesehen, sie sahen wie Mäuse mit Fuchsschwänzen aus. Der Duft der Hotdogs, der von den Verkäufern kam, machte mir den Mund wässerig, aber ich dachte daran, dass ich keinen Cent in der Tasche hatte. Ich hatte nicht das Gefühl, ich könnte meinen Vater um Geld bitten. Welches Recht hätte ich, Geld von einem Mann zu erbitten, der mir fremd war?

Mein Vater muss dasselbe empfunden haben. Jedenfalls bot er mir kein Taschengeld an. Vielleicht hatte er kein Geld. Es war klar, dass ich mir selbst Geld verdienen musste, wenn ich in New York herumkommen wollte. Aber wie sollte ich Arbeit finden? Ich konnte die Sprache nicht und hatte keine Arbeitserlaubnis.

Als ich wieder in der Wohnung war, bat ich meinen Vater, mir dabei zu helfen, Arbeit zu finden.

„Gigi, willst du drei Wochen arbeiten? In Amerika? Es ist gegen das Gesetz, dass du hier arbeitest. Sie werden uns beide

rauswerfen.“ Er sah mich lange an, als ob er überlege, ob er mich etwas fragen könne, das ihn bedrückte. „Bist du mir böse, dass ich dich und deine Mutter verlassen habe und nach Amerika gegangen bin?“

„Das war vor langer Zeit. Du hast wahrscheinlich das getan, was du hast tun müssen.“

„Ist mir deine Mutter auch nicht böse?“ „Das habe ich nicht gesagt. Aber was zwischen euch beiden ist, geht mich nichts an.“

Bevor ich nach Amerika aufgebrochen war, wollte meine Mutter mich mit dem ganzen Gewicht der „Gemeinheiten“ meines Vaters beladen, wie sie es nannte. Ich weigerte mich zuzuhören und sagte, diese Verbrechen seien verjährt.

„Ich habe mir ein neues Leben aufgebaut“, sagte meine Mutter, „aber du bist durch sein gemeines Betragen bis auf den heutigen Tag geschädigt.“

„Geschädigt? Wie das?“

„Durch die ständig Sehnsucht nach einem Vater, der dir fremd ist, der Dutzende Male zu kommen versprochen hat und nie gekommen ist, der Hunderte Male versprochen hat, Geld zu schicken, und es nie getan hat. Als du drei Jahre alt warst, hattest du eine schwere Ohrentzündung. Du weintest Tage lang. Ich bat deinen Vater, einen Arzt kommen zu lassen, aber er tat es nicht und sagte, er habe kein Geld. Als er einige Tage später nach Hause kam und seinen Mantel über einen Stuhl hängte, fielen Dutzende Zloty aus den Taschen auf den Boden.“

Ich weigerte mich kategorisch, mich einzumischen, und antwortete ihr nicht. Ich wollte ohne emotionales Gepäck bei meinem Vater ankommen. Meine Mutter hat mir nie vergeben, dass ich ihre Rechnungen mit ihm nicht beglichen habe.

„Deine Mutter Ronja schrieb mir, dass du verletzt worden seist, als die Italiener 1940 Tel Aviv bombardierten. Wo genau bist du

verletzt worden und wie lange warst du im Krankenhaus?“, fragte mein Vater.

„Ich bin niemals verletzt worden und war nicht im Krankenhaus. Wo hast du denn das gehört?“

„Deine Mutter schrieb es mir in einem Brief.“

„Das glaube ich nicht. Ich bin nie verletzt worden.“

„Du glaubst mir nicht?“, fragte er gekränkt.

Nachdem er lange in seinen Schreibtischschubladen gekramt hatte, zog er einen Brief in der Handschrift meiner Mutter heraus und las mir einen Abschnitt daraus vor. Sie hatte geschrieben, ich sei verletzt worden und sei im Krankenhaus. Sie bat ihn, ihr sofort Geld zu schicken, „um Gigi zu retten“. Ich nahm ihm den Brief aus der Hand und mit dem wenigen Jiddisch, das ich konnte, gelang es mir herauszufinden, was sie geschrieben hatte. Ich war äußerst ärgerlich und wusste nicht, was ich sagen sollte. Es schien mir unfair und unmöglich, diese alten Rechnungen zu begleichen.

„Glaube mir, Sohn, ich hatte damals keinen Cent. Ich bin 1935 nach Amerika gekommen und bin sieben Jahre lang umhergezogen. Ich war erbärmlich arm. Jeder Tag, den ich überlebte, war ein Wunder. Ich hätte dir nicht helfen können. Glaubst du mir?“

„Ich glaube dir. Ich bin dir nicht böse. Das habe ich dir schon geschrieben, als ich dich fragte, ob ich dich besuchen kommen könnte.“

„Ja, ja, ich weiß. Dein Brief hat mich tief bewegt. Ich bin so froh, dass du hier bist.“

„Wirklich?“

„Glaubst du mir nicht? Na gut, ich habe nicht viel von einem Familien-Mann an mir, aber ich will alles tun, was ich kann, damit du dich in den drei Wochen, die du hier bist, wohlfühlst.“ Er zog einen Dollarschein heraus und gab ihn mir.

„Nein danke“, sagte ich.

Ich fühlte mich sehr gedemütigt und hätte gerne gesagt: Lieber Vater! Du hast mich hierher eingeladen, solltest du da nicht sicherstellen, dass ich achtenswert lebe und mich nicht gedemütigt fühle? Immerhin hatte er mich eingeladen. Welches Recht habe ich, Geld von ihm zu erbitten? Wenn er mir keins gibt, bedeutet das, dass er es nicht für nötig hält. Zwar sagt er, er sei froh, dass ich da sei, aber ich bin ihm fraglos lästig. Vielleicht sollte ich bald nach Hause fahren. Drei Wochen in dieser Situation wäre ein langer Albtraum. Die Aussicht, in den Kibbuz zurückzukommen, wieder mit meinen Freunden zu reden und meine Freundin wiederzusehen, wärmte mir das Herz. Aber wenn ich sofort zurückführe – was würde ich ihnen antworten –, was würde ich mir selbst antworten, wenn sie fragten: „Was hältst du nun also nach zwanzig Jahren von deinem Vater? Hast du irgendwelche Gemeinsamkeiten entdeckt? Hast du Liebe für ihn empfunden?“ Ich würde nicht lügen können. Wir hatten die Lösung der Aufgabe noch vor uns. Für die Rückkehr war es zu früh. Wir durften uns nicht als Fremde trennen! Vielleicht war er ja an seinem einzigen Sohn nicht interessiert. Oder er konnte von einem Tag auf den anderen seine Gewohnheiten nicht ändern und sich wie ein liebevoller Vater verhalten. Die einzigen Menschen, die er anscheinend wirklich liebte, waren die Helden seiner Geschichten. Er konnte stundenlang von ihnen sprechen. Wenn ich meinen Vater kennenlernen wollte, müsste ich die Welt in seinem Inneren betreten. Aber wie lernt einer eine Welt kennen, die so fremd und weit entfernt ist? Das war alles etwas entmutigend.

Als ich ein paar Tage danach das dicke Telefonbuch von Manhattan durchblätterte, fand ich die New Yorker Adresse von *HaChomer HaZair* [der junge Wächter], der amerikanischen Abteilung der sozialistischen zionistischen Bewegung, der ich angehörte. Das Büro war in der 88. Straßen, nicht weit von

Vaters Wohnung im Central Park West und 101. Straße entfernt. In den letzten Jahren war ich Jugendleiter in der Bewegung gewesen und ich hoffte, dass ich dort Arbeit finden würde, vielleicht als Berater. Dadurch würde ich während meines Aufenthalts in New York nicht nur unabhängiger, sondern es wäre auch angenehmer.

Am nächsten Tag hatte ich Lust dazu und ging schnell zum dreistöckigen Sandsteingebäude in der 88. Straße. Junge Leute in den blauen Hemden der Bewegung rannten dort hin und her und stritten lebhaft über alles Mögliche.

„Sprichst du hebräisch?“, fragte ich einen Mann, der an mir vorbeiging. „Natürlich. Ich bin David Livni aus dem Kibbutz Chazor. Ich bin der Hauptvertreter der Bewegung hier.“

Wir gaben uns die Hand. Ich sei Mitglied im Kibbutz Beit-Alfa, sagte ich, und ich hätte etwas Erfahrung in der Erziehungsarbeit.

„Beit-Alfa? Wie kommst du denn dann nach Amerika?“

„Mit einem Pass, auf dem steht, ich sei Besamungstechniker aus Haifa.“

„Besamungstechniker? Und was machst du dann hier?“, schrie einer der Studenten.

Mitglieder von *HaSchomer HaZa'ir* würden als Kommunisten betrachtet und würden nicht in die Vereinigten Staaten reingelassen, erklärte ich. Um doch herkommen zu können, hatte ich auf den Rat eines Freundes hin erklärt, ich arbeitete als Besamungstechniker in der Nähe von Kibbutz Sarid. Der Direktor des Instituts war früher einmal Mitglied meines Kibbutz gewesen und er gab mir gerne eine Bescheinigung, in der behauptet wurde, ich arbeitete im Institut. Er lud mich sogar ein, ein paar Tage dort zu verbringen, damit ich ihre Arbeit kennenlernte. Ich veränderte meine Adresse vom Kibbutz nach Haifa, wo meine Mutter wohnte. Damit löschte ich meine Kibbutz-Vergangenheit aus.

Eines schönen Tages zog ich den Anzug aus dem Kleiderlager

des Kibbutz an, band mir einen Schlips von einer Purim-Kostüm-Sammlung um und wickelte mich in einen Mantel, damit niemand diese schreckliche und häretische Aufmachung sehen könnte. Dann ging ich zum amerikanischen Konsulat in Haifa. Ein Beamter des Einreisedienstes prüfte sorgfältig meinen Pass und zeigte Interesse an meinem Beruf. Mein Englisch war nicht so gut, dass ich ihm meine Arbeit hätte erklären können. Ich musste meine Zuflucht zu Gesten nehmen, als er mich gefragt hatte, wie diese Arbeit ausgeführt werde.

Der Beamte brüllte vor Lachen und fragte mit spitzbübischem Zwinkern: „Sagen Sie mal, gefällt Ihnen das?“

Was hätte ich antworten können?

„Irgendjemand muss schließlich eine brünstige Kuh befruchten“, sagte ich. „Aber warum tun Sie das und nicht ein Bulle?“ Er ließ nicht locker. Ich erklärte ihm, dass man eine ganze Herde Kühe mit einer einzigen Portion Sperma befruchten könne, noch dazu von einem preisgekrönten Bullen. Meine Antworten befriedigten ihn offensichtlich. Er gab mir die Erlaubnis, in die Vereinigten Staaten einzureisen.

Ich war erleichtert, dass die zionistische Bewegung Arbeit für mich suchen würde. Und bevor ich mich versah, saß ich in einer Versammlung der obersten Führung mit Mitgliedern der Bewegung und Vertretern aus Israel beisammen. Einige der jungen New Yorker konnten Hebräisch; sie hatten am Führungsseminar in Israel teilgenommen. Ich sagte David Livni, wer mein Vater ist, aber das schien weiter keinen Eindruck auf ihn zu machen. Immerhin kannte David seine Bücher. Aber als ich ihm sagte, wo ich wohnte, sagte er: „Central Park West, wie? Ich denke, da brauchst du überhaupt nichts!“

„Nein, nein.“

Dieser Tag war der erste seit meiner Ankunft in New York, an dem ich nicht mit meinem Vater zu Mittag aß. Stattdessen ging ich mit den zionistischen Vertretern und Studenten in ein

Restaurant – mit meinem einzigen Dollar in der Tasche. Ich sah mir die Speisekarte genau an und bestellte nur eine Schale Suppe. „Ich habe keinen Hunger“, erklärte ich, „ich habe reichlich gefrühstückt.“ Während meine Kameraden Steak, Pommes frites und andere verlockende Dinge aßen, begnügte ich mich mit Suppe. Eine der Frauen, die im Büro arbeiteten und die bald nach Israel auswandern würde, bat mich, ihr Hebräischunterricht zu geben. Ich war von der Aussicht entzückt, ein bisschen Geld zu verdienen.

„Kannst du morgen früh um sieben im Büro sein?“, fragte sie. „Wir fangen um acht an.“ „Natürlich“, sagte ich eifrig.

An diesem Abend erzählte ich meinem Vater von der Arbeit, die ich gefunden hatte, und er schüttelte den Kopf. „Ein Hebräisch-Lehrer um sieben Uhr morgens?“ „Ich bin das frühe Aufstehen gewohnt.“ „Na schön“, sagte er und ging wieder an sein Schreiben.

Am nächsten Morgen regnete es. Ich rannte den ganzen Weg und war um sieben da. Wenn ich die Untergrundbahn nehmen und meine neue Schülerin mir an dem Tag nicht mein Gehalt zahlen würde, hätte ich nicht genug Geld für eine Suppe. Aber zu meiner Erleichterung gab sie mir nach dem Unterricht einen Dollar. „Ich hoffe, es ist genug“, sagte sie. „Ich habe sehr viele Ausgaben bei der Vorbereitung meiner Auswanderung.“

Mit mehr als einem Dollar im Portemonnaie fühlte ich mich reich und beschloss, das mit einem Ausflug zum Times Square zu feiern. Ich stieg aus der Untergrundbahn und entdeckte unzählige Elektroläden. Ich hatte schon lange davon geträumt, dass ich mir ein Radio kaufen könnte. Wir hatten im Kibbuz nur ein einziges Radio. Es stand im Speisesaal und die Leute versammelten sich immer drum herum.

Alles am Times Square machte mich schwindlig. Ich bewunderte den Cowboy, der über einer riesigen Packung *Camel* unendliche Rauchringe ausstieß. Wie machten sie das nur? Auf einem der

Gebäude erschienen die Nachrichtenschlagzeilen in Leuchtbuchstaben ganz oben unter dem Dach. Chruschtschow hatte etwas erklärt, das ich nicht verstehen konnte. Ich ging weiter. Ein Priester an einer Straßenecke bat Jesus dringend, die Menschheit zu retten.

Als ich weiterging, griff mir eine Prostituierte in einem sehr kurzen Rock an die Genitalien und flüsterte: „He Mann, willst du mich bumsen?“

„Nein, nein“, rief ich panisch und stieß ihre Hand weg. Vielleicht hatte der Priester ja doch recht.

In einem der Elektroläden entdeckte ich einen Fernsehapparat, ich sah so etwas zum ersten Mal und stand wie hypnotisiert vor dem Schaufenster. Auf dem Bildschirm war Charlie Chaplin zu sehen, wie er mit seinem Spazierstock einher trottete. Ich sah lange Zeit andächtig zu – man muss mir den Bauerntölpel angesehen haben, der ich ja auch war.

Die Beziehung zwischen mir und meinem Vater blieb kalt. Ich ging am frühen Morgen fort und kam am Abend zurück. Meine täglichen Mittagsmahlzeiten bestanden aus Suppe und Brötchen – anscheinend nahm ich ab. Als ich eines Tages nach Hause kam, war mein Vater in außergewöhnlich guter Stimmung. Alma sagte mir, der Grund dafür sei, dass er eine Geschichte für tausend Dollar verkauft hatte.

„Tausend Dollar“ wiederholte ich ungläubig. Es kam mir sehr viel vor. Ich gratulierte ihm und er lächelte mir seinen Dank zu.

„Sag mal, hast du außer marxistischer Literatur auch einige meiner Bücher gelesen?“

„Ja, *Satan in Goray* und *Die Familie Moskat*. *Satan in Goray* mochte ich nicht. *Die Familie Moskat* war in Ordnung.“

„Was mochtest du an *Satan in Goray* nicht?“, fragte er.

„Dein Schreiben ist mystisch und voller Sex und spiegelt nicht das jüdische Leben in Polen wider.“

„Woher weißt du denn, wie das war?“, fragte er.

„Ich habe die Bücher deines Bruders I.J. Singer gelesen. Er schreibt über das jüdische Proletariat, den Klassenkampf in einer Textilfabrik in Lodz und den Krieg gegen kapitalistische Ausbeutung.“

Mein Vater lachte. „Der Herausgeber der jiddischen Tageszeitung *Forverts* Abe Cahan möchte, dass auch ich über die Arbeitskämpfe der Juden schreibe. Eines Tages wirst du aufwachen, mein Sohn, und mit eigenen Augen sehen, wie dein Marxismus niedergeht, und dann wirst du vielleicht verstehen, dass Literatur nicht wie in Russland ‚sozialistischer Realismus‘ oder politische Plakatierung ist“, sagte er sarkastisch.

„Genau so interpretiert jeder Imperialist und Reaktionär die Revolution, ich sehe, dass auch du nicht anders bist. Der wirtschaftliche Erfolg der Sowjetunion ist euch ein Dorn im Auge“, antwortete ich.

Alma merkte, dass gerade ein heftiger Streit entstand, und bat meinen Vater, nicht zu hart mit mir zu sein.

Am Ende der ersten Woche dort hatte ich genug und beschloss, nach Israel zurückzufahren. Es gab für mich keinen Grund, länger in New York zu bleiben. Neben allem andern konnte ich nicht ertragen, dass mein Vater ein Reaktionär war. Die Barriere zwischen uns schien unüberwindlich. Ich marterte mein Hirn mit dem Versuch herauszufinden, was wir außer dem Blut gemeinsam haben mochten. Er war Kapitalist und ich war Sozialist. Er war ein *luftmensch* und lebte von Luft und ich war ein Fischer, der im Schweiß seines Angesichts sein Brot in einem Kibbuz verdiente. Er war ein Jiddist und schrieb in einer toten Sprache und ich war Israeli und sprach modernes Hebräisch. Er war die Verkörperung der Diaspora und ich lehnte die Diaspora ab. Er glaubte an Dämonen und Geister und war auf jede mögliche Weise abergläubisch – ich dagegen war Materialist und Rationalist. Ich weiß, dass er sich damals in

Polen fast zu Tode gehungert hatte, um dem Dienst in der polnischen Armee zu entgehen, während ich ein stolzer Soldat gewesen war, der im israelischen Unabhängigkeitskrieg gekämpft hatte. Musste ich mich einen mir fremden Weg entlang tasten, nur weil er mich gezeugt hatte? Unsere Welten waren unterschiedlich und es sah nicht so aus, als könnte die Kluft zwischen ihnen jemals überbrückt werden.

„Gigi, was machst du da im Kibbuz?“, fragte er. „Ich bin Fischer.“ „Fischer? Seit wann sind Juden Fischer?“ Er versank tief in seine Gedanken. „Vielleicht als sie an den Flüssen Babylons lebten? Fischen ist kein jüdischer Beruf. Das Neue Testament erwähnt Fischer vom See Genezareth“, erinnerte er sich. Plötzlich wechselte er ins Hebräische. „Gigi, gibt es irgendwelche Frauen in deinem Leben?“

„Nein. Es gibt in meinem Leben keine Frauen. Nur ein einziges Mädchen und sie arbeitet im Kuhstall des Kibbuz.“

„Eine Kuhhirtin?“ „Sie arbeitet im Kuhstall.“

Gespräche mit ihm laugten mich aus. Damals verstand ich nicht, dass er auf diese Weise versuchte, seinem Sohn näherzukommen.

Eines Tages, als ich, wie gewohnt, mit den Leuten von der Bewegung zu Mittag aß, bemerkte David Livni, dass ich wieder nur Suppe und Brötchen aß. „Sag mal, brauchst du Geld?“, fragte er. „Lass mich dein Essen bezahlen.“

„Wie meinst du das? Ich brauche kein Geld.“ Ich fühlte, wie ich rot wurde. Mein Stolz ließ nicht zu, dass ich meine prekäre Lage zugab.

„Kannst du einen Lastwagen fahren?“, fragte David.

„Ich habe als Fahrer im Kibbuz gearbeitet und dreimal am Tag Milchkannen in die Molkerei-Kooperative in Tel Josef gefahren. Ich habe einen internationalen Lastwagenführerschein.“

„Wunderbar! Kannst du morgen anfangen?“

Am nächsten Tag sagte David, ich solle Küchenausstattung nach Liberty, New York, fahren. Dort hielt die Bewegung ein Sommerlager ab.

„Kein Problem. Aber jemand muss mir zeigen, wie ich nach Liberty komme.“

„Nimm hundert Dollar für Kraftstoff, Gebühren und andere Ausgaben.“

„Hundert Dollar? Was soll ich mit so viel Geld?“ „Kauf dir ein paar Brötchen und einen ganzen Topf Suppe.“ Er lächelte.

An diesem Abend fragte mich mein Vater, ob ich Geld brauche und gab mir einen Dollarschein.

„Nein danke“, sagte ich. „Nimm nur, nimm nur. In Amerika weist man niemals Geld zurück.“ Er versuchte mich zu überreden und steckte mir den Schein in die Hemdentasche. Ich gab ihm das Geld zurück. Er schien gekränkt zu sein. Ich steckte die Hand in die Tasche und zog fünf Zwanzigdollarscheine aus meiner Briefftasche.

„Woher hast du so viel Geld?“, schrie mein Vater. „Hast du eine Bank ausgeraubt?“

„Ich bin Lastwagenfahrer.“

„Lastwagenfahrer? Alma, komm schnell! Sieh dir Gigi, meinen Sohn, an! Lastwagenfahrer. Kaum ist er in Amerika angekommen und schon ist er erfolgreich. Er hat es geschafft! Er ist in Ordnung!“ Er wurde sehr aufgeregt. Ich konnte sehen, dass er zum ersten Mal stolz auf seinen Sohn war. Er stand vom Sofa auf, kam auf mich zu und umarmte mich herzlich. Konnte wirklich die Tatsache, dass ich Geld verdiente, der Grund für seine Aufregung sein? Ich verstand das nicht. War Geld die Ursache dafür, dass er mir gegenüber verändert war? Hatte er mich prüfen wollen?



4

DÄMONEN UND GEISTER IM RESTAURANT STEINBERG

Die Bewohner des Broadways waren es gewohnt, ihn am Nachmittag mit einer Tüte mit Körnern in der Tasche spazieren gehen zu sehen. Hin und wieder blieb er stehen und musterte die abgeschrägten Dächer der großen Gebäude. Er suchte nach seinen Freunden, den Tauben. Wenn er sie erblickte, nahm er eine Handvoll Körner aus seiner Tasche und streute sie auf den Gehweg. Ein Schwarm hungriger Tauben landete dann zu seinen Füßen und pickte sie eifrig auf. Er sah sie freundlich an, freute sich über ihren Appetit und lächelte: „Diese Tauben sind Geschöpfe Gottes. Wer von uns kann schon sicher sein, dass er in seinem nächsten Leben nicht als ein Geschöpf mit Flügeln wiederkommt?“ In diesem Satz war das Credo meines Vaters kurz zusammengefasst: In ihm verbanden sich höhere Welten und niedrigere Welten in untrennbarer Vereinigung. Seine Füße ergingen sich im zwanzigsten Jahrhundert, aber seine Ohren wandten sich geheimen, mysteriösen Stimmen zu.

„Glaubst du wirklich an diese Mächte?“, fragte ich, als wir einige Wochen, nachdem ich angekommen war, durch Manhattan bummelten. Er lächelte, als wollte er sagen: Du würdest deinen Ohren ohnehin nicht trauen.

„Ja, ich glaube, dass diese Mächte existieren. Wir sehen sie nicht, aber sie sind ein fester Bestandteil unseres Lebens. Ich weiß nicht sicher, wer ein Dämon und wer ein Geist ist. Das sind nur Namen, aber Geister und Dämonen gehören wesentlich zu unserer Erfahrung. Manchmal wollen uns diese Mächte wohl und unterstützen uns und manchmal wollen sie uns übel und wirken gegen uns. Wenn du so willst, ist es die Umkehrung der Realität. Ich denke, dass sich in der Zukunft erweisen wird, dass

diese Geschöpfe keine Folklore, sondern erfahrbare Tatsachen sind.“

Wir blieben stehen. Er zog die Tüte aus der Manteltasche und streute die Körner auf den Bürgersteig der 96. Straße. Hungrige Tauben stießen auf uns herab und eine von ihnen landete sogar auf dem Hut meines Vaters. Er lachte wie ein Kind. Er glaubte, dass die Tauben ihn kannten und dass sie jeden Tag ungeduldig auf ihn warteten. „Eine Taube würde nicht auf dem Hut von irgendeinem landen, der den Broadway lang geht. Mit ihrer göttlichen Intuition können sie einen jüdischen Schriftsteller erkennen und sie sind sicher, dass er nichts tun wird, was sie verletzen könnte.“

Der Streifenpolizist erschien in der Ferne. Mein Vater steckte den Beutel schnell in seine Manteltasche und wir gingen fort. Anscheinend hatte sich seine Furcht vor Autoritäten im Laufe der Jahre nicht gelegt. Wenn einer einmal illegal in einem Land gelebt hat, verliert er seine Furcht vor Autoritäten sein Leben lang nicht.

Wir gingen ins Steinberg und setzten uns an den Tisch in der Ecke, an dem mein Vater gewöhnlich saß. Der Besitzer war ein

alter Bekannter von ihm und begrüßte ihn warmherzig. Mit einem Anflug von Stolz zeigte mein Vater auf mich: „Das ist mein Sohn aus Erez-Israel. Er ist zu Besuch.“

Der Restaurantbesitzer gaffte uns an. „Herr Singer“, sagte er, „Sie haben mir nie erzählt, dass sie einen Sohn in Israel hätten.“

„Oh ja, es gibt vieles, was ich Ihnen nicht erzählt habe.“ Er lächelte.

Wir bestellten Kaffee und Apfelkuchen. Es war kalt, ein Wintertag, und erst, als wir uns beide aufgewärmt hatten, fühlte ich mich so behaglich, dass ich ihm Fragen stellen konnte. Seit ich für die Bewegung zu arbeiten begonnen hatte, hatte sich unsere Beziehung verbessert. Ich sehnte mich danach, ihn so kennenzulernen, wie ein Sohn einen Vater kennt. War er wirklich so abergläubisch? Als Marxist, der ich damals war, konnte ich das einfach nicht verstehen. Ich sah um mich und dann fühlte ich mich mutig genug zu fragen: „Sieh mal, niemand hört uns zu und ich schwöre, ich will dein Geheimnis niemals ausplaudern. Glaubst du wirklich und wahrhaftig an Dämonen und Geister oder ist das ein literarischer Trick, den du benutzt, um schwierige Themen zu behandeln, für die es keine rationale Lösung gibt?“

Er lächelte mich an und wischte die Frage mit seiner üblichen Handbewegung weg. Wahrscheinlich dachte er, dass ein Streit mit mir über diese Themen nur unnütz Zeit kosten würde. „Ich weiß, dass Materialisten wie du Dämonen und Geister als Geschöpfe des Aberglaubens abtun. Aber du solltest wissen, dass es heutzutage viele Naturwissenschaftler gibt, denen Tatsachen begegnet sind, die sie weder erklären noch leugnen können.“ Er sagte, Materialisten gäben solchen Erscheinungen Namen wie Telepathie, Intuition, Instinkt und so weiter. „Aber diese Kräfte sind immer bei uns, und wenn du sie nicht hast, bist du kein Mensch. Ohne sie gibt es keine Liebe. Du hast doch in Israel eine Freundin, nicht?“

Ich nickte. In einem meiner Briefe hatte ich ihm von ihr erzählt. Mein Vater glaubte, dass, wenn ein Mann und eine Frau einander liebten, ihre Kommunikation miteinander so sei, dass sie fast die Gedanken des anderen lesen könnten. Keine Liebe ohne Telepathie, sagte er immer wieder, ebenso wenig gibt es Wissen ohne Instinkt. „Hast du nicht manchmal genau gewusst, was deine Freundin dachte, ohne dass sie es dir gesagt hatte?“ „Oft“, erwiderte ich. Er lächelte.

Mein Vater nahm ein Stückchen vom Apfelkuchen und trank einen Schluck Kaffee. Eine Zeit lang schwiegen wir. „Es gibt vieles, was wir nicht erklären können“, fuhr er fort. Er erzählte mir von einer Frau aus der Stadt Bilgoray. Die Frau hatte nie etwas von Lotterie gehört. Eines Nachts träumte sie, ihr Mann hätte fünfhundert Zloty in einer Lotterie in der Nähe von Lublin gewonnen. Sie ging zu seiner Mutter und erzählte ihr von dem Traum. Eine Woche darauf fuhr ihr Mann nach Lublin und fand heraus, dass er fünfhundert Zloty gewonnen hatte. „Hast du dafür eine Erklärung?“, fragte er.

„Nein, hab’ ich nicht. Bist du sicher, dass die Geschichte wahr ist?“ „Ich kannte die Frau.“

Er wechselte das Thema: „Ich glaube, dass Seelen mittenachts aus ihren Gräbern kommen und sich mit Dämonen und Geistern verbinden. Gigi, würdest du gerne allein um Mitternacht auf einem riesigen Friedhof in Queens Wache halten? Hättest du keine Angst?“

„Nein, ich hätte keine Angst. Ein Friedhof wäre zur Mitternacht allerdings nicht gerade mein Lieblingsaufenthaltsort. Ich habe viele Nächte im Negev auf der Lauer gelegen und war die einzige Wache, der einzige, der nicht schlief, auf unserer Seite der ägyptischen Befestigung.“

Mein Vater dachte, dass Männer wie Newton nicht nur aufgrund ihres Genies zu ihren Einsichten gekommen seien, sondern auch mit der Hilfe verborgener Kräfte, die einige

Instinkt nannten. „Kannst du mir erklären, was ‚Instinkt‘ ist?“, frage er.

Eine Biene kam ins Restaurant zu unserem Tisch geflogen. Sie umkreiste langsam den Apfelkuchen meines Vaters und summtete laut. Zuerst hatte mein Vater Angst, dann interessierte ihn die Flugbahn der Biene. Er wollte ihre Motive verstehen, den Grund dafür, dass sie ausgerechnet im Steinberg auftauchte. Schließlich landete die Biene auf seinem Teller und krabbelte weiter auf den Kuchen.

„Wir wissen, dass Bienen Honig produzieren“, sagte er und zeigte auf sie. Er fragte, ob ich ihm erklären könne, wie sie das machten. Manchmal flog eine Biene an Hunderten blühender Blumen vorbei, bis sie endlich, Meilen von ihrem Stock entfernt, die besondere Blume fand. Wenn man sagt, dass ihr Instinkt sie geführt habe, erklärt das nicht, was Instinkt ist. Plötzlich flog die Biene auf und begann zu kreisen. Mein Vater wurde nervös und wedelte mit der Hand, um sie zu vertreiben. Als die Biene wegflog, sagte er: „Wer weiß, was sie dazu hätte veranlassen können, einen jüdischen Schriftsteller zu stechen?“

Leute kamen und gingen. Wir blieben eine Weile dort sitzen. Die Zeit fürs Mittagessen war vorbei. Mein Vater sah an die Decke und sprach halb zu mir und halb zu sich selbst: „Wenn der Engel des Herrn jetzt geradewegs ins Steinberg herabstiege, kann ich mir vorstellen, dass Naturwissenschaftler ihm einen Namen geben und ihn in ihre Wissenschaftswelt integrieren würden. Wenn wir das Wort ‚Natur‘ für das Wort ‚Gott‘ einsetzen, haben wir damit wirklich gar nichts getan“, sagte er. „Denn was ist schließlich Natur? Wie funktioniert sie? Welchen Gesetzen folgt sie? Kann man ihre Kräfte sehen? Was hält sie in Gang? Der Unterschied zwischen uns und religiösen Leuten ist, dass wir das Unbekannte Natur nennen und dass sie es Gott nennen. All unser Wissen von der Welt ist praktisch. Wir wissen, wie wir einige der Regeln der Natur gebrauchen können, aber es ist nur ein oberflächliches Wissen für den Gebrauch.“

„Hat dein Bruder auch so gedacht?“ „Nein, nein. Übrigens hat mich seine Frau Genia gestern angerufen. Ich habe ihr erzählt, dass du hier bist. Sie möchte dich sehr gerne sehen. Sie erinnert sich von Warschau her an dich, als du fünf warst. Erinnerst du dich an sie?“ „Nein.“

„Wenn es dir recht ist, können wir sie besuchen. Nein, vielleicht solltest du besser alleine zu ihr gehen. Sie wohnt in der Nähe. Ich habe keine Zeit für Besuche.“

Wir verließen das Restaurant. Ein kalter Westwind wehte vom Hudson und von den Bäumen gefallene braune Blätter wirbelten auf dem Boulevard umher. Mein Vater hob den Kopf und suchte die Tauben. Einige klammerten sich an die Fenster in den oberen Stockwerken der Gebäude, um nicht weggeweht zu werden. Sie sahen in ihrer taubenhaften Ruhe zu uns herunter.

„Sie warten auf uns“, sagte er und zog seine Tüte mit Körnern heraus. Wieder kamen die Tauben von allen Seiten herab. Leute mit zugeknöpften Mänteln und hochgeschlagenen Kragen eilten vorbei und sahen uns amüsiert an: Die da haben Zeit, Tauben zu füttern? Der Wind nahm zu und mein Vater hielt seinen Hut mit der einen Hand fest und streute mit der anderen die Körner aus. Mit den Tauben sprach er jiddisch – er war überzeugt, sie würden ihn verstehen. Ein großer Vogel stand etwas entfernt, sah uns an und nahm nicht am Festmahl teil. Mein Vater warf eine Handvoll Körner in seine Richtung, aber dieser Typ geruhte nicht, näher zu kommen. Er weigerte sich und schüttelte den Kopf. Dann breitete er die Flügel aus und flog davon.

„Der Heilige weigert sich, Geschenke von Menschen anzunehmen“, erklärte mein Vater.

Wir gingen nach Hause und mein Vater ruhte sich wie gewöhnlich in seinem Sessel aus. Seine blauen Augen erschienen in dem dämmrigen Raum weniger blau. Einige Lichtstrahlen beleuchteten sein Gesicht. Überall im Wohnzimmer ragten Stapel von Büchern, Zeitungen und

Zeitschriften hoch auf – in Bücherregalen, auf dem Schreibtisch, auf dem Boden. Die vielen Übersetzungen seiner Bücher waren in den Regalen aufgereiht. Ich konnte nicht umhin zu bemerken: „Jiddisch ist eine Sprache, die entweder tot ist oder die gerade stirbt und die eine tödliche Wunde im Holocaust bekam. Ohne Übersetzung können deine Bücher nur wenige Leute lesen.“

„Das weißt du vielleicht nicht“, sagte mein Vater, „aber Hebräisch war auch zweitausend Jahre lang eine tote Sprache. Aber ein Wunder geschah und sie kehrte ins Leben zurück. Wir können nicht wissen, ob ein solches Wunder nicht auch dem Jiddischen geschehen kann. Es gibt noch viele Juden in der Welt, die Jiddisch lesen. Ich weiß, dass Jiddisch eine Sprache der Vergangenheit ist, aber selbst wenn ich der letzte Schriftsteller wäre, der es schreibt, würde ich weiter auf Jiddisch schreiben“, verkündete er voller Empfindung.

Ich zog *Satan in Goray* aus dem Regal und blätterte darin. Als das Buch auf Hebräisch erschienen war, hatte ich es gelesen, als ich noch im Kibbuz in der Schule war. Ich erinnere mich, wie der Lehrer davon erzählte. Ich war so aufgeregt, ich rannte in die Bücherei. Endlich konnte ich etwas lesen, das mein Vater geschrieben hatte! Ich schlug es zufällig beim Kapitel „Eine Hochzeit auf einem Dunghaufen“ auf und ich war gleich sehr irritiert. Damals waren wir glühende Anhänger des sozialen Realismus. Eifrig lasen wir Bücher wie *Der tapfere rote Stern* und *Weit weg von Moskau* und alles Mögliche, das den Sozialismus in der Sowjetunion verherrlichte. Wir glaubten, Literatur habe wesentlich zur Errichtung des Regimes beigetragen. Das Buch meines Vaters las ich heimlich und die Beschreibungen von Sex verwirrten mich. Meine Gefühle waren nicht vorbereitet, auf dieses Werk zu reagieren. Ich war zurückhaltend und schämte mich. Ich vergrub das Buch unter meiner Matratze, damit die anderen Jungen es nicht lesen und mich nicht damit aufziehen könnten. Zehn Jahre später erzählte ich in New York meinem Vater davon.

„Ein Buch verstecken, damit andere es nicht lesen, ist, als würde man es verbrennen“, sagte er.

„Warum spielt in deinen Büchern Sex eine so große Rolle? Und warum bist du so versessen darauf, sanfte Jeschiwaschüler mit Schicksen ins Bett zu stecken? Ist das typisch fürs Schtetl?“

Selbst in der Bibel gebe es Geschichten über Sex und Lust. Nicht er lege einem Rabbi eine Schickse ins Bett. Das hätten schon die Autoren der Bibel getan. Sie hätten unseren Königen Schicksen ins Bett gelegt und sich für nichts, was menschlich ist, geschämt. Sie hätten oft in unklarer Sprache über Sex, über Lust und über Mord geschrieben. In der jüdischen Religion gebe es kein Tabu für Lust. Lust werde in der Bibel oft erwähnt. Wenn die Propheten das Volk Israel ermahnt hätten, hätten sie es „Huren“ und „Ehebrecher“ genannt. Wenn sie ihre Liebe zu ihrem Volk hätten ausdrücken wollen, hätten sie oft sexuelle Symbole gewählt: Gott ist der Ehemann und die Nation ist die „Jungfrau Israel“. Leute, die sich von Lust und Sex angeekelt fühlten, seien keine Juden!

Dann sprachen wir über die Beziehung zwischen Juden und Gojim und mein Vater drückte seine Sorge über das Ansteigen der Anzahl der gemischten Ehen in Amerika aus.

„Was ist an gemischten Ehen falsch, wenn die Menschen einander lieben?“, fragte ich. „Ist eine wahre Liebe nicht stärker als Religion oder Nationalität?“ Seiner Erfahrung nach endeten die meisten gemischten Ehen mit einer Scheidung.

„Die Juden sind keine Rasse. Wir alle sind Enkel nicht nur von Juden, sondern auch von anderen Nationen der Welt. Wir konnten nicht zweitausend Jahre lang rasserein bleiben. Fremdes Blut ist uns beigemischt und wir fragen einen blauäugigen Juden nicht, ob er reinrassig sei oder nicht. Die Hauptsache ist, was einer in seinem Herzen empfindet und zu welchem Volk er gehören möchte. Im Talmud heißt es: Wenn eine nicht jüdische Frau Jüdin sein möchte, ist sie eine von uns.

So wie die Moabiterin Ruth zu ihrer Schwiegermutter sagte:
„Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott.““

Für ihn sei eine solche nicht jüdische Frau in jeder Hinsicht eine Jüdin, ob sie nun zum Judentum konvertiert habe oder nicht. Die Hauptsache sei ihr Glaube, selbst wenn sie den nicht um seiner selbst wegen angenommen habe. Aber Liebesheiraten, von denen die meisten sinnlich begründet seien, erwiesen sich nicht als gut. „Wenn Fremde in ihrer eigenen Art und ihrer eigenen Identität zu uns kommen, gehören sie zu uns. Und wenn ein Jude von uns weg geht, wird er zu einem Fremden. Die Söhne Esau und Ismael waren auch Söhne unseres Vaters Abraham, aber sie gehören nicht zu uns, da sie einen anderen Weg einschlugen. Es ist für den Menschen schwerer, in Gemeinschaft mit einem anderen Menschen zu leben, als das Rote Meer zu teilen, und mit der Tochter eines anderen Volkes zu leben ist für einen Juden siebenmal schwerer.“

Mein Vater betrachtete die Liebe zwischen einem jüdischen Mann und einer nicht jüdischen Frau nicht als etwas Negatives. Wenn die nicht jüdische Frau sich uns anschließe, werde diese Liebe als positiv angesehen, denn viele von uns seien ohnehin Nachkommen gemischter Vereinigungen. „Vergiss nicht, dass König David ein Nachkomme der Moabiterin Ruth ist – und er war ein Symbol der Heiligkeit.“

Die letzten Sonnenstrahlen glühten. Eine Zeit lang saßen wir schweigend da.

Im Laufe der Jahre arbeitete er diese Gedanken weiter aus. Es waren Wanda und Jakob in *Jakob der Knecht*, Magda und Jascha in *Der Zauberer von Lublin* und Jadwiga und Hermann in *Feinde, die Geschichte einer Liebe*.

GEBURTSWEHEN BEI EINER GESCHICHTE

Das Schreiben und besonders das Geschichtschreiben blieb mir ein Rätsel. Ich habe mich oft gefragt, wie eine Geschichte geboren wird. Und obwohl ich der Sohn eines Schriftstellers bin, war mir der Prozess des Schaffens eines literarischen Werkes ein großes Rätsel. Wie nehmen die Gedanken Gestalt an? Ich fragte ihn immer wieder. Mein Vater konnte solche Fragen nicht beantworten, es war, als wäre es auch ihm ein Rätsel. Alle seine Schöpfungen waren auf unterschiedliche Weise entstanden. Es gab kein Muster.

Als ich bei meinem ersten Besuch bei ihm in New York war, versuchte ich in dieses Geheimnis einzudringen, indem ich ihn mit Adлераugen beobachtet und genau auf seinen Tagesablauf achtete. Mein Vater wachte jeden Morgen um sieben Uhr auf und lag dann noch zwei Stunden im Bett. Ich fand heraus, dass er in dieser Zeit über die Geschichte nachdachte, an der er gerade arbeitete. Auf dem Nachtschisch neben seinem Bett lagen Notizbücher, die er unaufhörlich mit Ideen, Eindrücken, Synonymen und allem füllte, von dem er meinte, er könne es für seine Geschichten gebrauchen. Ich sah oft, wie er die Augen schloss, wenn er das richtige Wort oder eine besondere Redewendung suchte. Wenn sich ein Lächeln auf seinem Gesicht ausbreitete, wusste ich, dass ihm die Lösung für das Problem eingefallen war, über das er gerade nachgedacht hatte. Wenn die zwei Stunden der Konzentration vorüber waren, war die Geschichte in allen Einzelheiten sorgsam strukturiert und gewebt.

Um neun Uhr setzt er seine dünnen Beine auf die Wage neben seinem Bett und beobachtet lange den Zeiger, um sicher zu sein, dass er nicht zugenommen hat. Wenn er sich vergewissert hat, dass alles in Ordnung ist, geht er schnell ins Badezimmer und weicht sich eine halbe Stunde lang in heißem Wasser ein.

Ich denke, auch dabei ist er noch tief in Gedanken und vollendet den kreativen Prozess. Nach seinem Bad wickelt er sich in einen grauen Bademantel und geht schnell in die Küche, um eilig zu frühstücken. Nun ist er von seiner Geschichte besessen und wild darauf, sie aufs Papier zu bringen. Er zieht seinen Stuhl unter dem Schreibtisch hervor, setzt sich und schreibt Seite für Seite, ohne innezuhalten. Ich sehe, wie sich die Gefühle seiner Helden in seinem Gesicht spiegeln: Er freut sich mit ihnen und genießt ihre geistreiche Schlagfertigkeit. Einen Augenblick später sehe ich, wie er sich quält, wenn ihnen Katastrophen widerfahren. Alle paar Minuten klingelt das Telefon. Gewöhnlich sind es seine Fans aus Brooklyn oder der Bronx, die über seine letzte Geschichte im *Forverts* mit ihm sprechen möchten. Schon bald erzählen sie dann von ihren eigenen Problemen und mein Vater schüttelt den Kopf und murmelt etwas auf Jiddisch. Wenn er aufgelegt hat, rennt er zu seinem Stuhl zurück und schreibt weiter, als ob ihn nichts unterbrochen hätte.

Diese Telefongespräche störten ihn anscheinend nicht. Es machte ihm nichts aus, alles fallen zu lassen und das Telefon aufzunehmen, als ob er erwarte, wunderbare Neuigkeiten zu hören. Wenn er gerade eine Geschichte schrieb, die in seinem Kopf schon vollendet war, war es für ihn nicht schwer, sie für den Augenblick liegen zu lassen. Er konnte immer gleich dort weitermachen, wo er unterbrochen worden war. Gegen Nachmittag hörte er gewöhnlich zu schreiben auf. Was mich am meisten überraschte, war, dass er das, was er geschrieben hatte, nicht noch einmal durchging. Er überprüfte nur, ob die Seiten richtig nummeriert waren. Er steckte das Manuskript in einen Umschlag, frankierte ihn und schickte ihn an seinen amerikanischen Übersetzer.

„Wie kommt es, dass du das, was du schreibst, nicht noch einmal durchgehst?“, fragte ich ihn. „Ist dein Schreiben so perfekt, dass weder Fehler noch Wiederholungen drin sind? Sind da keine Sätze, die du rausnehmen müsstest?“

„Der Text kommt in der englischen Übersetzung zu mir zurück und dann poliere ich jeden Satz.“

Am Tag darauf rief jemand von *The New Yorker* an. Einer der Redakteure, der fließend Jiddisch sprach, hatte die Geschichte für den Chefredakteur übersetzt und der hatte sie zur Veröffentlichung angenommen.

Mit einem Lächeln erzählte er mir eines Tages, als wolle er meine wiederholten Fragen danach, wie seine Geschichten geboren würden, schließlich doch noch beantworten, das Folgende. Als er an dem Buch *Max, der Schlawiner* arbeitete, war es ihm gelungen, sich nach Polen zurückzusetzen. Er hatte die jüdische Unterwelt Warschaus wiederbelebt, die er als junger Mann kennengelernt hatte. Er identifizierte sich so stark mit seinen Charakteren, dass ihm selbst auffiel, dass er wie die Diebe und Schlächter sprach, über die er schrieb. Slang-Ausdrücke der Warschauer Zuhälter tauchten in seinem Gedächtnis auf und er ertappte sich dabei, wie er - genau wie sie - laut fluchte. „Es gab Zeiten, in denen ich sogar hörte, wie Prostituierte Passanten in der Krochmalna-Straße anmachten.“

Er sagte mir, eine Geschichte werde nicht gleich ganz geboren. Erst einmal brauche er einen Plot und für ihn sei es einfacher, wenn es eine Liebesgeschichte sei. Wenn er sich für eine Geschichte entscheide, ziehe er immer eine Erzählung von Ehebruch vor. Liebe der Verheirateten sei einfach nicht so stark wie ihre heimliche Version. Aber das Schreiben ging ihm nicht immer leicht von der Hand. Oft gab es Zeiten, in denen sich eine seiner Ideen einfach nicht in eine Geschichte verwandeln ließ, und dann blieb der Plot unweigerlich stecken. Einige Hunderte Seiten von Romanen, deren Plots in eine Sackgasse geraten waren, legte er beiseite. Wenn er darüber sprach, verglich er eine seiner nicht beendeten Geschichten mit einem defekten Motor, den man besser ausmusterte, als dass man versuchte, ihn zu reparieren.

„Wenn ich mich auf eine Geschichte einlasse, muss ich überzeugt sein oder wenigstens glauben, dass ich der Einzige bin, der sie schreiben kann. Ich muss einen starken Drang fühlen, sie zu schreiben. Außerdem muss sie meine Welt zeigen und meinen Glauben als Schriftsteller widerspiegeln. Wenn eines dieser Elemente fehlt, schreibe ich die Geschichte nicht.“

Jede Figur, die er in seinen Werken darstellt, ist seiner wirklichen Erfahrung entsprungen. Ich weiß das, denn ich war Augenzeuge und habe ihm zugehört, wie er von Ereignissen in seinem Leben erzählte. Er muss eine Person gekannt haben, um sie darstellen und sie auf den Pfad seiner Imagination führen zu können. Alles, was mein Vater anscheinend brauchte, war ein Körnchen Wahrheit, um daraus einen fiktiven Plot zu konstruieren. Zum Beispiel erinnere ich mich an einen Tag, als wir in einer Cafeteria am Broadway saßen. An einem Tisch in der Ecke saß eine Frau in den Sechzigern mit einem langen weißen Bart. Sie rauchte eine Zigarre. Weder mein Vater noch ich konnte den Blick von ihr wenden. „Ich merke, dass sie eine faszinierende Geschichte hat“, flüsterte er mir zu. Ein Freund meines Vaters betrat das Restaurant und mein Vater bat ihn, ihn ihr vorzustellen. Er zog an ihren Tisch um und schließlich sprachen sie stundenlang miteinander. Den ganzen Tag über beschäftigte er sich innerlich mit dieser bärtigen Frau. Nicht lange nach dieser Begegnung kam seine Geschichte *Der Bart* heraus.

Dann klopfte jemand an meine Tür. Ich öffnete und das, was ich sah, war wie ein Albtraum. Vor der Tür stand eine Frau in einem schäbigen schwarzen Kleid, in Männerschuhen und mit einem Hut auf dem Kopf. Sie hatte einen weißen Bart. Sie lehnte sich auf einen Stock. Ich wusste sofort, wer sie war – Frau Pupko. ... Sie nahm eine Zigarre heraus und zündete sie an. Vielleicht ist es ja doch ein Mann, dachte ich. Aber ich sah, dass sie große Brüste hatte. Wahrscheinlich androgyn, vermutete ich.

Der Plot hat natürlich seine eigene Singer-Windung, aber der Anblick der Frau und die wenigen biografischen Details, die mein Vater von ihr hatte erfahren können, genügten ihm, um daraus eine reiche fiktionale Erzählung zu weben. Die Frau Pupko aus der Geschichte *Der Bart* existiert also tatsächlich. Ich habe sie mit eigenen Augen gesehen.

Mein Vater hatte die Gewohnheit, von seinen Büchern immer ein oder zwei Kapitel hintereinander weg zu schreiben. Wenn diese Kapitel fertig waren, wurden sie im *Forverts* veröffentlicht. Man erwartete von ihm, dass er der Zeitung jede Woche eine zweitausend Worte umfassende Geschichte aushändigte. Erst wenn das Buch abgeschlossen war und er die englische Übersetzung gelesen hatte, konnte er ihre Fehler erkennen: Manch ein Plot, der für ihn im Jiddischen gut funktioniert hatte, hielt im Englischen nicht stand. Er ging an seinen Schreibtisch zurück, schrieb die Geschichte noch einmal und passte sie den englischsprachigen Lesern an. Manchmal, wenn seine Helden sich in ihren Problemen verfangen und es ihm schwerfiel, einen Ausweg für sie zu finden, machte er bei seiner Arbeit am Roman eine Woche Pause. Oft schrieb er eine neue Geschichte, kehrte zum Roman zurück und fügte die Geschichte ein. Ab und zu fragte er mich, wie ich eine gewisse Geschichte zu Ende bringen würde. Es waren kostbare Augenblicke, wenn wir beide zusammensaßen und an einer seiner Geschichten feilten.

Bei der Erzählung *Jentl* konnte mein Vater sich nicht entscheiden, wie er die hoffnungslose Liebe zwischen Jentl und Avigdor zu Ende bringen sollte. Ich schlug ein Happyend vor: die beiden würden aus der Stadt weg- und ihren Ehegatten davonlaufen. In der Abenddämmerung kämen sie schwitzend und müde an einen Fluss, zögen ihre Kleider aus und die nackte Wahrheit würde offenbar. Mein Vater lächelte und sagte: „Nur ein Rationalist wie du glaubt an ein Happyend. Im wirklichen Leben geht es nicht so, wie es uns gefällt. Die beiden erleiden ein schweres Schicksal. Alles, was sie tun können, ist

verschwinden und ein unvergessliches Durcheinander zurücklassen.“

Worin bestand die Verbindung zwischen den eigenen Erfahrungen meines Vaters und seinen Geschichten? Diese Frage habe ich ihm oft gestellt, aber er zuckte jedes Mal nur mit den Achseln und antwortete nicht. Einmal begleitete ich ihn ins Büro des *Forverts*, wo er seine beiden Kapitel abliefern wollte. Gewöhnlich schickte er seine Texte mit der Post, aber weil in dieser Woche einige Feiertage waren, war nicht Zeit genug, die Postzustellung abzuwarten. Der Setzer hatte meinen Vater gewarnt: Wenn er seine Geschichte nicht im Laufe einer Stunde bekäme, hätte er keine Zeit mehr, sie zu setzen. Mein Vater nahm einen Umschlag von seinem Schreibtisch und wir gingen los. Als wir beim *Forverts* ankamen, zog er lächelnd sein Manuskript heraus. Dann plötzlich sah ich, wie er blass wurde. Der Umschlag enthielt das falsche Manuskript. Er rief sofort zu Hause an, aber er erfuhr nur, dass die Reinemachefrau das richtige Manuskript in den Müll geworfen habe. Es gab keine Kopie. Er war völlig aufgelöst. In dieser Woche erschienen die beiden Kapitel natürlich nicht und mein Vater bekam wütende Anrufe von seinen Lesern.

Jahre danach las ich seine Geschichte *Das Manuskript*. Sie handelt von einem unkonventionellen Schriftsteller namens Menasche Linder und seiner Geliebten, der Schauspielerin Schiwta. Die Geschichte spielt bei Kriegsausbruch, als die beiden mit einem Koffer, von dem sie glauben, dass er das Manuskript von Menasches Buch enthält, aus Warschau fliehen. Schiwta nennt es eine literarische Perle. In der Geschichte wird vom Elend auf ihrer Reise nach Bialystok erzählt, das damals von den Sowjets besetzt war. Dort soll Menasche Gelegenheit haben, sein Buch zu veröffentlichen, und er soll einen beträchtlichen Vorschuss bekommen. Als sie aber den Koffer öffnen, stellen sie fest, dass er nicht Menasches Buch, sondern das Manuskript eines Anfängers enthält. Die ergebene Schiwta macht sich auf

den Weg zurück nach Warschau, um dort das Manuskript zu suchen. Sie kommt in Warschau an, findet das richtige Manuskript und macht sich damit eilig auf den Weg zurück nach Bialystok. As sie dort am frühen Morgen ankommt, findet sie Menasche mit einer anderen Frau im Bett. Sie zieht das Manuskript unter ihrem Hemd hervor, öffnet die Ofentür und wirft es ins Feuer.

„Hat das etwas mit damals zu tun, als ich dich zum ersten Mal in New York besucht habe und wir das falsche Manuskript zum *Forverts* brachten? Gibt es eine Verbindung zwischen diesen beiden Vorkommnissen?“, fragte ich meinen Vater. Er lächelte: „Vielleicht.“

Oft sagte mein Vater: „Ein Schriftsteller muss sich Zeiten fürs Schreiben setzen, ebenso wie ein Jeschiwaschüler für die Thora.“ Diese Zeiten setzte er sich streng und verließ sich nicht auf Inspiration. „Ein Schriftsteller muss – ebenso wie ein Pferd – ständig mit der Peitsche angetrieben werden. Er braucht auch einen genauen Zeitplan, der ihn zwingt, seine Texte rechtzeitig abzugeben.“

An einem Herbsttag saßen wir einmal auf eine Bank unter einem Baum am Broadway. Ein starker Wind wehte und die Blätter fielen. Mein Vater lenkte meine Aufmerksamkeit auf zwei Blätter, die noch am Baum hingen und gegen den Wind ankämpften. Der tat, was er konnte, um sie vom Zweig abzureißen. Das große und das kleine Blatt müssten eine stürmische Affäre miteinander haben, schloss er aus dem Anblick. Der Wind wehte stärker und die Blätter berührten und streichelten einander leicht - wie ein sich liebendes Paar. Mein Vater wandte die Augen nicht von ihnen ab. Mit den Ohren hörte er ein heimliches Liebesgespräch. Diese kleine Episode wurde später zu einer Geschichte, die ich dann ins Hebräische übersetzt habe.



Immer wieder fragte ich: „Vater, wie wird eine Geschichte geboren?“ Er sah mich mit seinen sanften blauen Augen an und erwiderte stets: „Manchmal mit Geburtswehen, manchmal sogar mit Kaiserschnitt, aber für mich meist friedlich und ruhig - wie ein Schiff, das ein ruhiges Meer befährt.“

Einmal sagte er zu mir: „Für mich persönlich ist nicht das Schreiben das Problem, sondern die Fähigkeit, einen interessanten authentischen Plot zu weben. Ideen tauchen immerzu auf. Das menschliche Gehirn arbeitet vierundzwanzig Stunden am Tag, ob es nun wach ist oder ob es träumt. Die meisten Ideen werden vergessen. Aber wenn es uns gelingt, den menschlichen Geist darauf zu drillen, dass er uns etwas übrig lässt, können wir davon profitieren. Dann schlug er vor: „Lass uns ins Steinberg gehen, ich habe einen Flüchtling zum Mittagessen eingeladen.“

Dieser Flüchtling verwandelte sich in Mascha in *Feinde, die Geschichte einer Liebe*.



The writer I. J. Singer, brother of Isaac Bashevis Singer, his wife Genia, and son Yossel in the mid-1930s.

6

TANTE GENIA

Als ich bei einem meiner Besuche durch New York ging, hielt mich eine ältere Frau auf der Straße an und fragte mich: „Entschuldigen Sie, sind Sie Gigi?“

In New York mit seinen acht Millionen Einwohnern hält es sicherlich niemand für besonders wahrscheinlich, dass er jemandem über den Weg läuft, der sich an seinen Kindernamen von vor zwanzig Jahren in Warschau erinnert. „Ich bin Genia, deine Tante, die Frau von I. J. Singer. Dein Vater hat mir erzählt, dass du hier bist. Ich habe euch beide zu mir eingeladen, aber dein Vater verspricht und hält, wie immer, nicht Wort. Oh, du siehst ihm so ähnlich, aber du siehst auch wie deine Mutter Ronja aus. Komm mit, wir wollen Apfelkuchen kaufen und zu

mir nach Hause gehen. Ich wohne gleich hier um die Ecke.“ Ich folgte ihr und war über die Zufallsbegegnung in der riesigen Stadt ganz aufgeregt.

Meinen Onkel hatte ich nie kennengelernt. Er hatte 1933 Polen verlassen, als ich vier Jahre alt war. Genia und ihr Mann waren anscheinend öfter zu uns nach Hause in die Leszno-Straße 57 gekommen und hatten mit mir gespielt. Sie sagte immer wieder, ich sei ein „wunderbares Kind“ gewesen. Seitdem hatten wir uns nicht gesehen und umso erstaunlicher war es, dass sie mich nach all diesen Jahren wiedererkannt hat. Sie erinnerte sich sogar an unsere Adresse in Warschau. Sie nahm es meinem Vater immer noch übel, dass er meine Mutter und mich in Warschau zurückgelassen hatte. Sie und ihr Mann Joschua hatten oft versucht, meinen Vater zu überzeugen, er müsse uns mehr Zeit widmen, aber vergeblich.

Ich kannte meinen Onkel I. J. Singer nur durch seine Bücher. Die hatten mich in meiner Jugend begeistert. Ich war damals unendlich viel stolzer auf ihn als auf meinen Vater gewesen. Ich las oft die Bücher *Josche Kalb*, *Die Brüder Aschkenasi* und *Die Familie Karnovski*. Als ich im Kibbuz Unterricht gab, las ich meinen Schülern Kapitel aus *Josche Kalb* vor. Das Buch gab ihnen Einblicke in das chassidische Leben und das Shtetl in Osteuropa.

Und da saß ich nun bei meiner Tante Genia zu Hause, trank Kaffee, aß Apfelkuchen und sah mir die Bilder an der Wand an. Es war schon etwas Seltsames, dachte ich, um die halbe Welt zu reisen, um einen Vater zu besuchen, den ich nie kennengelernt hatte, und dann hier mit Genia Singer einen weiteren Zweig des Stammbaumes zu entdecken.

Ich bat sie, mir etwas von ihrem verstorbenen Mann zu erzählen. Sie sagte, Joschua habe davon geträumt, Maler zu werden. Ihr Sohn Jossele hatte ein außergewöhnliches Talent

für die Malerei. „Möchtest du einige seiner Bilder sehen?“, fragte sie.

„Später. Wir haben Zeit“, erwiderte ich und drängte sie weiterzuerzählen.

„Ich bin so froh, dass du hier bist. Wenn ich unsere Geschichte erzähle, weiß ich gar nicht, wo ich anfangen soll. Weißt du, dass unser ältester Sohn Jascha mit vierzehn in Polen an Lungenentzündung gestorben ist?“ „Nein.“

„Hat dein Vater dir das nicht geschrieben?“

„Vielleicht hat er das, aber ich erinnere mich nicht daran.“

Jaschas Tod hatte sie sehr getroffen. Genia sagte, dass auch mein Vater ihn sehr geliebt habe. Er könne den vorzeitigen Tod ihres Mannes und ihres Sohnes nicht verwinden, hatte er ihr gesagt.

Ihr Mann erkannte früh, dass er als Maler seinen Lebensunterhalt nicht würde verdienen können, und wechselte zur Literatur. Als er fünfundzwanzig war, arbeitete er für die Zeitschrift *Die jüdische Welt* und glaubte glühend an den Sowjetkommunismus.

„Du kommst aus einem Kibbuz, stimmt's?“

„Stimmt.“ Ich erzählte ihr, dass ich mich als junger Sozialist ganz mit den Gefühlen ihres Mannes für soziale Gerechtigkeit, die er besonders in seinem Buch *Die Brüder Aschkenasi* ausdrückte, identifiziert hätte. Darin wird vom Kampf des jüdischen Revolutionärs Nissan erzählt.

Genia stand auf und küsste mich. „Nissan war mein Mann“, sagte sie aufgeregt. Er habe die ganze Begeisterung seines Glaubens an die Revolution in diese Figur gelegt. Sie wollte wissen, ob ich mich von Stalin abgewandt und mich vom „vorgetäuschten Kommunismus“ getrennt hätte.

Ich antwortete, ich sei nicht sicher, ob es „vorgetäuschter Kommunismus“ sei und fügte hinzu, dass die Regierung der

Sowjetunion unter der Isolierung gelitten und viele Schwierigkeiten gehabt habe. Ich glaube jedoch, dass die Regierung sich vor allem auf die Arbeiter konzentriere und einen Weg finden werde, das russische Proletariat zu befreien.

Sie schmunzelte. „Deine Naivität erinnert mich so sehr an die meines Mannes! Er konnte niemals die Tatsachen des Lebens akzeptieren. Dort gab es viel Korruption und Bürokratie.“ Mein Onkel Joschua hatte sich im Schriftstellerklub in Warschau ständig gestritten. Er hatte das Regime leidenschaftlich in Schutz genommen, bis er und Genia in die Sowjetunion eingewandert waren. Dort hatten sie zwei Jahre verbracht. „Deine Mutter Ronja war auch einmal Kommunistin. Ihr habt wirklich Glück gehabt, dass sie euch dort rausgeworfen haben.“

1919 kurz nach der Revolution waren sie in die Sowjetunion gegangen. Dort hatte Joschua Arbeit bei der Zeitung *Neue Zeiten* gefunden und zu den „Kiewer Schriftstellern“ gehört. Dann zogen sie nach Moskau, wo er Artikel und Geschichten veröffentlichte. Aber als es Zeit wurde, ihm seine Tantiemen zu zahlen, verlangte sein Redakteur, dass er einen Teil seines Einkommens „für den aufsteigenden Sozialismus“ hergebe. Das waren zwei schwere Jahre und 1921 kehrten sie nach Warschau zurück. Inzwischen war Joschua ernstlich skeptisch gegen das Regime, das sie in der Sowjetunion aufbauten. Sechs Jahre später schlug ihm der Chefredakteur des *Forverts* Abe Cahan vor, in die Sowjetunion zurückzugehen und über die Entwicklungen im Land zu berichten. Gerüchte über Massenexilierungen nach Sibirien und über Massaker an Tausenden von Bauern, die sich geweigert hatten, ihr Land zugunsten von Kolchosen aufzugeben, beunruhigten die Intelligenz in Polen.

Als Singer nach Polen zurückkehrte, schrieb er eine Reihe von sehr kritischen Artikeln über Stalins Schreckensherrschaft. Sein Roman *Schtol un Aisn* (Stahl und Eisen, 1927) wurde 1969 zum ersten Mal auf Englisch veröffentlicht: *Steel and Iron*.

„In welcher Beziehung standen die beiden Brüder zueinander?“, fragte ich Genia. Aber sie hatte offenbar nicht das Gefühl, dass sie mir das anvertrauen könne und blieb unbestimmt. Sie hielt meinen Vater für undankbar. Joschua hatte sich für das Schicksal meines Vaters verantwortlich gefühlt. Er war der erste gewesen, der die orthodoxe jüdische Tradition verlassen hatte, und er dachte, er habe meinen Vater mitgezogen. Ihr Temperament war sehr unterschiedlich. Joschua war ein mutiger entschiedener Rationalist, der endgültig mit Gott gebrochen hatte. Sein Bruder war ein Mystiker und hegte die Vorstellung, dass die Welt nicht der Evolutionstheorie gemäß entstanden sei, sondern von einer göttlichen Hand gelenkt werde. Ich spürte eine Spur von Spott in Genias Worten. Die Brüder hatten oft bei Genia und Joschua zu Hause gestritten.

„Dämonen und Geister haben meinen Mann niemals beeindruckt.“, sagte sie.

In seinem Buch *Mein Vater der Rabbi* erzählt mein Vater von einem heftigen Streit zwischen Joschua und seinen Eltern, als der Junge erklärt hatte, Gott existiere nicht.

Mein Vater kam 1923 mit neunzehn Jahren nach Warschau. Sein älterer Bruder hatte ihn eingeladen. Er hatte ihm eine Stelle als Lektor bei der Zeitung *Literarische Seiten* beschafft, die er herausgab. Bald nachdem mein Vater nach Warschau gekommen war, schlug Joschua ihm vor, er möge auf die äußeren Kennzeichen der traditionellen jüdischen Erscheinung verzichten. Mein Vater schnitt sich die Schläfenlocken ab und legte seine Kippa ebenso wie seinen langen schwarzen Mantel ab, die zur traditionellen jüdischen Kleidung gehören. Joschua stellte ihn seinen Kameraden im Warschauer Schriftstellerklub vor. Mein Vater sei schüchtern gewesen und ihm habe das Selbstvertrauen gefehlt, sagte Genia. „Er war ein sanfter Jeschiwa-Junge aus der Provinz.“ Sie war überzeugt, mein Vater habe ihren Mann wegen seines Talents, seiner wichtigen Stellung und seines Erfolgs beneidet. Ihr Mann war stark und

hatte stählerne Augen, die Kraft ausströmten. Er war ein unverbesserlicher Optimist, ein Mann des Wortes. Mein Vater dagegen war Nihilist, Pessimist und fürchtete sich vor dem Leben. Er sprach vor allem vom Tod, vom Selbstmord der menschlichen Rasse und vom Ende der Welt. Genia war klar, dass ihr Mann der talentiertere Bruder war. Das Haus der Singers in Warschau und später in Seagate in Brooklyn wurde zum Zentrum für Schriftsteller, Theaterleute, jüdische Künstler und allgemein die Bohème. Joshua lud seinen Bruder zu solchen Partys ein, aber mein Vater blieb unverändert das schüchterne und zurückgezogene Mauerblümchen. Joshua war der polnische Korrespondent des *Forverts* und verdiente ziemlich viel. Mein Vater war arbeitslos, aber er wollte kein Geld von seinem Bruder annehmen. „Dein Vater schämte sich, dass er sich nicht selbst unterhalten konnte.“

Joschua zeigte meinem Vater Stellen aus *Josche Kalb*, während er daran schrieb, und fragte ihn nach seiner Meinung darüber. Mein Vater seinerseits versteckte alle seine Schriften vor seinem Bruder. Solange ihr Mann am Leben gewesen sei, habe mein Vater die zweite Geige gespielt. Joshua war berühmt und mein Vater wurde allgemein „der jüngere Bruder des großen Schriftstellers“ genannt. Aus diesem Grund habe er seinem Namen den Namen seiner Mutter – sie hieß Bath Scheba – hinzugefügt und sei „Bashevis“ geworden.

„Wenn Joshua nicht so jung gestorben wäre – mit erst fünfzig -, wäre er viel weiter als dein Vater gekommen.“

Mir wurde klar, dass Genia und mein Vater nicht auf gutem Fuß miteinander standen. Damals in Polen hatte sich mein Vater große Mühe gegeben, sein Privatleben vor seiner Familie zu verbergen. Er hatte ihr niemals seine Freundinnen vorgestellt. Er verbarg die Objekte seiner Romanzen oder seiner Lust in seiner Mietwohnung in Warschau und er setzte diese Praxis auch in New York fort.

„Dass er mit deiner Mutter verheiratet war, hinderte ihn nicht daran, fröhlich ein anderes Leben zu führen. Ganz Warschau wusste, was er tat, nur sein Bruder nicht, denn der weigerte sich, es zu glauben.“

Genia betonte noch einmal – für den Fall, dass ich es vergessen hätte -, dass mein Vater, wenn ihr Mann ihn nicht nach Amerika geholt hätte, das Schicksal ihres Bruders Mosche und der übrigen Familienmitglieder geteilt hätte: Er wäre im Holocaust umgebracht worden. „Er verdankt uns sein Leben“, schloss sie.

1933 lud Abe Cahan Joschua in die Vereinigten Staaten ein, um für den *Forverts* zu schreiben. Zwei Jahre danach holte Joschua seinen Bruder Isaac herüber. Als mein Vater in dieses Land gekommen sei, sei es ihm sehr schlecht gegangen. In Warschau hatte er Freunde und Geliebte zurückgelassen und ihm fehlte auch der Schriftstellerklub. In New York habe er Angst gehabt, das Haus zu verlassen, denn er habe gefürchtet, er werde nicht zurückfinden. Das Schlimmste sei gewesen, dass er kein Wort Englisch gekonnt habe. „Jemand, dessen Leben aus Worten besteht, findet sich über Nacht ohne Worte und deshalb seines Lebens beraubt wieder.“ Tag für Tag blieb er im Bett und starrte an die Decke. Als meinem Vater körperliche Arbeit angeboten wurde, riet ihm sein Bruder, sie nicht anzunehmen, denn „er war zur Größe bestimmt“, sagte er seiner Frau. Und er fügte hinzu: „er hat zwei linke Hände“. Abe Cahan vom *Forverts* hätte ihn gefeuert, wenn er ihn nicht wegen seines Bruders geschont hätte. Mein Vater sollte über das Leiden der Juden auf der Lower East Side oder über die entsetzliche Ausbeutung der jüdischen Einwanderer in den Ausbeuterbetrieben schreiben, aber er konnte nicht genau darüber berichten. Weitere Schwierigkeiten entstanden durch seinen Mystizismus und dadurch, dass er unfähig war, den Zeitplan der Druckerei einzuhalten.

1938 schrieb mein Vater an meine Mutter:

Es überrascht mich wirklich nicht, dass es mir gelungen ist, Englisch zu lernen, und dass ich Englisch-Amerika nahegekommen bin. Das englischsprachige Amerika macht auch schwere Fehler und hat seine eigenen Krankheiten. Das jiddische Amerika ist die Hölle: es unterdrückt einen, aber ich versuche, von ihm fortzukommen, wie du dir vorstellen kannst. ... Ich arbeite jetzt wieder und fühle mich wie einer, der einer großen geistigen Gefahr entronnen ist. Ein für allemal habe ich den Gedanken aufgegeben, ich könnte meinen Lebensunterhalt mit der schönen Literatur verdienen und ich könnte Texte im *Forverts* veröffentlichen. Ich arbeite ein wenig für den *Forverts* – Gott bewahre mich davor, zu einem literarischen Schriftsteller für den *Forverts* zu werden. Der bloße Gedanke daran, eines meiner Werke würde im *Forverts* erscheinen, bringt mich dazu, mir zu wünschen, ich würde der Literatur den Rücken kehren. Ich hasse das gebrochene und vulgäre Jiddisch der Mitarbeiter dort und ihre Vorstellung von Literatur, ihr Sachwissen und ihre Meinungen im Allgemeinen. Aber ich hoffe, es wird eine Nische für den Leser geben, für den ich schreibe. Ich glaube sogar, dass ich in gewissem Sinn Erfolg haben werde. ...

Allerdings bin ich immer noch arm wie eine Kirchenmaus. Aber ich habe das Gefühl, dass ich das Schlimmste hinter mir habe. Abgesehen davon, ist das Geldproblem – wie du selbst in deinem Brief schreibst – für uns beide nicht so wichtig. Ich denke, dass wir in dieser Hinsicht nicht uneinig sind. ...

Nachdem ich dir 15 Dollar geschickt hatte, hatte ich buchstäblich keinen Cent mehr in der Tasche, um mir auch nur das Lebensnotwendige zu kaufen.

Mein Vater sprach oft mit mir über seinen Bruder: er bewunderte ihn. Er war sich mit Genia einig, dass Joschua noch einige wunderbare Bücher geschrieben hätte, wenn er länger gelebt hätte. „Als ich den Nobelpreis bekam, hatte ich das Gefühl, mein Bruder stände mit mir auf der Bühne in Stockholm

und hätte Anteil an dem Preis und an der Siegesfeier des Jiddischen“, sagte er zu mir.

Ich hatte irgendwo gelesen, dass der Tod seines älteren berühmten Bruders meinen Vater in gewisser Weise von der Abhängigkeit befreit habe, die ihn bedrückt hatte. Er sagte, diese Bemerkung sei reiner Unsinn. „Ich betrachtete Joschua als meinen Lehrer, meinen geistigen Vater, der mich bei meinen ersten Schritten geleitet hatte. Ich bewunderte sein Talent sehr und ich war ihm dankbar, dass er mich nach Amerika geholt hatte, und für seine Unterstützung, als ich dort anfang. Als ich mich aber entschlossen hatte, auf eigenen Füßen zu stehen, erhob ich mich und ging meinen eigenen Weg. In keinem Fall gab es eine Geschwisterrivalität zwischen uns. Wir kamen gut miteinander aus. Ich habe ihn sehr geliebt.“ Nach einer Pause fügte er hinzu: „Natürlich muss es, wenn zwei Brüder denselben Beruf ausüben und am selben Ort arbeiten, Spannungen geben und vielleicht sogar Neid. Wir schrieben beide über Juden.“

Im selben Brief, den er an meine Mutter schrieb, stellt sich das Bild ein wenig anders dar:

Auch meine Arbeit beim *Forverts* hängt an einem seidenen Faden. Mein Bruder rührt keinen Finger, um mich zu unterstützen. Er sagt, er könne nichts tun, um mich zu unterstützen. Ich bin dazu verurteilt, arm wie eine Kirchenmaus zu bleiben. In dieser Hinsicht gibt es absolut keinen Unterschied zwischen Brüdern und Fremden. Ich bin sicher, dass mein Bruder versuchen würde, mich zu unterstützen, wenn auch er arm wie eine Kirchenmaus wäre. Was kann ich machen? So ist er nun einmal.

Weiterhin heißt es in dem Brief:

Hier hat mein Bruder in jeder Hinsicht großen Erfolg. Künstlerisch wird er (meiner Meinung nach) schlechter, aber es ist ihm gelungen, die Verschlechterung in einen Vorzug

(*tugent*) zu verwandeln. Ich glaube, ich schweige besser darüber.

Mein Vater erklärt in diesem Brief nicht, was er unter Joschuas „Verschlechterung“ verstand. Vielleicht spielte er damit darauf an, dass sich sein Bruder dem Geschmack seiner Leser und Herausgeber anpasste. Jedenfalls weisen diese beiden Abschnitte darauf hin, dass die Beziehung zwischen den Brüdern damals nicht unkompliziert war. Die Meinung meines Vaters über den *Forverts* änderte sich allerdings und er wurde für sein übriges Leben zum „Literaturkünstler“ der Zeitung.

Mein Vater betrachtete seinen Bruder als typischen Rebellen, als vollkommenen Nonkonformisten, denn Joschua kritisierte die Juden, die Tag und Nacht die Tora studierten, als Parasiten. Er verwarf die traditionelle orthodoxe Vorstellung, die Juden wären für das Thorastudium geboren. Er sagte, diese Juden hätten sich einfach geweigert, das finstere Mittelalter zu verlassen. „Wie lange wollt ihr noch auf den Messias warten?“, rief Joschua ihnen zu und bestand darauf, die Rabbiner müssten erst noch beweisen, dass Moses am Sinai die Tora empfangen habe. Mein Onkel hatte sich in *dem* Augenblick in Amerika verliebt, als er seinen Fuß auf US-Boden setzte. In einem Streit über das amerikanische Proletariat erklärte er stolz: „In Amerika findet sich selbst im Haus des Ärmsten eine Badewanne.“

„Wie hast du überhaupt vom Tod meines Bruders Joschua erfahren? Wo warst du damals?“, fragte mich mein Vater aus heiterem Himmel.

Ich war in Israel in einer Internatsschule für Jugendliche – ich war vierzehn Jahre alt – im Dorf Schefija in der Nähe von Sichron Jaakow. Jedes Jahr mussten wir die Senkgruben des Dorfes reinigen und natürlich war der Gestank furchtbar. Zur Belohnung bekamen wir Zigaretten. Wir dachte, der Qualm würde den Gestank wenigstens ein bisschen abmildern. Eines Tages stand ich bis zu den Knien im Dreck, als der Dorfführer

auftauchte und lange im Flüsterton mit dem Aufsichtführenden sprach. Ab und zu sahen sie zu mir hin. Ich fürchtete, ich hätte etwas falsch gemacht, und arbeitete besonders sorgfältig. Plötzlich dröhnte die Stimme des Aufsehers: „Singer, komm aus der Grube. Geh duschen und melde dich im Büro des Verwalters!“

Wenn man sich im Büro des Verwalters melden musste, bedeutete das, dass man aus dem Dorf rausgeworfen wurde. Ich wusste nicht, warum. Die Kameraden sagten mir traurig Lebewohl. Ich würde nach Jerusalem zurückgehen und mit meiner Mutter, die ihren Lebensunterhalt mit Bodenschrubben verdiente, in einem gemieteten Zimmer wohnen müssen. Nachdem ich mich gesäubert hatte, klopfte ich ängstlich an die Tür des Büros. Der Verwalter öffnete, streckte mir die Hand hin und forderte mich auf, mich zu setzen. Er sah ernst aus und ich zitterte vor Angst. Ich versuchte mir vorzustellen, was ich falsch gemacht hatte. Ich erinnerte mich, dass ich im Weinberg von Sichron Jaakow Trauben und Pflaumen im Obstgarten des arabischen Dorfes Faradis gestohlen hatte. Werfen sie einen für so etwas aus dem Dorf? An der Wand hing ein Bild von Henrietta Szold, der Gründermutter des Internats, und sie sah anscheinend freundlich auf mich herab. Das ermutigte mich. Nach einem langen Schweigen zog der Verwalter ein Exemplar der Zeitung *Dawar* aus einer Schublade. Er zeigte mir ein Bild mit der Unterschrift: „Der angesehene Schriftsteller I. J. Singer ist an einem Herzschlag gestorben“.

„Israel Singer, es tut mir leid, dass ich dir mitteilen muss, dass dein Vater, der Schriftsteller, gestorben ist“, sagte der Verwalter mit traurigem Gesicht. Er gab mir ein Gebetbuch und eine Kippa und forderte mich auf, Kaddisch zu sagen. Ich sagte Kaddisch und er sagte am Ende mit mir gemeinsam: „Amen“. Dann fügte er hinzu. „Im Namen des Dorfes möchte ich dir unser Beileid aussprechen.“

Ich war erleichtert, denn erstens war ich nicht aus dem Dorf geworfen worden und zweitens musste ich nicht mehr mit den anderen die Sickergruben reinigen, weil ich seit Neuestem „verwaist“ war. Ich senkte den Kopf, aber ich empfand keinen Kummer.

„Dein Vater war gestorben und das machte dich nicht traurig?“, fragte mein Vater Jahre später, als ich ihm die Geschichte erzählte.

„Damals habe ich mich kaum daran erinnert, dass ich überhaupt einen Vater hatte“, erwiderte ich.

Auf dem Tisch im Büro des Verwalters stand ein kleiner Korb mit Bananen und Äpfeln. Die Lehrer kauften sich immer Obst in Sichron Jaakow. Ich starrte darauf und während wir weiter schwiegen, bot mir der Verwalter von dem Obst an. Der kleine Korb war schnell geleert. Ich saß schweigend und verwirrt da und wusste nicht, was ich sagen sollte. Schließlich gelang es dem Verwalter, mich zu fragen, ob es irgendetwas gebe, das mir die Trauer erleichtern könnte. Mir war klar, dass das *die* Gelegenheit war, vom Reinigen der Senkgruben wegzukommen.

„Ich würde gerne allein um meinen Vater trauern und nicht die Dorf-Senkgruben reinigen müssen“, sagte ich mit düsterem Gesichtsausdruck.

„Natürlich, ist doch klar“, antwortet der Verwalter.

Als ich erfuhr, dass das „klar“ war, nahm ich allen Mut zusammen, um eine weitere Bitte auszusprechen. „Ich hätte auch gerne die Zigaretten wie die anderen Jungs.“

„Ja, natürlich.“ Der Verwalter nickte und war erleichtert, dass ich ihm Gelegenheit gab, einem verwaisten jungen Mann einen Gefallen zu tun. Also las ich drei Tage lang Bücher, rauchte Zigaretten und spielte Mandoline. Die anderen beneideten mich ganz offen.

„Dein Vater stirbt und du feierst“, kommentierte mein Vater und schüttelte mit traurigem Lächeln den Kopf.

Der Verwalter brauchte zwei Wochen, um seinen Irrtum zu entdecken. Es war mein Onkel gewesen, der Bruder meines Vaters, der Schriftsteller Israel Joschua Singer. Der Verwalter beeilte sich, mir mitzuteilen, dass mein Vater noch lebe.

„Das ist ein guter Stoff für eine Geschichte“, sagte mein Vater mit einem amüsierten Ausdruck um die Augen.

Damals erfuhr ich, dass auch er einmal Kaddisch für mich gesprochen hatte. Ich hatte ihm von der furchtbaren Schlacht vom Hügel 86 während der Operation Horev im Unabhängigkeitskrieg erzählt. Wir waren dort eingesetzt worden, um die ägyptischen Streitkräfte von einer anderen Operation „abzulenken“. Wir sollten, wie wir damals gleich verstanden hatten, als „Kanonenfutter“ verwendet werden. Ich sagte meinem Vater, dass ich an einem dieser furchtbaren Tage schon dem Leben Adieu gesagt hatte, und er fragte mich, ob ich mich an das Datum erinnere.

„Natürlich, es war der 23. Dezember 1948“, antwortete ich bestimmt. Mein Vater sprang von seinem Stuhl auf. „Ich kann es nicht glauben! Ich werde diesen Tag niemals vergessen.“ Sehr aufgeregt erzählte er: „Ich saß im Steinberg am Broadway und aß zu Mittag. Plötzlich überfiel mich ein Gefühl, es sei eine schreckliche Tragödie geschehen, und ich zitterte am ganzen Leib. Ich wusste in meinem Herzen, dass du im Krieg getötet worden warst. Ich rannte zur Telefonzelle. Ich versuchte in Palästina anzurufen, und als das nicht gelang, stand ich in der Telefonzelle und rezitierte das Kaddisch. Ich fühlte mich so schuldig, dass ich dich nicht hatte retten können.“

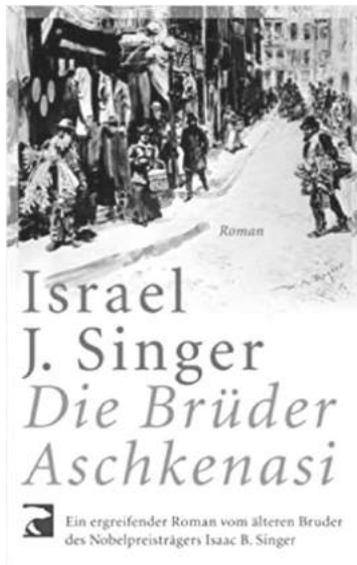
Als sein Bruder starb, habe mein Vater sich beraubt gefühlt. Sein Bruder sei ihm alles gewesen: Vater, Bruder, Freund und Lehrer. Am Abend vor seinem Tod am 9. Februar 1944 hatten sie sich in einem Restaurant getroffen und sich wie üblich gut unterhalten. Am nächsten Tag teilte ihm Alma die traurige Nachricht mit. Später schrieb er:

Ich fühlte mich, als hätte mich Gott ins Gesicht geschlagen. Aber was hätte ich tun können? Zurückschlagen? Bis auf den heutigen Tag verstehe ich nicht, warum er und nicht ich. Warum habe ich ihm nicht mehr Zeit gewidmet? Warum haben wir uns nicht öfter gesehen?

Schuldgefühle verfolgen mich. Manchmal versäumen wir das Wichtige im Leben. Dieses Gefühl kann ich nicht loswerden.

In der Widmung zu seinem Buch *Die Familie Moskat* drückt er seine Hochachtung für seinen Bruder aus:

Ich widme diese Seiten dem Andenken meines verstorbenen Bruders I. J. Singer, des Autors der *Brüder Aschkenasi*. Er war für mich nicht nur der ältere Bruder, sondern auch ein geistiger Vater und Meister. Ich sah immer zu ihm auf als zu einem Vorbild hoher Moral und literarischer Ehrlichkeit. Er war zwar ein moderner Mann, doch er besaß alle Eigenschaften unserer frommen Vorfahren.



SINGER – RAUS!

Seit mein Onkel I. J. Singer 1933 in Amerika eingewandert war, bat er meinen Vater, zu ihm zu kommen. Hitler hatte in Deutschland die Macht ergriffen und viele Juden suchten ihr Heil in der Flucht. Auch Russland war kein Garten Eden. Stalin setzte seine „Säuberungen“ und seine Vertreibungen fort und die Juden waren die ersten Opfer. Polen würde sich zweifellos nicht lange als unabhängiger Staat halten können und der Wind des Krieges begann schon durch Europa zu wehen. In dieser Zeit schrieben die beiden Brüder einander viele Briefe. Meinem Vater brannte der Boden unter den Füßen und er versuchte sich alle Papiere zu beschaffen, die er dafür brauchte, Polen zu verlassen und nach Amerika zu gehen. Meine Mutter sprach von Palästina, aber ihre wirkliche Sehnsucht galt der Sowjetunion.

Als ich fünf Jahre alt war, verkündete ich dem Eisverkäufer gegenüber von unserem Haus in Warschau, wir gingen nach Palästina.

„Palästina?“, fragte der Mann. „Nur Jidden gehen dorthin.“

Am Abend fragte ich meine Mutter, ob ich ein „Jid“ sei, und sie erklärte mir, es gebe gute Menschen, die seien Arbeiter, und böse Menschen, die seien ausbeuterische Kapitalisten. „Mutter“, fragte ich, „ist der Eisverkäufer ein Kapitalist?“

„Natürlich. Aber mach dir keine Sorgen, Kind. Wenn die Revolution kommt, kümmern wir uns um ihn.“

Damals hörte ich von Mutter viel über diese „Revolution“, allerdings verstand ich nicht, was sie revolutionieren wollte. Alles, was ich wirklich verstand, war, dass der Arbeiter gut und der Kapitalist schlecht war, und seitdem habe ich die Revolutions-Terminologie beibehalten. Als Kind war ich einmal wütend auf Vater und nannte ihn „Kapitalist“. Er hob mich in die

Höhe, sah mich ärgerlich an und fragte: „Gigi, woher hast du dieses Wort?“

„Von Mutter“, antwortete ich.

Und sie stritten. Ich erinnere mich, dass sie oft stritten. „Ronja, du vergiftest die Seele des Kindes“, schrie Vater sie an.

Mutter war Kommunistin. Sie war die Tochter eines Rabbiners und sie hatte es weit gebracht. Wie viele jüdische Mädchen hatte sie eine polnische Oberschule besucht. In Warschau kamen ihre Parteigenossen zu uns und brachten Manifeste und Broschüren mit, die mit Hammer und Sichel verziert waren. Ich erinnere mich, dass ich sie öfter abgezeichnet habe. Mutter versteckte das Material sorgfältig vor meinem Vater. Er wurde jedes Mal wütend, wenn er kommunistisches Propagandamaterial in unserer Wohnung fand.

„Sie werden mich einsperren und ich werde nicht nach Amerika gehen können“, schrie er sie an. Damals hörte ich zum ersten Mal, dass er den Plan hatte, uns zu verlassen.

„Mutter, gehen wir auch nach Amerika?“

„Ja, Kind. Zuerst fährt Vater und später fahren wir.“

Aber eines Tages im Jahr 1932 denunzierte jemand meine Mutter. Sie wurde wegen Untergrund-Aktivitäten festgenommen und brachte zwei Monate im Gefängnis zu. Es gibt Dokumente, die besagen, dass auch mein Vater verhaftet und einen Tag lang ins Gefängnis gesperrt worden sei. Er wurde jedoch freigelassen, nachdem er seine Unschuld bewiesen hatte. Dieses Ereignis erschütterte mich tief. Mutters Freunde nahmen mich gelegentlich mit in die Straße vor dem Gefängnis. Dort rief ich ihren Namen und sie erschien hinter einem vergitterten Fenster. Ich durfte sie sogar in ihrer Zelle besuchen. Sie erlaubten mir gerade einmal, sie zu küssen. Ihre beiden Parteigenossinnen Klonja und Irka waren dabei. Mein Vater hatte sich geweigert mitzukommen. Er vergab ihr ihre politischen Aktivitäten nicht. Dazu kam noch, dass er, solange

sie im Gefängnis war, die Last auf sich nehmen musste, sich um mich zu kümmern. Das schränkte seine Aktivitäten stark ein. Seinen Kumpanen im Schriftstellerklub erzählte er nicht, dass sie im Gefängnis war, und er verbot auch mir, davon zu sprechen. Mutters Freunde kamen manchmal zu uns und kümmerten sich um mich. Offensichtlich war der Gefängnis-aufenthalt meiner Mutter der endgültige Stoß, den die Ehe meiner Eltern bekam. Nachdem meine Mutter entlassen worden war, versprach sie meinem Vater feierlich, sie habe dieses Kapitel ihres Lebens abgeschlossen, aber er glaubte ihr nicht. Schon bald nach ihrer Entlassung kamen ihre Freunde wieder häufig zu uns, sobald mein Vater außer Haus war.

Eines Tages – damals war ich fünf Jahre alt – umarmte und küsste mich mein Vater herzlicher als gewöhnlich. Seine Bartstoppeln stachen mich in die Wangen und ich fragte ihn, warum er sich nicht rasiert habe. Es war im April 1935. Danach habe ich ihn zwanzig Jahre lang nicht mehr gesehen.

Einige Monate, nachdem er abgereist war, unternahm Mutter und ich die lange Bahnfahrt nach Moskau. Wir wollten dort bei ihrer jüngeren Schwester Manja unterkommen. Nachdem der Zug die russische Grenze passiert hatte, begleiteten uns am Bahndamm auf beiden Seiten der Schienen in den Felsen gehauene fünfzackige Sterne und Hämmer und Sichel auf dem ganzen Weg. Ich kannte diese Symbole von den Broschüren meiner Mutter.

Sicherheitsbeamte gingen durch die Abteile, ließen sich die Papiere zeigen und stellten Fragen: „Wo ist dein Vater, Jungchen?“, fragte einer von ihnen in gebrochenem Polnisch, als er unsere Papiere durchsah. Ich setzte schon an, ihm zu sagen: Mein Vater hat sich nach Amerika eingeschifft, denn er will zu seinem Bruder, dem Schriftsteller I. J. Singer, und Mutter und ich werden bei Tante Manja wohnen. Da fühlte ich, dass ich ins Bein gekniffen wurde, und das ließ mich augenblicklich verstummen.



Israel Singer (Zamir) as a child with
his mother Ronia (Rachel). Poland, 1935.

Mutter erklärte dem Mann, mein kommunistischer Vater diene der Partei als Sekretär des Warschauer Zweiges. Er werde noch durch seine Arbeit festgehalten und werde zu uns kommen, sobald er seine Pflichten dort erfüllt habe. An diesem Tag lernte ich, dass Lügen eine Bedingung fürs Überleben war. Als der Sicherheitsbeamte gegangen war, fragte ich Mutter, warum sie gelogen habe, und sie versuchte mir zu erklären, dass ich niemandem sagen dürfe, dass Vater in „das kapitalistische Land“ gegangen sei. Er war an einen schlimmen Ort gegangen und ich verstand, dass es besser war, nicht davon zu reden.

Moskau 1936, Roter Platz: Ich sah mich um und überall um mich her sah ich Kirchen mit schimmernden Zwiebeltürmen. Entlang der Mauer stand eine lange Menschenglange vor Lenins Mausoleum. Schnee. Auf beiden Seiten der Fahrstraße drängten

sich die Menschen. Ein Begräbniszug werde vorüberziehen, sagte man uns. Polizisten standen in einer Reihe und erhielten die Ordnung aufrecht. Ihre Gesichter waren streng und angespannt. Mutter erklärte mir, der bedeutende Schriftsteller Maxim Gorki sei gestorben. Plötzlich legte sich ein Schweigen über den Platz und alle nahmen die Hüte ab, obwohl es bitter kalt war. Meine Ohren waren eiskalt und ich bat Mutter, mir zu erlauben, dass ich meine Mütze wieder aufsetzte. Sie sah die Menschen um uns herum an und sagte mit lauter Stimme: „Ehre den großen Schriftsteller, den gesegneten Kommunisten.“

Ein von sechs Paar schwarzen Pferden gezogener offener Wagen kam langsam angefahren und darauf stand ein schwarz behängter Sarg. Hinter ihm ging nur ein einziger Mann. Nach dem Bild in meinem Kindergarten erkannte ich leicht Joseph Stalin. Er schritt langsam dahin und sein Gesicht zeigte einen traurigen Ausdruck. Ich sah mir den Mann mit dem Schnurrbart an. Er trug eine grüne Militäruniform und hielt eine Schirmmütze in der Hand. Ich schrie: „Mutter, sieh mal, wie klein der große Stalin ist!“

„Dummkopf, Rotzbengel!“, knurrten die Leute von allen Seiten. Einer von ihnen zwickte mich stark. Ich brach in Tränen aus. Der Polizist vor uns hatte offensichtlich nichts gehört oder er hatte sich entschlossen, den Kommentar eines kleinen Jungen zu *überhören*. Mutter brachte mich schnell zum Schweigen und prüfte die Leute um uns herum sorgfältig. Sie sollte sich lieber schnell davonmachen, flüsterte ein Mann Mutter zu, denn „wer weiß, wozu das Kind noch fähig ist“. Als Stalin an uns vorüberging, verbeugten sich alle tief und Mutter sorgte dafür, dass auch ich mich verbeugte. Einige Frauen bekreuzigten sich und ein Orchester spielte den Trauermarsch. In einiger Entfernung folgte Stalin Gorkis dünne, in schwarze Trauerkleidung gehüllte Witwe. Nachdem der Begräbniszug vorbeigezogen war, verließen wir eilig den Platz. Die folgenden Tage durchlebten wir in Angst. Bei jedem Klopfen an der Tür

fuhren wir erschrocken in die Höhe. Mutter hatte zwei Koffer für den Fall gepackt, dass wir ausgewiesen würden.

Im Sommer 1937, etwa eineinhalb Jahre nachdem wir nach Russland gekommen waren, kam ein Geheimpolizist mit der Ausweisung zu uns. Mutter konnte nicht begreifen, welches Verbrechen sie gegen ein Regime begangen haben sollte, das sie so glühend unterstützt hatte. War es wegen der Worte, mit denen ihr Sohn bei Gorkis Begräbnis herausgeplatzt war? Oder vielleicht deshalb, weil sie bei einer Redaktionssitzung der Moskauer jiddischen Zeitung *Sovetish Heymland* behauptet hatte, dass die jüdische Minderheit historische Rechte besitze und dass einige dieser Rechte in Birobidschan und einige in Erez Israel verwirklicht worden seien? Vielleicht hatte sie ja jemand wegen „reaktionärer“ Ansichten denunziert. Da wir polnische Staatsbürger waren, entschieden die Behörden, wir sollten nicht nach Sibirien gebracht werden. Stattdessen wurde uns befohlen, innerhalb von vierundzwanzig Stunden die Sowjetunion zu verlassen.

Mutter schickte ein Telegramm an ihre Mutter in Palästina und die Antwort kam schnell: „Fahrt nach Istanbul, Einreisevisum nach Palästina ist unterwegs.“ Die Ausweisung erschütterte Mutters Glauben an die Partei und ihre Treue zu deren Prinzipien. Bis zu ihrem Tode vergab sie ihr nicht. Im Rückblick sahen wir: Wir hatten Glück gehabt, denn die Moskauer Prozesse und die „Säuberungen“ von „Volksfeinden“ waren auf dem Höhepunkt und die Sowjetunion schloss bald nach unserer Ausreise ihre Tore und ließ niemanden mehr raus. Am Tag nach der Ausweisung nahmen wir den Zug nach Odessa und von dort fuhren wir mit einem Schiff nach Istanbul.

In Istanbul kamen wir mit so gut wie gar keinem Geld an. Wir durften nur achtundvierzig Stunden in der Türkei bleiben und wir nahmen ein Zimmer in einem billigen Hotel in der Nähe des Hafens, denn wir dachten, wir könnten nach einem oder zwei Tagen mit einem Schiff nach Palästina fahren. Unser Zimmer

war unterm Dach, im vierten Stockwerk. Bald entdeckten wir, dass die unteren drei Stockwerke als Bordell dienten. Schreien und laute Musik dröhnten die ganze Nacht durchs Haus. Polizisten gingen ein und aus und kümmerten sich um die Prügeleien der Betrunkenen. Die achtundvierzig Stunden wurden zu einer Ewigkeit. Wir lebten neun Monate illegal in der Türkei. Bei jedem Geräusch, jedem Klopfen an der Tür fuhren wir zusammen. Mutter verbot mir, Russisch zu sprechen, damit nicht bekannt würde, dass wir Flüchtlinge aus Russland waren. Mutter sprach wieder Polnisch mit mir, und wenn ich russisch antwortete, wurde sie ärgerlich.

Jeden Morgen musste ich zur YTA-Reiseagentur gehen und fragen, ob das Visum gekommen sei. Meine Mutter brachte mir bei, auf Französisch zu fragen, weil die Leute dort weder Polnisch noch Russisch verstanden. Es war der einzige französische Satz, den ich jemals gelernt habe, und ich behielt ihn noch Jahre lang im Gedächtnis.

In seinem ersten Brief nach Erez Israel schrieb mein Vater:

Liebe Ronja, ich bin sehr froh, dass ihr jetzt in Palästina seid – allerdings machen mir die letzten Ereignisse dort Sorgen. Es gibt keinen Frieden in der Welt. Was kann man da machen? Wir wollen hoffen, dass sich alles zum Besten wendet. Ich habe euch einen Brief mit einem Scheck über 20 Dollar nach Istanbul geschickt, aber ich bin sicher, ihr habt den Brief dort nicht mehr bekommen. Was kann man da machen? Werden sie euch den Brief nachschicken? Wie werdet ihr zu dem Geld kommen? Der Scheck ist auf die „Ottomanische Bank“ ausgestellt. Ihr werdet das Geld wahrscheinlich bekommen. Ich will den Auftrag geben, es nach Palästina zu transferieren. Ich hoffe, ich werde euch mehr Geld schicken können. Glaube mir, es fehlt mir nicht an gutem Willen. Wenn wir es nur schaffen!

Im Frühling 1938 kamen wir in Haifa an. Am Strand erwarteten

uns Verwandte. Ich hasste Erez Israel auf den ersten Blick und mir fehlte Moskau. Für mich war Palästina nur eine weitere Station auf meinem Lebensweg – nach den Stationen Warschau, Moskau und Istanbul. Ich war sicher, wir könnten nach ein paar Tagen nach Amerika reisen.

„Mutter, wann kommen wir endlich zu Vater nach Amerika?“, fragte ich.

„Warum sollten wir zu ihm fahren, Sohn? Er wird hierher zu uns nach Palästina kommen.“

„Aber Mutter, ich mag Palästina nicht.“

Bis heute kann ich mir nicht denken, was mich dazu brachte, diesen Streifen Land auf den ersten Blick zu hassen. Ich weigerte mich, die Sprache zu lernen, ich hasste die glühende Sonne, die meine Augen blendete und meine helle Haut bräunte. Ich schlug mich mit den Kindern auf der Straße und in der Schule und nachts träumte ich von meinem Vater.

Offenbar war Mutter überzeugt, dass mein Vater nach Israel kommen werde. In diesem ersten Brief schrieb er:

Ob ich nach Palästina komme? Das ist mein Traum. Schließlich bin ich, wie du weißt, ein großer Anhänger Palästinas und der hebräischen Sprache. Ich hoffe, dass ich bei erster Gelegenheit (das heißt, wenn ich genug Geld gespart habe, um die Reise zu bezahlen) auf ein Schiff klettern und mich gut dabei unterhalten werde, nach Tel Aviv zu schwimmen.

Schreibe mir alle Einzelheiten über alles. Wie lebt ihr und was macht ihr in Palästina? Palästina ist ein freies Land und ihr könnt von dort alles schreiben, was ihr wollt. Palästina steht nicht unter Stalins Herrschaft, wo die Leute 24 Stunden am Tag in Angst leben. Wenn ich in Russland wäre, würden mir 24 Stunden nicht ausreichen. Ich wäre 48 Stunden am Tag in Angst und Schrecken und keinen Augenblick weniger.

Sie sollen mit ihrem „Sozialismus“ zum Teufel gehen. Ich glaube, dass in den Kibbuzim in Palästina mehr Sozialismus ist als in ganz Russland.

Am Tag darauf gingen wir zu Großmutter in die Brenner-Straße in Tel Aviv. Sie wohnte in einem baufälligen alten Haus mit rissigen Mauern. Großmutter Bayla bewohnte eine Zweizimmerwohnung, die nach muffigen heiligen Büchern roch. Die Regale waren voll heiliger Gegenstände: Silberbecher, einer Chanukka-Lampe, Leuchtern, zerrissenen Bibeln und Gebetbüchern. Ein Mieter bewohnte eines der Zimmer und wir wohnten alle drei im anderen Zimmer. Zu meinem Entzücken entdeckte ich eine kleine Gruppe Zitronenbäume im Hof des Wohnblocks. Ich lief schnell runter und kletterte bis in den Gipfel eines der Bäume. Dort verbrachte ich den größten Teil des Tages mit Tagträumen und Erinnerungen. Ich träumte davon, aus Palästina zu entkommen, nach Warschau zurückzukehren und von dort in unsere Ferienstadt Szwidler zu fahren, wo wir unsere Sommer verbracht hatten. Ich saß ganze Tage im Baum und meine Mutter brachte mir das Essen dorthin. „Gigi, ich kann nicht so hoch raufklettern“, wandte meine Mutter ein.

„Es ist wirklich leicht, Mutter. Siehst du den dicken Ast? Setze einen Fuß hierher und den anderen Fuß auf diesen Zweig.“

„Aber ich habe eine Schale Suppe in der Hand!“

Jahre später erzählte mir mein Vater, dass auch er in einem Baum gesessen und dort verbotene Bücher gelesen habe. An diesem hoch gelegenen Ort lernte er Schopenhauer, Nietzsche, Hegel und Knut Hamsun kennen. „Ein Baum war für mich ein Zufluchtsort vor der orthodoxen Gesellschaft und seitdem ist er ein Symbol dafür. An diesem Ort lernte ich die großen Klassiker kennen, die ich noch immer zitiere“, sagte er, als ich ihm von meinen ersten Tagen in Erez Israel erzählte.

Großmutter beschloss, ihr Enkel müsse religiös erzogen werden,

wie es sich für den Spross einer rabbinischen Dynastie gehöre. Meine Mutter, die Kommunistin, für die Religion „das Opium der Massen“ war, leistete keinen Widerstand dagegen. Nachdem die intellektuelle Welt um sie her zusammengebrochen war, kümmerte sie sich nicht mehr um meine Erziehung. Ich wurde in das Moria-Gymnasium in der Bograshov-Straße in Tel Aviv eingeschult. Ich musste eine schwarze Kippa tragen und jeden Morgen mit den anderen Kindern in der Schulsynagoge beten. Der Übergang war zu abrupt. In der Türkei war ich nicht zur Schule gegangen, weil wir Illegale waren, und plötzlich musste ich hier unverständliche Worte murmeln und mit dem Oberkörper vor und zurück schaukeln. Vom ersten Tag an hasste ich diese Schule. In Moskau war ich nur in den Kindergarten gegangen und ich hatte niemals lernen gelernt. Einem Lehrer gehorchen war für mich vollkommen neu. Ich weigerte mich, Hebräisch zu lernen, und die anderen Kinder lernten polnische, russische und türkische Brocken von mir.

„Mutter, lass uns nach Moskau zurückgehen“, bat ich sie nach meinem ersten Schultag.

„Gigi, wir können niemals mehr nach Moskau zurück. Man hat uns von dort vertrieben“, antwortete sie bitter.

Ich wurde in die dritte Klasse gesteckt und war von allen anderen Kindern durch die Sprache getrennt. Ich saß im Klassenraum, fing den ganzen Schultag über Fliegen und befestigte Fäden an ihren Beinen. Wenn sie zu fliegen versuchten, applaudierte die Klasse laut. Der Lehrer wusste nicht, was er mit mir anfangen sollte. Meine Mutter wurde ins Direktionsbüro bestellt, aber schließlich ging meine Großmutter hin und erklärte, ich sei der Abkömmling einer angesehenen rabbinischen Dynastie. „Er wird einmal ein großer Gelehrter“, sagte sie.

Neben dem Klassenraum war ein Kämmerchen mit Schreibmaterialien. Eines Tages landete eine an einen Faden gebundene Fliege auf dem Buch des Lehrers. Er schloss mich in das Kämmerchen ein und dabei schlug er mich derartig auf die Schultern, dass mir beide Arme gelähmt waren. Ich weinte nicht. Weinen bedeutete um Gnade flehen und das wollte ich auf keinen Fall. Als er aufgehört hatte, mich zu schlagen, wurde ich fast ohnmächtig aus dem Kämmerchen geholt. Der Lehrer Herr Freund war sicher, er hätte mir eine Lektion erteilt. Meiner Mutter erzählte ich nichts davon.



Das einzig Gute an dem Gymnasium waren die Eukalyptusbäume mit ihren dicken Stämmen und dichten Ästen rund um den Bogroshov-Platz auf der anderen Straßenseite. Als Herr Freund klarwurde, dass er mit Schlägen bei mir nichts ausrichten konnte, waren jeden Morgen, wenn er den Klassenraum betrat, seine ersten Worte: „Guten Morgen, Kinder. Singer – raus!“ Auf diese Weise verbrachte ich mehr Zeit in den Bäumen als im Klassenraum. Wenn ich im Wipfel eines Eukalyptusbaumes saß, sprach ich mit meinem Vater, erzählte ihm von Herrn Freund und bat ihn, herzukommen und den Lehrer zu verprügeln.

Eines Tages fand ich jedoch selbst einen Weg, den Schlägen ein Ende zu bereiten. Wie gewöhnlich saß ich spät am Nachmittag, als alle anderen Schüler schon nach Hause gegangen waren, oben im Baum. Da sah ich Herrn Freund und eine Frau auf die Bank zukommen, die direkt unter meinem Sitz im Baum stand. Sie setzten sich und ich sah auf sie runter. Herr Freund blickte sich nach allen Seiten um und, da er niemanden sah, fuhr er mit der Hand unter das Kleid der Frau und die beiden fingen an sich zu küssen. Ich konnte nicht anders, als zwei Finger in den Mund stecken und voller Bewunderung pfeifen. Dann rief ich auf Hebräisch: „Herr Freund, wenn Sie mich morgen wieder schlagen, wird die ganze Klasse erfahren, was sie treiben!“ Das war der erste hebräische Satz, der jemals aus meinem Mund gekommen ist.

Sie sprangen, von Panik ergriffen, auf die Füße und rannten davon. Von dem Tag an gab es keine Schläge mehr. Am Ende des Schuljahres wurde meine Mutter wieder zum Direktor gerufen. Er sagte ihr, dass ich seiner Meinung nach versetzt werden könnte – aber nicht in seiner Schule.

Jahre später im Steinberg-Restaurant in New York erzählte ich die Geschichte meinem Vater. Er sah mich liebevoll an und sagte: „Sohn, all das Leiden und der Kummer, die du in deiner Jugend erfahren hast, sind wunderbarer Stoff für Literatur. Glaube mir, wenn ich damals nach Palästina gekommen wäre, hätte ich Herrn Freund ordentlich verprügelt.“

Ich sah auf seinen gebrechlichen Körper und seine zarten Hände und lächelte. Er hätte nicht einmal einen Faden an die Hinterbeine einer einzigen Fliege kneten können.

ZARTE BEZIEHUNGEN

Die Beziehungen zwischen Vater und Mutter wurden immer schlechter. Meine Mutter behauptete, dass mein Vater, als sie in Warschau lebten, Zimmer gemietet habe, damit er dort schreiben könne, ohne gestört zu werden, aber ihr zufolge tat er das in der Hauptsache, um Frauen dorthin zu bringen. Sie habe Beweise dafür. Als sie schwanger wurde, bestand er darauf, dass sie das Kind abtreiben lasse, aber als Tochter eines Rabbiners konnte sie so etwas nicht tun und weigerte sich entschieden. Mein Vater schlug ihr im Augenblick der Verzweiflung vor, sie sollten zusammen Selbstmord begehen und sich vor die Straßenbahn werfen. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, ein Kind im Haus zu haben.

„Kannst du dich an diesen Vorschlag erinnern?“, fragte ich ihn einmal. „Nein, ich erinnere mich nicht daran, aber es ist durchaus möglich. Das Gedächtnis deiner Mutter ist besser als meines, aber das ist jetzt nicht mehr wichtig. Ich weiß, dass ich nie ein ergebener und liebevoller Vater war. Meine Schwäche ist, dass ich in meiner Seele immer noch Junggeselle bin. Bald verstand ich, dass das Ganze ein großes Missverständnis war, aber ich wusste nicht, wie ich aus der Falle, in die ich getappt war, rauskommen sollte. Damals ging ich in den Straßen Warschaus umher, um deiner Mutter, dir und mir selbst zu entkommen und traf andere Frauen – die meisten von ihnen kommen in meinen Geschichten vor. Ich versuchte den Gedanken an die Tatsache zu unterdrücken, dass ich einen Sohn hatte, aber damit hatte ich nicht viel Erfolg.“

„Ich denke, du hattest damit Erfolg“, sagte ich vorwurfsvoll.

Er sah mich an und lächelte traurig.

Ich fragte ihn, warum er mit Alma keine Kinder habe. Schließlich war er erst sechsunddreißig, als er sie heiratete, und sie war

fünf Jahre jünger. Er erwiderte, Alma habe sich sehr Kinder gewünscht, aber er sei strikt dagegen gewesen.

„Meine Geschichten sind meine Kinder“, sagte er. „Alma hat zwei Kinder aus ihrer ersten Ehe und ich habe einen Sohn. Reicht das nicht? Kinder sind eine Last. Sieh mal, du bist nach New York gekommen, und obwohl ich froh war, dich zu sehen, wurde es eng. Ich war wirklich erleichtert, als du Arbeit gefunden hattest und morgens aus dem Haus gingst. Versteh mich nicht falsch, ich stehe loyal zu dir wie jeder Vater zu seinem Sohn. Aber nur unter der Bedingung, dass meinem Schreiben nichts im Weg steht. Zum Glück hast du das verstanden.“

Er nahm einen Brief, den ich an meine Tochter geschrieben hatte, sah sich mit Staunen die Handschrift an und sagte: „Manchmal sehe ich dich an, dein Gesicht, und irgendwie finde ich mich in dir. Du bist mir ähnlicher als deiner Mutter. Selbst deine Handschrift ist fast dieselbe wie meine, obwohl du weit weg von mir aufgewachsen bist.“

Und wieder hatte er anscheinend das Bedürfnis, über meine Mutter zu sprechen. Sie war das genaue Gegenteil von ihm. Er war ein überzeugter Individualist, ein Einsiedler, und sie war sehr gesellig. Ihre Wohnung war zu allen Tageszeiten voller Leute: Ihre Freunde führten dort politische Streitgespräche. Wenn er einmal mitten am Tag nach Hause kam, fühlte er sich fehl am Platz, und dann wich er in den Schriftstellerklub aus. Mein Vater lebte wie ein Nomade. Er bestand darauf, er habe mich niemals ignoriert, aber das Geld, das er nach Hause brachte, reichte nicht. Er beschuldigte meine Mutter immer, sie benutze das Geld, um den Druck der Flugblätter und anderer kommunistischer Propaganda zu bezahlen.

„Wir stritten und versöhnten uns unaufhörlich, bis sie verhaftet wurde.“

Er schämte sich schrecklich dafür, dass er auch nur einen Tag lang im Gefängnis gewesen war. Die Nachricht erschien in der jiddischen Zeitung und das machte es für ihn noch schlimmer. In seinen Erinnerungen im *Forverts* erschien diese Haft in zwei Versionen. In einem Artikel 1956 schrieb er, er sei nicht ins Gefängnis gekommen, sondern nur zu einer Befragung bestellt und über Doras politische Aktivitäten befragt worden. (Dora war das Untergrund-Pseudonym meiner Mutter.) „Ich wollte ihr helfen und nicht lügen, deshalb sagte ich: ‚Das Einzige, was ich weiß, ist, dass ihr Geist ganz verwirrt ist.‘“

Diesem Artikel zufolge waren die Ermittler mit seiner Antwort zufrieden und entließen ihn. 1956 wurden die Menschen in den Vereinigten Staaten durch das Schreckgespenst des McCarthyismus eingeschüchtert, deshalb wollte er lieber nicht offenlegen, dass er im Gefängnis gewesen war, zumal es um angebliche kommunistische Aktivitäten gegangen war.

Ein zweiter Artikel von 1964 enthält eine genauere Version des Zwischenfalls. Ein Detektiv verhaftete meinen Vater auf der Straße und brachte ihn zur Befragung ins Gefängnis:

Die Wände waren mit Graffiti wie diesen beschmiert: „Faschistische Hunde!“ „Lang lebe der Kommunismus!“ ... Ich lag fast die ganze Nacht wach. ... Am frühen Morgen brachten sie mich in das Büro, in dem einer saß, der wie ein hochrangiger Ermittler aussah. Er bot mir höflich eine Zigarette an und fragte: „Was ist mit Ihnen?“ „Das frage ich Sie. Alle wissen, dass ich kein Kommunist bin.“ „Aber Sie leben mit einer Kommunistin.“

Diese Passagen sind ein deutlicher Hinweis auf die komplizierte Beziehung zwischen meinem Vater und meiner Mutter. Drei Jahre später verließ er uns und ging nach Amerika.

Als ich zwanzig Jahre später meinen Vater in Amerika besuchte, beschloss ich, keine alten Rechnungen mit ihm aufzumachen. Ich wollte ihn so akzeptieren, wie er war, allen Anschuldigungen

meiner Mutter zum Trotz. Sie wollte nicht, dass ich fahre, und versuchte mich zu überreden, den Plan aufzugeben, denn sie fürchte, ich würde eine schwere Enttäuschung erleben. Ich befolgte ihren Rat nicht. Ich wollte unbedingt meinen Vater besuchen. Zwanzig Jahre lang hatte ich mir in meiner Vorstellung einen Vater konstruiert und ich wollte den Kreis schließen. Ich war überzeugt, dass nach einer so langen Trennung das Feuer der Liebe zwischen Vater und Sohn sicherlich erloschen sei und dass es aussichtslos wäre zu versuchen, es neu zu entzünden. Ich kam gleich zu Anfang mit niedrigen Erwartungen zu ihm. Wenn mein Vater und ich nur zu einer gewissen Verständigung kämen, würde mir das genügen.

Ich brauchte lange, um zu verstehen, wie kompliziert die Beziehung meiner Eltern gewesen war. Der plötzliche Aufbruch meines Vaters nach Amerika und sein Versprechen, die Familie dort wiederzuvereinigen, wenn seine wirtschaftliche Situation sich verbessert hätte, stellten sich als nichts denn leere Worte heraus, an denen uns festzuhalten wir vergeblich versuchten. Fünf Jahre nachdem mein Vater nach Amerika gekommen war, heiratete er Alma. Davon schrieb er uns nie etwas. Warum hatte er seine Ehe mit Alma vor uns geheim gehalten? Ich fragte ihn, aber er zuckte einfach nur die Achseln. Die Antwort war dieselbe: In seiner Seele hatte er immer das Gefühl, er sei Junggeselle geblieben. Seine Briefe zeigen jedoch, dass er sich, bis er Alma begegnet war, vor Reue verzehrt hatte. Es folgt ein Auszug aus einem Brief, den er 1938 an meine Mutter schrieb:

Was würde ich nicht drum geben, jetzt in Palästina zu sein und dich und den lieben Gigi zu sehen, den ich so sehr liebe und der mir so sehr fehlt. Ich hoffe, dass ich nicht mehr so lange werde warten müssen, wie ich bisher gewartet habe. Ich bin zutiefst davon überzeugt, dass ich bald bei euch „reinschneien“ werde und dass wir dann über alles reden können.

Die Jahre, in denen wir jetzt getrennt sind – dreiundeinhalb Jahre – fordern natürlich ihren Tribut. Was immer auch geschehen mag: ich werde an dich denken. Ich kann die Jahre, die wir in Freude und Streit miteinander verbracht haben, nicht verleugnen. Es waren verschiedene seltsame Umstände, die nur wir beide kennen. Du fehlst mir und ich muss manchmal daran denken, wie nah wir uns waren. Auch wenn ich tausend Jahre leben würde, könnte ich unsere Wohnung in der Leszno-Straße 57 nicht vergessen. Ich sehe sie deutlich vor mir, als ob ich sie erst gestern verlassen hätte, mit dem Bett und mit all und jedem. Ich muss mich auch an die heftigen Streitereien erinnern, von dem Tag an, an dem wir uns kennenlernten, bis zu dem Tag, an dem wir uns trennten. Ich kann und will nicht darüber urteilen, wer von uns beiden schuld daran war. Ich glaube, ganz allein schuld daran war unser vollkommen unterschiedliches Wesen. Aber trotz allem – ich ignoriere einfach den Widerspruch – fehlen du und das Kind mir. Mir fehlen die Zärtlichkeit und die Spiele, aber ich will das alles nicht noch einmal durchmachen, all den Streit, all den Ärger, alles Weglaufen von zu Hause und alle Kümernisse, die ich damals durchgemacht habe. Wenn ich mir unsere Vergangenheit ansehe, sehe ich viel Zartheit und viele glückliche Augenblicke, aber kein einziges Zeichen von Frieden und Ruhe. In gewissem Sinn müssen wir uns wieder kennenlernen. Wenn dieselben Konflikte und dieselben Kümernisse mich auch in der Zukunft erwarten, möchte ich nicht zu all dem zurückkehren, obwohl ich mich nach dir, dem Kind und allem, was einmal war, zurücksehne. Dem, was einem mit zwanzig etwas bedeutet, fehlt, wenn man dreißig ist, jede Bedeutung, ganz zu schweigen davon, wie es ist, wenn man vierzig ist. Ich bin jetzt vierunddreißig und du bist ja drei Jahre jünger. Ich kann kaum glauben, dass wir schon in den Dreißigern sind.

Liebe und Reue einerseits und Vorbehalte und Rückzug andererseits. Dieser Widerspruch wurde bis zu seiner Heirat mit Alma 1940 in seinen Briefen deutlich.

Mein Vater und ich frühstückten in einem New Yorker Restaurant. Ich erinnere mich, ein Omelette bestellt zu haben, aber ich war nicht so hungrig gewesen, wie ich gedacht hatte, und ließ einen Teil davon auf dem Teller liegen. Mein Vater war wütend.

„Warum isst du dein Omelette nicht auf?“ Er nahm eine Scheibe Brot, lud das, was ich übrig gelassen hatte, darauf und aß es.

„Du hast in dieser Woche eine Geschichte für dreitausend Dollar an den *New Yorker* verkauft. Kannst du es dir nicht leisten, dir auch ein Omelette zu bestellen? Es kostet nur etwa einen Vierteldollar“, sagte ich.

„Ich kann nicht mit ansehen, wenn Essen weggeworfen wird.“

Sei er zwanghaft geizig? Durchaus nicht, erwiderte er. Aber es bereitete ihm Schwierigkeiten, sich an sein Leben mit dem neuen Komfort zu gewöhnen, nachdem er so viele Jahre lang in Geldnot gelebt habe. Damals hatte er buchstäblich keinen Cent in der Tasche und musste alles sehr sorgfältig berechnen. Nachdem er in das fremde Land gekommen war, litt er Jahre lang unter Entbehrungen und literarischer Stummheit.

Er war auf seiner Flucht aus Polen in eine fremde Sprache und in eine Gesellschaft geraten und fühlte sich in beiden schrecklich verloren. *Verloren in Amerika* ist der Titel eines seiner autobiografischen Bücher, in denen er von seinen ersten Jahren in diesem Land erzählt. Er sagte mir, er habe in seinen frühen Jahren in Amerika oft daran gedacht, Selbstmord zu begehen.

Im selben Brief an meine Mutter drückte er seine Enttäuschung aus:

Hier in Amerika leide ich unter schwerer Zerrüttung. Zuerst einmal führe ich einen buchstäblich unbarmherzigen Kampf

gegen Armut und Hunger. Zweitens arbeite ich kaum. Für mich und meine literarischen Pläne ist Amerika eine kalte Dusche. Die jiddische Welt hier ist arm, klein und tausendmal elender als die in Warschau. Ich habe einfach alle Lust an der Arbeit verloren – ich kann den finsternen „Realismus“, der hier im Leben allgemein herrscht, nicht ertragen. Ich schreibe „Realismus“ in Anführungsstrichen, tatsächlich hat er wirklich gar nichts mit Realismus zu tun. Ich versuche den Federhalter in die Hand zu nehmen, aber ich lege ihn umgehend wieder hin.

Von Anbeginn ihres Zusammenlebens behielten mein Vater und Alma getrennte Bankkonten. Mein Vater behauptete, Alma leide unter „Kaufzwang“ und verschwende das meiste Geld, das sie verdiene damit, alles Mögliche zu kaufen. „Wenn man Alma mitten in der Nacht weckte und ihr sagte, es gebe in der Bronx einen Schuh-Ausverkauf, würde sie aus dem Bett springen und in ihrem Kaufrausch sofort aufbrechen. Einkaufen ist ihre große Leidenschaft. Jeden Morgen geht sie früh zur Arbeit bei *Lord and Taylor*, als ob sie zu einer Party ginge.“ Mein Vater hingegen fürchtete sich, in Läden zu gehen, denn er hatte Angst, man würde ihn betrügen. Alma kaufte ihm immer die Kleider und brachte sie nach Hause, damit er sie anprobieren konnte.

„Und was wird aus einem jiddischen Schriftsteller, der reich wird?“, fragte ich beim Kaffee.

„Was aus ihm wird? Nichts. Wie viele Mahlzeiten kann ein reicher Mann wohl am Tag essen? Für Vegetarier gibt es nicht viele Delikatessen. Ich esse gewöhnlich eine Kartoffel, Gemüsesuppe, Spinat-Plinsen und etwas Grütze. Dafür muss man kein Millionär sein. Essen ist keine meiner großen Leidenschaften. Und was braucht ein Mann wie ich schon? Wenn ich – Gott verhüte! – aus irgendeinem Grund ins Gefängnis gesperrt würde, wäre ich schon glücklich, wenn mir die Wächter gerade mal ein Stück Papier und etwas gäben, mit

dem ich schreiben könnte. Glaub mir, ich kann ohne Radio und Fernsehen sehr glücklich sein.“

„Und wie steht es mit Frauen?“

„Stimmt. Ich habe das Bedürfnis zu lieben und geliebt zu werden. Aber außerdem brauche ich gar nichts. Du wohnst bei mir und siehst, wie ich jeden Morgen den verblichenen grauen Bademantel anziehe und dieselben schäbigen Hauslatschen, wie ich in meinem gewöhnlichen Sessel sitze, das Notizbuch auf dem Schoß und schreibe.“

Im Laufe der Jahre wurde mein Vater reich. Er veröffentlichte viele Bücher und alle hatten Erfolg. Er wurde als Vortragsredner bekannt und verdiente viel Geld. Aber seine alten Gewohnheiten gab er nie auf.

Käseblintzes

Blintzes stammen aus Osteuropa. Das jiddische Wort Blintzes ist eine Abwandlung des russischen Blini und bedeutet Pfannkuchen. Blintzes gehören neben Gefilte Fisch und Bagels zu den Klassikern der jüdischen Küche.

An Schawuot, dem Wochenfest, feiern gläubige Juden, dass Gott dem Volk Israel am Berg Sinai die Tora gegeben hat. Traditionell werden dazu in jüdischen Familien süße Speisen und Milchgerichte gegessen. Dafür gibt es viele Begründungen: Die einen sagen, die Tora sei süß und nahrhaft wie Milch und Honig. Für andere symbolisiert das Weiß der Milch die Reinheit des mosaischen Gesetzes. Außerdem hat das hebräische Wort chalav – Milch – den numerischen Wert 40 (2+30+8=כ"ל) und erinnert so an die 40 Tage, die Moses auf dem Berg Sinai verbrachte, um Gottes Wort zu empfangen.

Die Käseblintzes kann man auch besonders symbolisch anrichten: Wenn man zwei Blintzes nicht faltet, sondern der Länge nach rollt und nebeneinander legt, ähneln sie den Torarollen!

<s://www.jmberlin.de/koscher/alacarte/rezepte/kaeseblintzes.pdf>

NÜCHTERN WERDEN

Im Februar 1956 kam der Zwanzigste Kommunistische Parteikongress zum ersten Mal seit Stalins Tod im Jahre 1953 zusammen. In einer geschlossenen Versammlung verurteilte der Führer der Sowjetunion Nikita Chruschtschow in einer Rede die Verbrechen Stalins und seiner Nachfolger. Die Rede wurde in den Westen geschmuggelt und in der *New York Times* abgedruckt. Ich las sie einige Male ungläubig. Chruschtschow erwähnte in seiner Rede den Vorschlag in Lenins Testament, Stalin den Posten des Parteisekretärs zu übertragen. Chruschtschow beschuldigte Stalin, dass er Tausende loyale und unschuldige Kommunisten habe umbringen lassen. Er erzählte von Stalins drastischen Maßnahmen vor dem Zweiten Weltkrieg und davon, wie verwirrt er in den ersten Stadien des Krieges gewesen sei. Da ich ein junger Idealist und Kommunist war, erschütterten mich die zahlreichen Verbrechen Stalins.

Hatten sie uns wirklich die ganzen Jahre über betrogen?, fragte ich mich. Konnte Stalin einer der größten Verbrecher sein, die die Menschheit jemals erlebt hat?

Ich gab meinem Vater die Zeitung. Er las den Artikel langsam und schüttelte ungläubig den Kopf. Er schwieg. Ich war ihm dankbar, dass er nicht hämisch sagte: „Hab’ ich dir’s nicht immer gesagt!“ Er muss meine Qual empfunden und sich entschlossen haben, mir kein Salz in die Wunde zu streuen. Die Tage vergingen und wie aufgrund eines stillschweigenden Übereinkommens sprachen wir nie darüber.

Eines Tages rief er mich bei der Arbeit an und sagte sanft: „Sohn, ich weiß sehr gut, was du durchmachst. Ich bin unter Schriftstellern und Dichtern in Polen aufgewachsen, deren Leben die Nazis beendet haben. Sibirien war nicht anders. Millionen erfroren dort auf dem Altar des Kommunismus. Die

Diktatur des Proletariats ist ein Rezept für Terror, Korruption und Mord.“

Ich ging nicht darauf ein. In vorangegangenen Gesprächen hatte ich ihm immer, wenn er das Sowjetregime kritisierte, hitzige Antworten gegeben. Dieses Mal sprach er freundlich, als ob er meinen Kummer teile. Drei Jahre lang hing Stalins Bild in meinem Kibbuz-Zimmer an der Wand. Ich hatte aufrichtig geglaubt, Stalin würde in seinem Land den Sozialismus verwirklichen, ebenso wie wir das im Kibbuz taten. Ohne die Sowjetunion konnte der Kibbuz sein historisches Schicksal, als Avantgarde der Arbeiter in Erez Israel eine neue Gesellschaft aufzubauen, nicht erfüllen. Jetzt kam Chruschtschow daher und zeigte Stalin als einen brutalen, selbstsüchtigen und verräterischen Tyrannen, der von einer Wahnsinnslust auf Macht besessen gewesen war. Wie würde der Kibbuz als isolierte sozialistische Zelle überleben können, wenn das alles eine Lüge gewesen war? Für uns war die Sowjetunion nicht nur ein Glaube, sondern sie war auch eine Inspirationsquelle, ein hochemotionales Identifikationsobjekt, so etwas wie eine „zweite Heimat“. Das versuchte ich meinem Vater zu erklären.

„Was?! Die Sowjetunion war eine zweite Heimat für Juden?!“, schrie er. Wir schwiegen lange. Ich konnte sein aufgeregtes Atmen hören.

„Ich will dir etwas sagen, das dir zu verstehen helfen wird, was Russland für uns bedeutete“, sagte ich. „Als wir Oberschüler waren, wollte der Bibellehrer, dass wir Kapitel aus dem *Lied der Lieder* lernten, die nicht zum Curriculum gehörten. ‚Das ist wunderbare Dichtung‘, sagte er. ‚Wenn du uns ein wunderbares Gedicht beibringen willst‘, sagten wir, ‚bring uns die Dichtung von Majakowski bei.‘ Wir alle glaubten zutiefst an den ‚neuen Menschen‘, der in der Sowjetunion geschaffen werden würde.“

„Der neue Mensch? Ein sinnloses Klischee! *Das* Regime ist noch nicht geboren worden, das einen neuen Menschen schaffen

kann. Nur der Heilige-gepriesen-sei-Er kann das.“ Er schweig einen Augenblick und fuhr dann fort: „Sohn, werde nicht melancholisch. Du hast an Kommunismus gelitten, einer Krankheit, die unzählige Millionen – darunter auch deine Mutter – befallen hatte. Ich bin sicher, Chruschtschow wird weniger grausam als Stalin regieren.“

Im selben Jahr im Oktober hörte ich im Radio, dass ein Schiff mit Flüchtlingen aus Ungarn in New York gelandet sei. Sie waren nach dem Ungarnaufstand gegen die Regierung und die brutale Intervention der Sowjetunion, die daraufhin stattgefunden hatte, geflohen. Die Zeitung hatte berichtet, wie die Sowjetunion den Aufstand mit Blut und Feuer niedergeschlagen hatte. Wie gewöhnlich traute ich dem Bericht nicht, aber ich ging trotzdem zu den Landungsstegen, um mich selbst zu überzeugen. In der Nähe des Landungssteiges stand ein Neuankömmling in einem zerknitterten Anzug vor einer großen Menge und stellte sich als Mitglied des „Zentralkomitees der Kommunistischen Partei in Budapest“ vor. Er erzählte allen von den Rotarmisten, die loyale Kommunisten in einer Panzerreihe überrollt hatten. Er erzählte von dem Sekretär eines Vorortzweiges der Partei, dem die Zunge herausgerissen worden war, weil er sich geweigert hatte, seine Kameraden zu denunzieren. Ich war vollkommen erschüttert und rief meinen Vater an, um ihm zu erzählen, was ich gesehen und gehört hatte.

„Stalin war ein Mörder. Es wird höchste Zeit, nüchtern zu werden. Dieses Regime ist verfault.“

Ich antwortete nicht.

Meine geistige Welt zerfiel. Was war mit Mütterchen Russland geschehen, dem Land, das ich die letzten zwanzig Jahre über so idealisiert hatte? Wo waren die guten Russen aus den Romanen *Der stille Don* und *General Panfilows Reserve* [deutsch 1965]? Wie war es mit dem russischen Volk? Und dem Kibbutz? Ich fragte mich, wie die Mitglieder reagiert hatten, als sie von

diesen Enthüllungen erfuhren. Wie geht die Parteizeitung damit um? Wie steht es mit unseren Führern? Ich erinnerte mich an ein altes Mitglied unseres Kibbuz. Der Mann war Vertreter der Bewegung in Europa gewesen. Als der Krieg zu Ende war, machte er eine ausgedehnte Reise durch Osteuropa und die Sowjetunion. In den verschiedenen kommunistischen Ländern traf er Menschen, die vor dem Holocaust geflüchtet waren, Mitglieder des Politbüros, kommunistische Führer. Er hörte haarsträubende Geschichten über Stalins furchtbares Regime. Er hörte auch von den Gewalttaten der Soldaten der Ukrainischen Roten Armee und ihrem Antisemitismus. Als dieser Mann nach Erez Israel zurückkam, unterredete er sich einen ganzen Tag lang im Geheimen mit den Führern der Bewegung. Er berichtete ihnen in allen Einzelheiten über den „russischen Sozialismus“. Sie waren völlig schockiert und bestanden darauf, dass er den Mitgliedern nichts davon sagen werde. Sie behaupteten, dass „die Bewegung nicht reif dafür sei, ihre guten Beziehungen zur Sowjetunion zu verändern.“ Sie waren außerdem überzeugt, man könne „das Vorgehen eines Regimes während eines Krieges nicht beurteilen.“ Auf meine eigene Weise der Leugnung rechtfertigte ich die Entscheidung, dass wir uns nicht an der „Anti-Sowjet-Propaganda“ beteiligen sollten, die die Holocaust-Überlebenden bei ihrer Einwanderung in Erez Israel verbreiteten. Wenn ich dem Urteil meines Vaters vollkommen zugestimmt hätte, dass „Stalin ein Mörder war“, wäre das das Ende meines Glaubens an den Sozialismus gewesen. Dazu war ich noch nicht bereit. Und ich war auch noch nicht reif dafür, meine Gefühle für die Sowjetunion zu verändern.

Wir gingen den Broadway entlang. Ein Feuerwehrauto raste vorbei und machte uns mit seinem Sirenengeheul den ganzen Central Park entlang fast taub. Junge Schwarze rannten schreiend an uns vorbei. Die Straßenkatze rieb sich an einem Laternenpfahl und wimmerte verzweifelt, während zwei riesige

Wolfshunde auf beiden Seiten des Bürgersteigs standen, wütend bellten und der Katze den Weg abschnitten. New York erschien mir plötzlich wie ein Dschungel.

Als wir schließlich zum Broadway kamen, fing es zu regnen an. Die Besitzer der Obststände bedeckten ihre Ware schnell mit Plastikplanen.

„Es sieht so aus, als kümmere sich Gott sehr erfolgreich um Seine Angelegenheiten, mit oder ohne Stalin“, sagte mein Vater. Er sah über die Straße und hielt seinen Hut fest, damit er nicht mit dem Wind davonflog.

„Übertreibe nicht. Gott gilt auf dem Broadway überhaupt nichts“, erwiderte ich.

„Und was denkst du, wer da den Verkehr regelt?“

„Die Ampeln.“

„Und wer schuf die Ampeln?“

„Der Mensch.“

„Und wer schuf den Menschen?“

„Und wer schuf Gott?“



LIEBESDIEB

Jedes Mal, wenn mein Vater zu Besuch nach Israel kam, brachte er mir eine seiner neuen Geschichten mit. Ich übersetzte sie ins Hebräische und wir saßen Stunden zusammen und feilten an jedem Satz. Ich war überrascht, wie gut er das Hebräische beherrschte. Dafür, dass er es Jahre lang nicht benutzt hatte, erinnerte er sich gut an alles, dachte ich. Er kam etwa zweimal im Jahr und wohnte in einem Hotel in Tel Aviv oder in Haifa. Mein Vater hatte viele Freunde in Israel – Schriftsteller und Dichter aus Warschau und Bilgoray – und er freute sich, sie zu sehen. Er sagte immer wieder, menschliche Landschaften bereicherten sein Schreiben.

Ich erinnere mich an einen Tag, an dem mich jemand im Kibbuz anrief und mir sagte, mein Vater sei in Israel. Ich war es gewohnt, dass er mich niemals im Voraus über seine Ankunft informierte. Am Tag darauf ging ich in sein Hotel und fand ihn einer korpulenten Frau gegenüber am Fenster sitzen. Die Frau murmelte mit geschlossenen Augen Silben vor sich hin. Es war die Leiterin des Herziliya-Studios Margot Klausner. Ihre beiden Hände lagen auf dem kahlen Kopf meines Vaters und seine beiden Hände lagen auf ihrer Brust. Die abgebrochenen Silben wandelten sich zu Worten und sie sprach im Grabeston eines Mediums:

„Sie, der Schriftsteller Isaac Bashevis Singer, müssen mir die Filmrechte für alle ihre Bücher und Geschichten überlassen. Ja, Sie müssen das tun, und zwar jetzt“, wiederholte sie sehr langsam, einige Male flüsternd und einige Male mit einem Beben in der Stimme wie ein Zauberer, der Geister beschwört.

Mein Vater sah mich hereinkommen, nahm die Hände von ihrer Brust und nickte mir zum Gruß zu. Die Aufführung ging weiter. Frau Klausner brach von Zeit zu Zeit ab, als ob sie auf eine

Botschaft aus der Geisterwelt warte. Mein Vater sah mich mit einem entschuldigenden Lächeln an, als wolle er sagen: Was hältst du denn davon?

Plötzlich öffnete Margot Klausner die Augen, sah mich und nahm schnell die Hände von seinem Kopf. Sie nickte zum Gruß und wechselte in einen sachlichen Ton: „Herr Singer, ich habe Dokumente von einem Notar anfertigen lassen und alles, was Sie zu tun haben, ist, sie unterschreiben. Sie haben den Befehl der höheren Mächte mit eigenen Ohren gehört.“

Sie zog ein Bündel Dokumente aus ihrer Handtasche und zeigte ihm, wo er unterschreiben sollte. Mein Vater sah die Dokumente an, hob seine rötlichen Augenbrauen, legte seine glatte Stirn in Falten und sagte: „Auch wenn die höheren Mächte es befehlen, ich kann jetzt nicht unterschreiben.“

„Was meinen Sie mit jetzt nicht?“ Sie war ärgerlich. Er übergang ihre Frage und sah die Dokumente weiter durch. Von Zeit zu Zeit schüttelte er den Kopf und sagte zu sich: *Gimpel der Narr* und *Jakob der Knecht* und *Das Erbe* und *Das Landgut* und sogar die Geschichte ‚Die Bischofsrobe‘“

„Die Bischofsrobe‘ ist meine Lieblingsgeschichte“, rief Margot Klausner und ihr Augen blitzten. „Als ich sie las, wusste ich gleich, dass Sie über mich geschrieben haben. Die höheren Mächte haben Ihnen die Geschichte diktiert. Ich bin Bessie Feingewirts und Phyllis Gurdin!“

Dann öffnete sie den Mund und stieß fremdartige Geräusche aus der Geschichte aus: „Charopakitchi, hatchomarumbi, leptchocalduku“ und weitere bizarre Wörter. Ihr Körper schwang von einer Seite zur anderen, sie rollte wild mit den Augen und Schaum trat ihr in die Mundwinkel. Mein Vater zog die Brauen hoch und sah sie amüsiert an. Ihre Brust wogte, als hätte sie gerade einen Marathonlauf hinter sich. Mein Vater hielt die Dokumente in der Hand und wurde nachdenklich – er war zwischen dem Befehl höherer Mächte und dem

Widerstreben, seine Eigentumsrechte herzugeben, gefangen. Nach einer Weile sagte er abschließend: „Es ist nicht freundlich, vor meinem Sohn zu streiten.“

Margot durchbohrte mich mit ihren Blicken. Ich hatte ihr das Geschäft verdorben.

Er brachte sie zur Tür und sagte, wie sehr er ihre Gesellschaft genossen habe. Er lud sie ein, ihn wieder zu besuchen. Was die Filmrechte angehe, fügte er hinzu: „Wir kommen noch darauf zurück. Ich laufe Ihnen nicht weg.“ Damit ließ er ihr einen Funken Hoffnung.

„Wenn du unterschrieben hättest, hätte sie ein Vermögen verdient“, sagte ich, nachdem sie gegangen war.

„Sie ist ein schlechtes Medium. Man sollte Geschäft nicht mit höheren Mächten vermischen.“

„Warum hast du ihr nicht gesagt, sie soll sich zum Teufel scheren?“

„Dort ist sie schon. Und überhaupt hasse ich es, die Gefühle einer Frau zu verletzen.“

Alle Frauen im Leben meines Vaters litten sehr unter seiner Tendenz, ihnen immer einen Funken Hoffnung zu lassen, auch dann, wenn das durchaus nicht gerechtfertigt war. Er versprach einigen sogar, sie zu heiraten. Wegen nicht eingehaltener Versprechen geriet er oft in Situationen, aus denen er nur mit Mühe wieder herauskam. Die Lösung war immer dieselbe: Flucht.

Dasselbe Muster galt, als er meine Mutter verlassen und in die Vereinigten Staaten ausgewandert war. Dabei versprach er, uns zu sich zu holen, sobald sich seine Situation gebessert haben würde. Und wie alle anderen Frauen vor und nach ihr hatte meine Mutter ihm geglaubt und zwölf Jahre gewartet, ehe sie wieder geheiratet hatte. Er seinerseits heiratete Alma, fünf Jahre nachdem er nach Amerika gekommen war.

„Hattest du wirklich die Absicht, Margot Klausner die Filmrechte für deine Werke zu überlassen?“, fragte ich.

„Natürlich nicht.“

„Aber du hast sie denken lassen, du würdest ihr den Hof machen“, bemerkte ich.

„Ich habe in meinem ganzen Leben keiner Frau den Hof gemacht. Ich bin meinem Wesen nach schüchtern“, erklärte er. Meinem Vater zufolge liefen ihm die Frauen nach und er konnte nicht verhindern, dass sie ihn mitrissen. Außer in seinen Werken konnte er einfach – auf dem wirklichen Schlachtfeld – Frauen gegenüber keine feste Haltung einnehmen. „In meinen Schriften kämpfe ich wütend mit Männern, Frauen und sogar Dämonen und Geistern. Von Natur aus bin ich ein passiver Charakter, dem es schwerfällt, kühne Entscheidungen zu treffen.“ Im Leben konnte er Frauen nicht Nein sagen. Im *Zauberer von Lublin* schuf mein Vater den starken Helden Jascha Mauser. Er nimmt sein Schicksal selbst in die Hand und flieht am Ende seines Lebens in eine einsame Zelle, „das kleine Gefängnis“, wie seine Frau Esther sagt. In seinen Schriften baute mein Vater einigen seiner Figuren oft so etwas wie ein abstraktes Gefängnis.

„Alles ist vorbestimmt und wir haben keine Macht darüber. In gewissem Sinn verkörpert Herman in *Feinde, die Geschichte einer Liebe* meine wahre Natur und Jascha Mauer ist so, wie ich gerne wäre.“

Zwar hörte ich oft die Bewundererinnen meines Vaters sagen, wie „wunderbar“ mein Vater sei, aber diese „Wunderbarkeit“ führte zu ihrer Desillusionierung und bitteren Enttäuschung. Frauen waren seine Schwäche. Oft rief er uns ins Gedächtnis, er müsse lieben und geliebt werden. Fast jeden Nachmittag war er mit einer Frau im Steinberg verabredet und es amüsierte mich immer wieder zu sehen, wie er sie „einführte“.

Bis er den Nobelpreis bekam, stand mein Vater im Telefonbuch von Manhattan. Jeder, der ihn anrufen wollte, konnte das tun

und tat es auch. Viele Frauen bewunderten seine Schriften und einige riefen ihn wegen seiner Geschichten an. Sie waren sicher, das würde ihn interessieren. Wenn die Stimme oder die Geschichte der Frau meinem Vater interessant erschien, lud er sie ins Steinberg (später ins American Restaurant) ein. Viele der Geschichten meines Vaters sind getreue Wiedergaben von dem, was sie ihm bei diesen Treffen erzählten.

Jahre lang hielt er Vorträge an Universitäten und in jüdischen Zentren an verschiedenen Orten und oft begleitete ihn nach dem Vortrag eine bewundernde Studentin ins Hotel. Er genoss es, seinen jungen Gast mit einem unversieglischen Fluss von Bonmots zu unterhalten. Manchmal verbrachten sie auch die Nacht miteinander. Mein Vater bekam Tag für Tag Dutzende von Fan-Briefen. Manchmal sortierte er einen Brief aus und fragte sich, was für ein Charakter sich wohl hinter dieser „verschnörkelten Handschrift“ verbarg. Er machte sich die Mühe, die Autorin des Briefes anzurufen und zum Mittagessen einzuladen. Natürlich hatte er keine Ahnung, als was sie sich herausstellen würde, und er fragte sich jedes Mal, ob es irgendeine Verbindung zwischen ihrer angenehmen Stimme am Telefon und ihrer Erscheinung geben werde. „Ja, ich bin ein Schauspieler, der ein Publikum braucht oder wenigstens eine Bewundererin. Frauen können wunderbar zuhören. Solange der Mann zurückhaltend und höflich ist, ist die Frau ganz Ohr. Sie atmet seine Worte ein und antwortet aufgeregt, während Wellen der Bewunderung sie überspülen. Frauen sind ein ausgezeichnete Publikum“, sagte er immer.

Ich zog daraus den Schluss, mein Vater sei ein jüdischer Casanova. Ein Beispiel aus einem seiner Bücher:

Es gelang mir, dies mit Gina zu tun. Je mehr sie sich zu mir hingezogen fühlte, umso mehr fühlte ich mich zu anderen hingezogen. Zwar liebte ich das Dienstmädchen Marila im Haus, in dem ich wohnte, nicht (wer weiß auch schon, was Liebe ist), und doch fing ich etwas mit ihr an. Wir hatten uns

schon geküsst und heimlich Pläne geschmiedet, wie ich in ihr Bett kommen würde, wenn das Hauswesen schlief. Ich hatte auch versprochen, die Hochzeitszeremonie mit Fräulein Stefa über mich ergehen zu lassen – das würde Gina als Verrat betrachten. ... Ich war zu einem Dieb geworden, kein Dieb des Geldes, sondern der Liebe. Ich hatte entdeckt, wie leicht es war, sich ins Herz einer Frau zu stehlen.

Ich bin nicht sicher, ob es in jeder Erzählung zum sexuellen Höhepunkt kam. Er sagte uns einmal, dass er manchmal *das* beim Schreiben vervollständige, was er in der Realität hätte verwirklichen mögen, aber nicht verwirklicht hatte.

In Warschau zog er von einem Zimmer ins andere und von einer Wohnung in die andere. Wenn man seinen Geschichten glauben darf, teilte in vielen Fällen die Wirtin oder ihre Tochter sein Bett. Auch lange nachdem er mit meiner Mutter zusammen war, änderte er seine Gewohnheiten nicht. Jede andere Frau wurde zu einem Rettungsring, der ihn aus seiner missglückten Ehe rettete.

1938 schrieb mein Vater an meine Mutter:

Ja, du hast mir geschrieben, du hast geträumt, ich würde hier mit Esther leben. Das ist wirklich komisch. Seit ich Warschau verlassen habe, habe ich an Esther nicht einmal geschrieben. Was mich angeht, so war meine Beziehung mit ihr das Dummste, auf das ich mich je eingelassen habe. Nach ihr machte ich noch viele Fehler wie diesen. Ich hatte viele schöne und elegante Frauen. In dieser Hinsicht bin ich ein großer Erfolg, wie man hier in Amerika sagt. Aber du hast nie aufgehört, mir zu fehlen, und ich habe nie verstanden, warum wir wütend aufeinander wurden und uns anschrien. Du bedeutest mir viel: meine Vergangenheit, meine Jugend, mein Kind.

In seinen ersten Jahren in Amerika, bevor er Alma kennengelernt hatte, waren die Briefe meines Vaters an meine Mutter

voller Reue. Er war allein, seine Umgebung war ihm fremd und seine Briefe waren voller Sehnsucht nach den Dingen und Menschen der Vergangenheit. Aber so blieb es nicht. Ein langes Schweigen folgte.

Ich bin oft gefragt worden, worin das Geheimnis des Erfolges meines Vaters bei Frauen beruhe. Das wüsste ich auch gerne. 1985 war ich überrascht und leicht amüsiert, als *McCall's Magazine* ihn zum sexyesten Mann in Amerika wählte. Der Autor des Artikels schrieb, mein Vater verdanke seinen Erfolg bei Frauen nicht so sehr seinem Aussehen oder seinem Körper, sondern seiner Fähigkeit, Frauen im Gespräch zu bezaubern. „In ihm ist eine riesige Menge Energie aufgestaut, die fähig ist, Raketen in den Mond zu schießen. Gewöhnlich fühlen sich Frauen von Filmstars oder Theaterschauspielern angezogen. Bei ihm sind es jedoch Gespräche, die Frauen dazu bringen, sich nach einem Wiedersehen mit ihm zu sehnen. Er stellt in seinen Büchern so starke Sinnlichkeit dar, dass die Seiten beim Lesen Feuer fangen.“

Mein Vater war in seinen Gesprächen mit Frauen immer sehr offen. Er zögerte nie, ihnen intime Einzelheiten zu erzählen. Viele fühlten sich ermutigt, ihm ihre Geheimnisse anzuvertrauen. Er hörte mit Feingefühl zu – das erklärte mir, warum Frauen ihm ihr Vertrauen schenkten. Wenn verheiratete Frauen mit ihm geschlafen hätten, hätten sie sich nicht schuldig gefühlt. Mit Stolz sprach er von der einen, die zu ihm gesagt hatte: „Ich habe mich wunderbar gefühlt. Eine wahre Katharsis!“ Für ihn war „das Bett nur eine horizontale Fortsetzung des Gesprächs“. Neugier und Aufrichtigkeit hatten ihn oft an Ufer gespült, die er gar nicht zu betreten vorgehabt hatte und von denen es in einigen Fällen schwierig war, wieder heimwärts zu segeln.

Alma entschloss sich, seine Abenteuer zu ignorieren. Ein großer Schriftsteller hat nun einmal seine Schwächen, sagte sie immer wieder. Solange die Dinge nicht aus dem Ruder liefen, tolerierte

sie sein Herumstreunen. Es amüsierte mich, ihn dabei zu beobachten, wie er hin und wieder entschied, ob er bei einer Anruferin auflegen sollte oder nicht. Manchmal hörte ich, wie seine Stimme sanft wie die eines Kindes wurde und wie er prompt fragte, wann sie sich treffen könnten. Seine ständige Neugier und sein Wunsch, die Seele einer Frau kennenzulernen, brachten ihn dazu, sich in die Strudel des Lebens vieler Frauen einsaugen zu lassen. Oft hielten ihn Selbstmorddrohungen einiger seiner Bewundererinnen davon ab, den Kontakt abzubrechen, selbst lange, nachdem die Affäre vorüber war.

Zwei Frauen hatten anscheinend eine längere Beziehung mit meinem Vater. Die eine war Dowa Gruber. Ich lernte sie im Steinberg kennen. Ihre haarstäubenden Geschichten vom Holocaust hat mein Vater teilweise in die Geschichten von Mascha und Tamara in *Feinde, die Geschichte einer Liebe* eingebaut. Dowa arbeitete als seine Sekretärin für Jiddisch und sie reiste mit ihm sogar ins Ausland. Im Sommer 1975 wurde mein Vater von der Hebräischen Universität in Jerusalem eingeladen, die ihm den Ehrendokortitel verleihen wollte. Er reiste mit Dowa nach Israel und dort wohnten sie im Park Hotel in Tel Aviv. Ich erinnere mich, wie wir drei in seinem Zimmer saßen und redeten, als plötzlich - ohne Ankündigung - Alma auftauchte. Mein Vater wurde rot und Dowa wurde blass.

„Was machst du denn hier, Alma?“, fragte er ängstlich und ärgerlich.

„Ich komme zur Feierlichkeit“, antwortet sie ruhig.

Ich bewunderte Almas Mut. Sie fand, dass die Affäre mit Dowa zu weit gehe. Als ich mit Dowa bei der Feier in einer der oberen Reihen im Amphitheater des Skopusberges saß, sah ich, dass Dowa Tränen in den Augen hatte.

„Er hat mir Dutzende Male versprochen, mich zu heiraten – und da sitzen sie nun vorn mit den Würdenträgern, während du und ich hier oben bei den Niemanden sitzen.“

„Dowa, er hat versprochen, sich von Alma scheiden zu lassen und dich zu heiraten. Auch Esther und Stefa und Sabina in Polen hat er die Heirat versprochen und Gott weiß, wie vielen Frauen sonst noch in Amerika“, sagte ich. Ich hoffte, ihr gebrochenes Herz damit zur Vernunft zu bringen.

Alma Singer, ehemals Wasserman, [am 07.01.07 in München geborene Haiman] wuchs in einer assimilierten deutsch-jüdischen Familie auf. Sie lernte meinen Vater in einem Urlaubsort in der Nähe von New York kennen. Sie verließ seinen Mann und gab ein Leben im Luxus auf, um in einer winzigen Wohnung mit einem unbekanntem Schriftsteller zu leben, der in einer Sprache schrieb, die sie nicht verstand.

Offenbar hatte sie ihn Jahre lang durchbringen müssen. Alma begann als Verkäuferin bei *Lord and Taylor* und wurde in eine leitende Stellung befördert. Jeden Morgen stand sie früh auf und nahm die Untergrundbahn zu ihrer Arbeitsstelle im Stadtzentrum. Mein Vater behauptete, sie gebe ihr ganzes Gehalt für Einkäufe aus, aber sein Geld rührte sie jedenfalls nie an. Ein Journalist fragte sie einmal, was mein Vater ihr bedeute. Sie antwortete: „Er ist ein echter Schriftsteller, der sich selbst nicht das Essen zubereiten oder abwaschen oder einkaufen kann. Er hat keine Ahnung vom Geschäft, nicht einmal, wenn es mit der Veröffentlichung seiner Bücher zu tun hat.“

Sie habe sich im Schreiben versucht, sagte sie dem Journalisten, aber sie habe nicht gewagt, das Ergebnis ihrem Mann zu zeigen. Gelegentlich werde sie zu Vorträgen über sein Werk eingeladen und sie sei aktiv in der *Humane Society*.

Die andere Langzeit-Frau im Leben meines Vaters war Dwora Menasche. Sie hatten sich kennengelernt, als er zu einem Vortrag im Bard-College eingeladen worden war. Am Schwarzen Brett hatte sie gesehen, dass jemand gesucht werde, die oder der meinen Vater nach seinem Vortrag in die Stadt zurückfahren würde. Sie meldete sich und dabei lernten sie sich kennen. Sie

arbeitete Jahre lang für ihn: sie half ihm beim Abtippen seiner Bücher und Geschichten und sie kamen einander nahe. Als Almas Gesundheit in den 1980er Jahren gelitten hatte, wurde Dwora Menasche eine Freundin der Familie. Sie half beim Einkaufen und verschiedenen anderen Besorgungen und machte dem Ehepaar das Leben leichter. In den letzten Lebensjahren meines Vaters flog sie sogar nach Miami, um das Paar zu besuchen. Dwora Menasche war Jahrzehnte jünger als mein Vater und mit einem Rabbiner verheiratet. Offensichtlich war zwischen ihnen nie von Heirat die Rede, oder, falls doch, so hat mir mein Vater jedenfalls nichts davon erzählt.

Schließlich ging Alma siegreich aus dem Kampf um die Seele meines Vaters hervor. In seinen letzten Jahren gehörte er ganz ihr. Als er krank wurde, kümmerte sie sich bis zu seinem letzten Tag ergeben, liebevoll und treu um ihn. Ich habe ihn oft gefragt, ob seine Abenteuer wirklich die Schwierigkeiten wert waren, in die sie ihn gebracht hatten. „Ich bin Herman im Guten wie im Bösen.“ Er lächelte und zuckte die Achseln. „Kann der Mensch seine Lust beherrschen? Das Leben ist ein überflutendes Meer. Jede Affäre hat mein Leben und meine Kreativität bereichert. Nein, es tut mir nicht leid. Ich bin ein Junggeselle, ein Junggeselle in meiner Seele. Auch wenn ich einen ganzen Harem geheiratet hätte, hätte ich mich doch wie ein Junggeselle verhalten. Jede Frau, die am Broadway an mir vorübergeht, ist mir ein Rätsel. Ich würde sie gerne auf der Straße ansprechen und fragen: ‚Entschuldigen sie, meine Dame, woher sind Sie? Glauben Sie an Gott? An den freien Willen? An Seelenwanderung? Wie ist Ihre Beziehung zu Ihrem Ehemann?‘ Ich habe die Fähigkeit, die Spuren von Schmerz in ihrem Leben zu entziffern. Meine Geschichten bekommen ihre Form nicht nur von den fantastischen Landschaften, die ich beschreibe, sondern vor allem von realen Personen, meist von Frauen.“

Als ich *Jakob, der Knecht* las, erzählte ich meinem Vater, wie tief mich seine Beschreibung der Karpaten beeindruckt habe, wohin

Jakob Bziks Rinderherde gebracht worden war. „Er riss die Stalltür auf und sah, wie sich die Bergspitzen in die Ferne erstreckten. Einige der Gipfel, deren Abhänge mit Wald bedeckt waren, schienen ganz nahe zu sein. Sie sahen wie Riesen mit grünen Bärten aus. Nebel stieg wie spärliche Locken aus den Wäldern auf und Jakob musste bei dem Anblick an Samson denken.“

„Bist du jemals in den Karpaten gewesen?“, fragte ich.

Er lachte und freute sich, dass ich die Passage aus dem Gedächtnis hergesagt hatte. „Alle Landschaften sind hier in meinem Kopf.“ Er zeigte auf seine Stirn. „Ich muss nirgendwo hinfahren. Reisen ermüdet mich. Du kannst die Karpaten von hier aus sehen, aus meinem Fenster in Manhattan. In meinen Schriften ist alles Lust, selbst die Landschaften. Philosophen der Vergangenheit versuchten Gefühle und Lust auszuschalten und ihre Gedanken auf Logik zu gründen, denn sie gingen davon aus, dass alles durch unser Gehirn geht. Nimm die Lust weg und es sieht wie Salatblätter aus. Ich glaube an Gefühle, die sich in Lust verwandeln. Ich glaube, dass, wenn ein Mann und eine Frau sich küssen und einander sagen, sie könnten ohne einander nicht leben – dass das der Beginn von etwas Geistigem und nicht nur von etwas Materiellem ist. Unsere Welt ist geheimnisvoll. Einer lebt in seinem Haus, lernt auf dem Broadway eine Frau kennen und ihr beider Leben ändert sich. Wie spät ist es übrigens?“

„Ein Uhr dreißig.“

„Ich muss gehen. Eine Frau aus der Bronx rief mich gestern an und schwor mir bei allem, was heilig ist, sie habe in einer Cafeteria an der Jerome Avenue Adolf Hitler gesehen. Seltsam, nicht? Ich muss ihre Geschichte hören.“

„Unsinn. Kann das denn wahr sein?“

„Mein Sohn, alles kann in dieser komplizierten Welt des Heiligen-gepriesen-sei-Er wahr sein. Hitler kann in der Bronx leben und in einer Cafeteria in der Jerome Avenue auftauchen.“

LEISER JODLER

Bei einer der Israel-Reisen meines Vaters besuchte ich ihn in Haifa im Dan-Karmel-Hotel. Wir sprachen über Übersetzungen und ich fragte ihn, warum er gerade mir vorgeschlagen habe, seine Bücher ins Hebräische zu übersetzen, obwohl er doch wusste, dass ich kein erfahrener Übersetzer war. Er sah vom Gipfel des Karmel aus dem Fenster in Richtung der goldenen Kuppel des Bahai-Tempels, dachte einen Augenblick nach und sagte: „Ich habe tatsächlich ein wenig gezögert. Ich fürchtete zum Beispiel, dass das Ganze unserer Beziehung schaden könnte, wenn sich herausstellte, dass deine Übersetzung schrecklich wäre.“ Er betonte, er sei weder tolerant noch zu Kompromissen bereit, wenn es um Literatur gehe. Er konnte so gut Hebräisch, dass er Fehler und Ungenauigkeiten erkennen konnte. Er erinnerte sich, dass er sich Sorgen darüber gemacht habe, wie ich reagieren würde, wenn er mir sagen müsste, dass ich für die Arbeit ungeeignet sei. „Ich wusste, dass du nicht gut Jiddisch konntest, und ich zögerte. Dann entschied ich, das könnte sogar ein Vorteil sein, denn ich würde die Arbeit durchgehen, ihren Stil korrigieren und ihren Inhalt verändern. Ich hoffte, wir würden uns durch die Übersetzungen näherkommen und einander besser kennenlernen. Mein Freundeskreis besteht hauptsächlich aus Verlegern, Übersetzern und Literaturagenten, also aus Leuten, die in irgendeiner Weise mit meiner Arbeit in Verbindung stehen. Ich habe keine Zeit für andere Leute als sie. Natürlich gibt es auch ein paar Leute aus meiner Heimatstadt Bilgoray und einige Freundinnen, die ich im Laufe der Jahre erworben habe.“

„Ist dir eine enge Beziehung zwischen uns so wichtig?“ Ich konnte nicht umhin, das zu fragen.

„Oh ja, sehr wichtig“, antwortete er.

„Weißt du, als ich 1955 zu dir nach New York kam, machtest du mir klar, dass du überhaupt keine Zeit für mich hättest. Du hast dich nicht einmal darum gekümmert, ob ich genug Geld fürs Mittagessen hätte, wenn ich durch die Stadt wanderte. Du wirst es vielleicht nicht glauben, aber damals bin ich oft hungrig geblieben. Was für ein Vater warst du eigentlich?“

„Ein schrecklicher Vater. Auch heute bin ich noch kein vorbildlicher Vater. Aber wenn du kein Geld in der Tasche hattest, warum hast du mich nicht darum gebeten?“

„Warum ist dir nicht eingefallen, mir Geld anzubieten? Du hattest deinen Sohn von weither zur dir nach Amerika geholt, deinen Sohn, der zwanzig Jahre lang ein Fremder für dich gewesen war. Als er schließlich bei dir war, hast du ihn ignoriert. Ich konnte dich nicht um Geld bitten. Wenn mein Vater mir kein Geld anbietet, bedeutet das, dass er sich mir nicht nahe fühlt oder dass er keine Notwendigkeit für eine Gabe empfindet, sagte ich mir. Gelegentlich nahmst du einen Dollarschein aus der Tasche und dachtest wohl, er würde für Essen, Untergrundbahn, Bus und alles andere ausreichen. Hättest du dir nicht leisten können, etwas großzügiger zu sein? Meine Enttäuschung war so groß, dass ich fast nach Israel zurückgereist wäre.“

Er sah mich erstaunt und mit traurigem Gesichtsausdruck an. Seine Hände bewegten sich ruhelos. „Wenn ich höre, was du jetzt sagst, wird mir klar, dass ich nicht richtig gehandelt habe, und es tut mir leid. Ich kann mein Verhalten nur schwer erklären. Ich musste meine Einkünfte niemals mit jemandem teilen. Wenn ich dich damals ansah, dann erinnertest du mich an deine Mutter, die ständig Geld von mir verlangt hatte. Und im Allgemein war unsere Beziehung schlecht.“

Nach seiner Hochzeit mit Alma hatte mein Vater meiner Mutter 1941 das Folgende geschrieben:

Wir sind jetzt seit fast sechs Jahren getrennt und für Leute wie uns ist das eine recht lange Zeit. Wir hatten inzwischen beide verschiedene Konflikte – und niemand kann die Uhr zurückdrehen. Das heißt nicht, dass du mir fremd geworden wärest. Die Jahre, in denen wir Freud und Leid miteinander geteilt haben – diese Jahre gibt es und sie können nicht aus meinem Gedächtnis verdrängt werden.

Der liebe Sohn, der seinen Vater gewiss als Verräter betrachtet, ist das unmittelbare Ergebnis unseres gemeinsamen Lebens. Wir wollen keine weiteren Kinder. Er ist und bleibt mein „einziger Sohn“. ... Mein Privatleben und mein persönlicher Unsinn haben nichts mit ihm zu tun. ... Ein Vater ist ein Vater, auch wenn er nicht ernsthaft für die Familie sorgt.

... Du schreibst in deinem Brief, dass ich dich verlassen hätte. Aber du hast mir dasselbe angetan. Du gingst von mir weg, um niemals zurückzukommen. ... Ich glaube, du wirst heiraten, und ich hoffe, du bekommst einen besseren Mann als mich. Was uns gemeinsam ist, das ist unsere Vergangenheit. ... Mir ist Verschiedenes geschehen. Ich bin derselbe geblieben. ... Ich weiß wahrhaftig bis auf den heutigen Tag nicht, was Liebe ist. Ich habe ein seltsames Gefühl: Ich kann ebenso in der Vergangenheit wie in der Gegenwart geliebt werden. Das ist keine Phrase. Ich denke, so „großmütige Herzen“ werden irgendwie belohnt. Wir wollen es für uns behalten. Ich hoffe, wir werden uns eines Tages wiedersehen und über alles sprechen, über all die Probleme, die ich hier angeschnitten habe.

Und im selben Brief fasste mein Vater seine Beziehung zu meiner Mutter folgendermaßen zusammen:

Ich denke nicht, dass es sinnvoll ist, dass wir uns immer wieder mit der Vergangenheit beschäftigen. Was uns geschehen ist, geschieht Tausenden und Millionen. ... Möge

Hitler eines außergewöhnlichen Todes sterben und dann wird der Weg nach Erez Israel kürzer sein.

An diesem Tag in Haifa, als wir uns einem unserer vielen Gefühls-Themen stellten, sah mich mein Vater an und sagte: „Wenn ich jetzt an unsere ersten gemeinsamen Tage in Amerika denke, fällt es mir schwer zu erklären, warum ich dich nicht mit Taschengeld versorgt habe, da ich doch selbst eine schwere Zeit hatte, als ich in dieses Land kam.“

„Vielleicht bist du einfach geizig?“, schlug ich vor.

„Ich, geizig!“ Er schloss für eine Weile die Augen und kniff die Lippen zusammen. Ich hatte ihn gekränkt. Wir schwiegen. „Tatsache ist, dass ich deine Reise bezahlt habe“, sagte er und guckte an mir vorbei.

„Das Geld dafür kam von den Tantiemen, die du auf andere Weise angesichts der damaligen Rechtslage in Israel wahrscheinlich nicht bekommen hättest oder auf die du auf andere Weise nicht hättest zugreifen können“, konterte ich. Wir schwiegen lange.

„Damals war es in Amerika schwer für mich. Für deinen Aufenthalt musste ich ein Klappbett und eine Matratze kaufen und ich hatte auch noch andere Ausgaben dafür. Du sagst, ich hätte dir jeden Tag einen Dollar gegeben? Wie ist es möglich, dass du nach Amerika kommst und dort hungerst?“ Er sah mich erstaunt an und schüttelte traurig den Kopf. Er erinnerte sich daran, dass Alma ihn gefragt hatte, ob er seinem Sohn Geld gebe, und er hatte erwidert, dass er das natürlich tue. „Wie viele Söhne habe ich schließlich?“

„Aber das hast du nicht“, sagte ich ruhig und ohne Ärger. „Als du erfahren hast, dass dein Sohn Arbeit als Lastwagenfahrer gefunden hatte und sich selbst unterhalten konnte, warst du erleichtert. Er hatte dich davon befreit, dass du jeden Tag einen Dollar hergeben musstest. Wir wollen einen Augenblick lang annehmen, ich hätte keine Arbeit gefunden. Was dann? Hättest

du auch in dem Fall deinen Sohn als Erfolg angesehen? Oder doch eher als Misserfolg? Hast du nach zwanzig Jahren der Trennung deinen Geiz mit dem Gedanken gerechtfertigt, du würdest deinen Sohn auf die Probe stellen? Nach ein paar Tagen hatte ich keine andere Wahl, als mich nach Arbeit umzusehen. Ich habe sehr schnell verstanden, mit wem ich es zu tun hatte.“ Unser Gespräch hatte eine Wendung ins Bittere genommen.

„Weißt du, ich habe lange gezögert, dich überhaupt nach Amerika zu holen“, sagte mein Vater. „Ich hatte alle diese Komplikationen befürchtet. Du würdest im Wohnzimmer schlafen müssen und alle möglichen Frauen würden mich anrufen. Ich müsste mich entschuldigen, erklären, vielleicht lügen. Ich beriet mich mit Alma und, zu ihrer Ehre sei's gesagt, sie bestand darauf, dass ich mir selbst darüber klar werden müsse, ob ich meinen Sohn kennenlernen wollte. Du fragst, was passiert wäre, wenn du keine Arbeit gefunden hättest. Wir wären nach den drei Wochen, die ich für dich vorgesehen hatte, nach Israel gefahren.“

„Und das Kapitel mit dem Titel *Vater und Sohn* wäre damit beendet gewesen“, bemerkte ich.

Er lächelte. „Die höheren Mächte, die die Welt lenken, haben es sich offensichtlich anders gedacht. Sie schenkten mir einen erfolgreichen Sohn und führten ihn so, dass er meine Arbeiten übersetzen würde. Ich erinnere mich, dass ich gleich in dem Augenblick, als du die hundert Dollar aus der Tasche zogst, wusste, dass mit dir alles in Ordnung ist, dass du keine Last für mich sein würdest und dass du deinen Weg im Leben auch dann finden würdest, wenn du den Kibbuz verlässt. Ich war sehr glücklich. Für dich.“

„Und für dich.“ Ich sah auf und starrte ihn an. „Und vielleicht war dein Vorschlag, ich solle deine Geschichten ins Hebräische übersetzen, auch dadurch mit motiviert, dass du Geld sparen

würdest?“ Noch als ich sprach, fürchtete ich, dass ich ihn dieses Mal schwer gekränkt hätte.

Aber er lachte, sah mich belustigt an und sagte: „Da mag etwas dran sein. Vergiss nicht, ich hatte einige schwere Jahre in Amerika. Die Juden kritisierten meine Schriften scharf. Ich dachte, wenn man mich in Israel lesen würde, würde das vielleicht die Juden in Amerika positiv beeinflussen. Kann sein, dass das alles nach Geschäft klingt, aber du warst nicht der Einzige, den ich dafür gewinnen wollte, meine Arbeiten zu übersetzen. Ich habe auch meinen Neffen Joseph mit reingezogen. Und den Sohn meiner Schwester Maurice Carr.“

„Ich weiß. Ich weiß, als dir Maurice Carr bei der Übersetzung des Stückes *Jentl* geholfen hat, bist du sehr grausam zu ihm gewesen.“

Wir gingen in die Lobby runter, um Kaffee zu trinken. Mein Vater schlug vor, dass wir einen Spaziergang um den Berg Karmel machen sollten. Der Wind blies einen Strudel trockener Blätter in die Luft, graue Wolken bedeckten den Himmel und Kinder sprangen über die Pfützen auf dem Gehweg. Mein Vater starrte auf die Vorübergehenden und sagte: „Ist dir jemals aufgefallen, dass alle die Leute auf der Straße Juden sind? Es ist für jemanden wie mich schwer, sich daran zu gewöhnen. Ich gehe gewöhnlich auf dem Broadway spazieren, blicke jedem, der an mir vorbeigeht, ins Gesicht und versuche herauszufinden, wer Jude ist.“

Wir machten an einem Zeitungskiosk halt, wo mein Vater einen neugierigen Blick auf die Schlagzeilen der hebräischen Zeitungen warf und dann den Verkäufer fragte, ob *The Forward* ausverkauft sei. Der Mann zog eine Ausgabe der Zeitung aus einem Stapel ausländischer Zeitungen und gab sie ihm. Mein Vater schlug die Zeitung schnell auf. Ich konnte sehen, wie aufgeregt er war, und er lächelte stolz, als er den Namen Jitzchak Warschawski, eines seiner Pseudonyme, gefunden

hatte. Bevor er nach Israel gefahren war, hatte er beim Herausgeber des *New Yorker* vier Texte hinterlassen und er überflog jetzt das, was er geschrieben hatte. Plötzlich wurde er ernst und sein Gesicht verfärbte sich: Er hatte einen Druckfehler entdeckt! Er zog einen Stift aus seiner Jackentasche und korrigierte den Fehler.

„Was hab‘ ich dir gesagt! Diese Setzer sind solche Schlamper! Sie verstehen nicht, dass ein Schriftsteller nicht an Herzversagen, sondern an Druckfehlern stirbt“, zitierte er aus einer seiner Geschichten. Dann kamen wir auf das frühere Thema zurück: „Weißt du, bevor ich mich entschlossen habe, dir vorzuschlagen, dass du meine Arbeiten übersetzt, wollte ich wissen, was du an Literatur kennst. Ich habe dich gefragt, ob du jemals Tolstoi, Dostojewski, Adam Mickiewicz, Knut Hamsun und Kafka gelesen hast. Du hast gelegentlich genickt und die Titel der Bücher genannt, die du gelesen hast. Da sagte ich mir: Er ist ein Mann des Buches. Dann spielten wir mit Bibel-Zitaten. Ich erinnerte mich, dass du Schüler in Religionsschulen gewesen warst, aber ich fürchtete, dass dir der Kommunismus eine vollständige Gehirnwäsche verpasst hätte.“

„Ich kann noch heute Abschnitte aus dem *Kommunistischen Manifest* auswendig hersagen“, sagte ich.

„Natürlich kannst du das. Als du zum ersten Mal nach Amerika kamst, hast du in stalinistischen Klischees gesprochen. Einmal gingen wir an einer Gruppe streikender Arbeiter vorüber, die Streikposten vor einem Laden standen und gegen die unfaire Behandlung durch den Ladenbesitzer protestierten. Ein gelangweilter Polizist hielt sie, wie das Gesetz es verlangt, in Bewegung. Du sahst diese Arbeiter sehr mitfühlend an. Vor deinem geistigen Auge sahst du sicherlich eine sozialistische Revolution und du hast wohl sogar den kapitalistischen Widerspruch entdeckt, dies sei „eine alte Welt, die mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden muss“, wie du sagtest. Daran erinnere ich mich gut. Es war auf dem Union Square. Deine

Worte damals waren gleichzeitig komisch und erschreckend. Wir waren in den Fünfzigerjahren während der Schreckensherrschaft Joe McCarthys. Ich hatte Angst, du würdest mich mit deinen antiamerikanischen Aktivitäten in Schwierigkeiten bringen und ich würde des Landes verwiesen. Ich schlug dir vor, sofort nach Israel zurückzufahren, und du sagtest mir, der Kibbuz habe entschieden, dass du bleiben und beim Training der jungen Leute mitwirken solltest. Ich mochte die *HaSchomer HaZa'ir* [Der junge Wächter]-Bewegung nicht. Sie ist radikal, zu stalinnah. Du hattest mir sogar erzählt, dass einige FBI-Agenten einen Monat, bevor du zu mir nach Amerika kamst, im New Yorker Büro von *HaSchomer-HaZa'ir* herumgeschnüffelt hätten. Ich machte mir große Sorgen.“

„Damals standen wir – ebenso wie viele Millionen Sozialisten in der ganzen Welt - der Sowjetunion nahe, denn wir glaubten: Aus dem Norden kommt Gutes“, sagte ich. „Aber nach dem Ärzte-Prozess und Nikita Chruschtschows Rede auf dem Zwanzigsten Kongress der Kommunistischen Partei trennten wir uns von der Verderbtheit der Sowjetunion. Das habe ich dir schon viele Male gesagt, aber du identifizierst mich immer weiter mit Stalin. Wir gehören seit zwanzig Jahren nicht mehr zur revolutionären Welt.“

Mein Vater schien gekränkt zu sein. „Du weißt, dass du in Amerika warst, als Alma und ich im Sommer 1955 zum ersten Mal nach Israel riesten. Wir fuhren zu deinem Kibbuz und deine damalige Freundin Riwka brachte uns im Haus ihrer Eltern unter. Es war an einem Samstagabend und nach einem sehr guten Abendessen, bei dem es Fisch gab, gingen ihre Eltern zu einer Kibbuz-Versammlung im Speisesaal, während Alma und ich in ihrer Wohnung blieben. Alma ging schlafen und ich hörte Radio. Ich warf einen Blick auf das Bücherregal, das voller Bücher von Marx, Engels, Lenin, Stalin und Borochow stand. Ich hatte in meiner Naivität geglaubt, in einem Kibbuz jüdischer Pioniere die Schriften von Bialik, Scholem Alejchem und

Schmuel Josef Agnon zu finden. Ich erinnere mich, dass ich zu Bett ging und nicht einschlafen konnte. Ich fragte mich immer wieder: Wie kann *mein* Sohn an einem Ort aufwachsen, an dem Stalin verehrt wird?

Der Kibbuz liegt am Fuße des Berges Gilboa, wo unsere Vorfahren gegen die Philister kämpften und wo sich König Saul in sein Schwert stürzte. Es ist der Berg, den König David verfluchte. Der Ort ist tief im Judentum, im Glauben verwurzelt. Dort wurde eine antike Synagoge entdeckt, ihr Mosaik-Boden ist in der ganzen Welt berühmt. Ich habe die Synagoge besucht. Dort sind Überbleibsel der Bundeslade, jüdische Ornamente und eine Schriftrolle mit der Opferung Isaaks zu sehen. Man fühlt dort die Gegenwart Gottes. Juden beteten dort zum Gott Israels und jetzt verehrte mein Sohn einen falschen Gott, den verdammten Stalin. Ich war wütend über deine Blindheit und deine unzureichende Bildung. Ich wusste nicht, ob es nicht besser für mich wäre, nichts mehr mit dir zu tun zu haben. Ich schreibe über fromme Juden und mein Sohn verehrt den Moloch Kommunismus, Gott bewahre!“

„So hast du damals empfunden?“

„Ja“, erwiderte mein Vater. „Und ich habe deine Mutter dafür getadelt, dass sie dich in den Kibbuz geschickt hat.“

„Dass du Mutter anklagst, schockiert mich wirklich. Du hast dich 1935 von uns getrennt und alle diese Jahre hast du dich nicht für mein Leben und das, was ich tat, interessiert, außer dass du dir die Mühe gemacht hast, ein paar gefühlvolle Briefe zu schicken.“

„Ich habe gefühlvolle Briefe geschrieben?“, fragte mein Vater. „Ich habe meine väterlichen Gefühle unterdrückt, sie waren schon fast verdorrt. Ich war niemals ein gefühlvoller Mensch.“

Ich musste lachen. „Vielleicht wolltest du deine Gefühle unterdrücken, aber das ist dir nicht sehr gut gelungen.“

Später las ich ihm einen Brief vor, den er mir 1943 geschrieben hatte:

An meinen lieben geliebten Sohn!

Ich danke dir sehr für deinen Brief. Ich freue mich so sehr, dass du Hebräisch sprichst, liest und schreibst. Als ich nach Amerika ging, warst du fünf Jahre alt. Jetzt bist du vierzehn. Ich würde dich so gerne sehen und viel mit dir sprechen und lachen. Ich habe zwei Bilder von dir, und wenn ich sie ansehe, fehlst du mir noch mehr. Sobald der Krieg vorbei ist, werde ich versuchen, nach Erez Israel zu kommen, oder du wirst mich in Amerika besuchen. Es ist so lange her, dass ich hebräisch geschrieben habe. Mein geliebtes Kind, ich liebe dich sehr. Du bist mein einziger Sohn und meine Seele ist an deine gebunden. Ich warte auf deine Briefe. Ich möchte jede Einzelheit wissen. Gefällt es dir im Kibbuz? Wer sind deine Freunde? Was liest du? Welche Spiele spielst du in deiner Freizeit? Ich möchte nicht, dass du auch nur einen Augenblick traurig bist. Der Sieg über unsere Feinde rückt näher. Es wird nicht mehr lange dauern, bis ich zu dir komme oder du zu mir kommst, und dann wirst du mir alles erzählen, was sich in deinem Leben seit der Zeit, als ich wegging, bis zum gegenwärtigen Tag ereignet hat. Kannst du noch Polnisch oder Russisch oder Türkisch? Was willst du einmal werden? Bist du für Mathematik begabt?

Ich küsse dich voller Liebe.

Dein Vater Isaak.

„Das überrascht mich“, sagte mein Vater. Er wollte selbst in den Brief sehen. Ich gab ihn ihm und er sah ihn sich lange genau an. Sein Gesicht wurde weich und er lächelte verlegen, als wäre er *in flagranti* ertappt worden.

„Ja, offensichtlich war ich einmal ein gefühlvoller Vater. Was für ein Erguss. Wenn es nicht meine Schrift wäre, würde ich nicht

glauben, dass ich das geschrieben habe. Jedenfalls hatte ich damals keinen roten Heller.“

„Du hattest niemals einen roten Heller, nicht einmal, als du mich nach New York geholt hast.“

Wieder entstand ein lastendes Schweigen zwischen uns. Nach einem Augenblick sagte er: „Du verstehst, ich brauchte Zeit. Als du nach New York kamst, war ich seelisch unvorbereitet. Ich wusste, ich war dein Vater, und ich war dir ergeben wie jeder Vater seinem Sohn. Aber ich wusste nicht, wie ich mir einen Weg zu deinem Herzen bahnen könnte. Dein Jiddisch war vollkommen unzureichend. Ebenso dein Englisch. Mein altmodisches Hebräisch machte dich nervös. Deine Mutter hat sich natürlich nicht die Mühe gemacht, dir Jiddisch beizubringen. Wie geht es ihr übrigens?“

„Gut.“

„Meinst du, ich sollte sie besuchen?“

„Wozu?“, fragte ich überrascht.

„Neugier“, sagte mein Vater. „Du hast gesagt, sie lebt in Haifa, stimmt's?“

„Tatsächlich nicht weit von hier. Aber ich weiß zufällig, dass sie es endlich fertiggebracht hat, dich aus ihrem Herzen zu reißen und sich ein neues Leben aufzubauen. Ich denke nicht, dass es eine gute Idee ist, alte Wunden, die kaum geheilt sind, wieder aufzureißen. Du hast dir nicht einmal die Mühe gemacht, ihr mitzuteilen, dass du dich 1940 wiederverheiratet hast. Sie wartete und wartete, denn sie glaubte an deine Versprechen. Ihre Erinnerungen an dich sind bitter geworden. Sie hat nicht vergessen und sie wird nicht vergeben. Hätte es irgendeinen Sinn, wenn ihr eure gegenseitigen Schuldzuweisungen erneuern würdet?“

Er gab mir Recht.

„Gut“, sagte ich. „Wir wollen die Übersetzung von *The Interview* [in: *The New Yorker*, Textsorte: Fiction, 8.5.1983] durchgehen.“

Deshalb bist du doch gekommen, oder nicht? Unser Gespräch war auch etwas wert“, sagte ich. „Oh natürlich!“

Gemeinsam lasen wir die Geschichte. Mir gefielen viele der Verbesserungen, die er fürs Hebräische vorschlug. Als ich die Übersetzung vorlas, tilgte er Passagen und änderte sogar den Inhalt. Mein Vater blieb dabei, dass Knappheit den Handlungsablauf vorwärtsbringe, während eine Last von Beschreibungen ihn behindere. In der *Familie Moschkat* gibt es im jiddischen Original und in der hebräischen Übersetzung ein letztes Kapitel mit einem Hoffnungsstrahl: Zu Beginn des Krieges brechen Gruppen von zionistischen Pionieren nach Erez Israel auf und singen: „Dort ist das Land unserer Väter“. Und da erst endet der Roman. In der Übersetzung aus dem Jiddischen ins Englische wurde dieses letzte Kapitel gestrichen und das Buch endet damit, dass der Holocaust kurz bevorsteht: „Tot ist der Messias. Das ist die reine Wahrheit.“

Haifa leuchtete. Lichter flimmerten überall: über dem Berg, über der Stadt und über dem Hafen. Am Horizont glühten an den oberen Rändern der riesigen Schornsteine der Raffinerien in der Bucht blaue Laternen wie Edelsteine. Wir standen auf dem Balkon und bewunderten die Aussicht.

„Es ist hier so schön und rein. Wenn ich hier nur leben könnte“, sagte er zu sich selbst. „Warum kommst du nicht für immer nach Israel?“, bot ich ihm an.

Er schmunzelte über den Vorschlag. Er sagte, das hätten ihm schon viele vorgeschlagen. Jeder jüdische Aktivist oder Schriftsteller, den er in Israel kennengelernt habe, habe ihn gleichermaßen gedrängt, hierher zu ziehen. Und jetzt rede ihm auch noch sein eigener Sohn zu.

„Spät, zu spät. Jetzt beherrsche ich endlich Englisch einigermaßen. Bis heute kann ich nicht über Menschen schreiben, die in Amerika geboren sind. Die meisten meiner Helden sind in Polen geboren, auch wenn sie dann nach Amerika

ausgewandert sind. Ich müsste Jahre lang in Israel leben, um es in meinen Geschichten darzustellen. Tatsächlich ist es nicht wichtig, wo ich lebe, denn ich habe Polen niemals verlassen. Wirklich, ich gehe immer noch in den Straßen Warschaus umher: Leszno, Marszalkowska, Krochmalna. Sogar wenn ich über ein Café in der Dizengoff-Straße schreibe, setzt sich ein Flüchtling aus Lublin zu mir an den Tisch. Auch in meiner vorangegangenen Inkarnation war ich aus Polen – und zwar zur Zeit der Pogrome von 1648 und 1649, als sich dort Christentum und Bilderverehrung miteinander vermischten. Als ich den Roman *Jakob, der Knecht* schrieb, war ich in Gedanken in einem abgelegenen polnischen Dorf, in der Hütte des Bauern Jan Bzik. Ein polnischer Soziologe besuchte mich in New York und erzählte mir, *Jakob, der Knecht* werde an der Universität Warschau als wichtige Quelle zum Studium der früheren bäuerlichen Religion und Sitten verwendet.“

Mein Vater schloss für einen Moment die Augen und holte aus den Schlupfwinkeln seines Bewusstseins einen Satz aus der hebräischen Übersetzung dieses Buches hervor: „In der Ferne war der Klang eines leisen Jodlers zu hören, der von tiefem Kummer durchtränkt war.“

„Gigi, weißt du vielleicht was ein Jodler ist? Ich kann das Wort im Wörterbuch nicht finden.“

„Das Wort Jodler ist ein Onomatopoetikon – es ist vom Klang der Hörner der Schweizer Kuhhirten hergenommen, der Hörner, mit denen sie früher einmal die in den Bergen weidenden Kühe zusammenriefen. Die menschliche Stimme ahmt die sich kräuselnden Töne des Horns nach.“

Bevor wir an diesem Abend auseinandergingen, wollte ich wissen, warum er mich in seinem Brief gefragt hatte, ob ich für Mathematik begabt sei. Er zuckte die Achseln, dachte eine Weile nach und sagte: „Es war damals für mich sehr schwer, von der Literatur zu leben. Ich hoffte, du würdest zu einem

Naturwissenschaftler heranwachsen, dann würdest du es leichter haben als ich. Aber der Eine, der das Schicksal des Menschen zu bestimmen scheint, hat entschieden, dass wir nicht dazu erwählt sind, Mathematiker zu sein.“



DÄMONEN TOLLEN IN DEN RUINEN HERUM

1966 kam ich zum zweiten Mal als Vertreter meiner Bewegung nach New York. Dieses Mal mit meiner Familie. Im Laufe der Monate meines Aufenthalts besuchte ich meinen Vater einige Male und ich freute mich zu beobachten, dass unser Umgang bei diesen Besuchen immer natürlicher und angenehmer wurde. Meine Beziehung zu ihm wurde enger und nahm eine Wendung zum Besseren.

An einem der Tage, an denen ich ihn besuchen ging, regnete es sehr stark. Ich fand ihn in seinem von Büchern gerahmten Studio, wie er in den Platzregen hinaussah. Er drehte sich zu mir um, um mich zu begrüßen, und schüttelte den Kopf, als käme er aus einem Trancezustand. Dann sprach er ausführlich über das Geheimnis und die Macht der Natur. Er stand auf und nahm aus einem Fach mit fremdsprachlichen Ausgaben eine japanische Ausgabe von *Jentl*. Er hielt das Buch in den Händen, streichelte es zart, schlug es auf und ließ seine Finger über die Seite gleiten. Er zeigte auf eines der Schriftzeichen und sagte mit einem Augenzwinkern: „Da ist es!“ Sein Finger blieb liegen. „Dieses Zeichen bedeutet *Jentl*, das fühle ich, das weiß ich! Ich möchte wissen, wie sie in Japan *Jentl* aussprechen. Wie kann mein Werk in dieser Kultur Anschluss finden? Ich kann mir keines meiner Bücher in einer Sprache vorstellen, die ich nicht verstehe!“

Draußen raste der Sturm, Blitze zuckten über den Himmel und der Donner grollte. „Die höheren Mächte scheinen sich wild zu streiten“, sagte er halb zu mir und halb zu sich selbst.

„Über was?“, fragte ich amüsiert.

Und wieder wie so oft zuckte er nur die Achseln. „Da gibt es viele Möglichkeiten. Vielleicht hat sich ein Dämon als Rabbi verkleidet und sich ins Bett der Frau des Rabbis gestohlen. Und dort oben im Himmel, machen sie deswegen Aufruhr.“

Es war dämmerig; das Zimmer war angenehm schummrig. Ich zog die hebräische Übersetzung von *Satan in Goray* aus dem Bücherregal und las auf Bitten meines Vaters einige Passagen laut vor. Er wollte hören, wie es in modernem Hebräisch klingt:

Im Jahre 1648 belagerten der böse ukrainische Kosakenhetman Bohdan Chmelnyckyj und seine Gefolgsleute die Stadt Zamosc, aber er konnte sie nicht einnehmen, weil sie stark befestigt war. Die rebellierenden *haidamak*-Bauern rückten vor, um in Tomaszow, Bilgoray, Krasnik, Turbin, Frampol – und auch in Goray Verwüstung anzurichten. Die Stadt Goray lag inmitten von Hügeln am Ende der Welt. Sie schlachteten ringsum alles ab, zogen den Männern bei lebendigem Leib die Haut ab, ermordeten kleine Kinder, vergewaltigten Frauen, und wenn sie ihnen danach die Bäuche aufgeschnitten hatten, nähten sie Katzen ein. Viele Juden flohen nach Lublin, viele ließen sich taufen oder wurden in die Sklaverei verkauft. Goray, das einmal für seine Gelehrten und für seine erfolgreichen Männer bekannt gewesen war, war vollkommen verlassen.

„Ist diese Darstellung authentisch oder ausgedacht?“, fragte ich.

Er antwortet nicht gleich, aber nach ein paar Minuten sagte er: „Diese Geschichten über die Schrecken von Chmelnyckyj und seinen kosakischen Mördergefährten, die sie über jedes jüdische Haus in den Shtetln Polens brachten, beruhen auf Tatsachen. Ich erinnere mich, wie ich als Kind nachts im Bett vor Furcht zitterte. Ich fürchtete mich bei jedem Hundebellen und Pferdewiehern, fürchtete, dass die Kosaken wiedergekommen wären, um ein Pogrom gegen die Juden abzuhalten. Aber ich bereitete mir ein Versteck vor. Ich grub hinterm Haus eine Grube, bedeckte die Öffnung mit Brettern und streute Zweige zur Tarnung darüber. Die Furcht vor Chmelnyckyj, verflucht sei er, hat mich seit meiner Kindheit nicht mehr verlassen.“

„Du sprichst von einer Kindheit, die mehr als siebzig Jahre zurückliegt“, bemerkte ich.

„Ich erinnere mich bis heute sehr deutlich an meine Kindheit in Radzimin und meine Jugend in Bilgoray. In meinem Kopf ist mein Leben seit meinem zweiten Jahr aufbewahrt. Ich erinnere mich noch an die Eisenbahnfahrt von Radzimin nach Warschau, als ich drei Jahre alt war. Ich habe lange in meinem Gedächtnis gekramt, um mich an die vergessenen Anblicke zu erinnern. Zuerst erinnerte ich mich vage, dann wurde das Bild allmählich deutlich.“

„Du kannst immer noch Bilgoray beschreiben?“

„Natürlich. Jedes Haus. Jede Straße.“ Er schloss einen Augenblick lang die Augen. Die letzten Lichtstrahlen des Tages fielen ins Zimmer. Sein Gesicht war blass, fast durchsichtig. Ab und zu blinzelte er und zog die Stirn kraus. Seine Lippen murmelten etwas. Er erinnerte sich, dass die Häuser in Bilgoray niedrig und ihre Dächer, auf denen Moos wuchs, mit Ziegeln gedeckt waren. In der Mitte der Stadt war ein Marktplatz, an dem Häuser und Geschäfte von Juden standen. Ein Fluss floss durch die Stadt und trieb zwei Kornmühlen. „Ich kann die Zimmer des Hauses, in dem wir wohnten, genau beschreiben, die Möbel, das Bücherregal und den Ort jedes einzelnen heiligen Buches. Wenn das jüdische Bilgoray noch existierte, könnte ich mich darin gut zurechtfinden.“ In der Stadt mit ihren Synagogen, chassidischen Bethäusern, Jeschiwot, Chadorim, einer Religionsschule für Mädchen und einem rituellen Bad habe eine jüdische Atmosphäre geherrscht. Sein Vater Rabbi Pinchas Mendel Singer, Spross einer alteingesessenen Dynastie von Rabbinern, war Rabbi in Bilgoray.

Ich sagte: „Zufällig habe ich vor Kurzem eine Geschichte über deinen Vater gelesen. Rabbi Jitzchak HaCohen Huberman hat sie geschrieben. Es ging darin um ein Gerichtsurteil, das seltsam an König Salomons Urteil über einen Säugling erinnert, auf den zwei Frauen Anspruch erhoben. Willst du sie hören?“

„Ja.“

„Die Frauen in der Krochmalna-Straße in Warschau hängten anscheinend ihre Wäsche zum Trocknen auf die Dächer. Eine Frau stahl ihrer Nachbarin einige Hemden und darüber stritten die beiden Frauen. Sie erschienen vor dem Gericht deines Vaters und, nachdem er sich die widersprechenden Argumente angehört hatte, bat er sie, ihm alle Hemden, die sie gewaschen hatten, zu bringen. Sie brachten sie ihm, und nachdem er die Hemden begutachtet hatte, sagte er, deine Mutter solle auch einige seiner schönen Hemden auf den Stapel legen. Als am nächsten Tag die erste Frau zu ihm kam, um seine Entscheidung zu hören, bat er sie, die Hemden herauszusuchen, die ihr gehörten. Sie wählte ihre. Dann brachte er die Hemden wieder durcheinander und bat die zweite Frau, ihre herauszusuchen. Die zweite Frau wählte nur die Hemden, die der ersten Frau gehörten und die deines Vaters. Daran erkannte der Rabbi natürlich, wer die Diebin war. Sie gestand ihre Schuld ein.“

Mein Vater lächelte und bemerkte: „Ich kenne die Geschichte. Ich habe vielleicht sogar darüber geschrieben, aber nicht in dem Buch *Mein Vater der Rabbi*. Und du also, der Enkel eines so wunderbaren Rabbis, hast dich von der Tradition abgeschnitten und bist *HaSchomer HaZa'ir* beigetreten.“

„Ich sehe nicht, dass du dich nach chassidischer Sitte kleiden würdest“, erwiderte ich.

„Nein, ich bin kein Rabbi, aber ich habe in einem Seminar für Rabbiner studiert. Du weißt, meine Großmutter, die Mutter meines Vaters, war eine gelehrte Jüdin. Ihr ganzes Leben lang trug sie einen kleinen Tallis und führte die Frauen auf dem Weg des Judentums. Und meine Mutter Bath Scheba folgte dem Beispiel *ihrer* Mutter, die auch gelehrt war, und studierte die heiligen Bücher und sogar den Talmud. Sie konnte ganze Kapitel aus der Bibel auswendig hersagen. Mein Vater, der Chassid, war auch Richter. Heute würde man ihn einen Psychologen oder Soziologen und eine Menge anderer –logen nennen. Er war ein Mann, der viel Gefühl für die einfachen Leute hatte, er war ein

Kämpfer für soziale Gerechtigkeit. Ich habe die *Perlenauswahl* [von Solomon ben Judah Ibn Gabirol und Benjamin Henry Ascher, zuerst vor 1923] ins Jiddische übersetzt, damit Arme und Frauen sie würden lesen können.

Aber hast du mich nicht gefragt, ob die Darstellung im *Satan von Goray* authentisch sei? Ja, das ist sie. Die Zerstörung und das Töten in den Jahren 1648 und 49 war so furchtbar, dass die Erzählungen von den Gräueltaten der Kosaken vom Vater an den Sohn weitergegeben wurden, ebenso wie die Geschichten vom Holocaust uns jetzt von einer Generation in die nächste verfolgen. Im *Satan von Goray* versuche ich die Atmosphäre eines Pogroms und der Überbleibsel der geschlachteten Stadt darzustellen, in deren Ruinen die Dämonen herumtollen.“

Das Zimmer wurde dunkel. Aus irgendeinem Grund wollte mein Vater kein Licht anmachen. Er schwieg und sah den Regentropfen zu, die wie Schlangen die Fensterscheiben runterkrochen.

„Ist es nicht genug mit den Gräueltaten der Zerstörung? Warum setzt du dann noch Dämonen in die Ruinen?“, fragte ich.

„Du bist ein solcher Rationalist! Dein Vater hat mit Dämonen und Geistern zu tun und du atmest immer noch die Luft der bolschewikischen Revolution. Was für ein Gegensatz! Ich sollte eine Geschichte über den Nachkömmling von zehn Generationen von Rabbinern schreiben, der Stalin und Lenin in die Hände fiel.“

„Ich bin schon lange davon weg. Aber du hast meine Frage nicht beantwortet.“

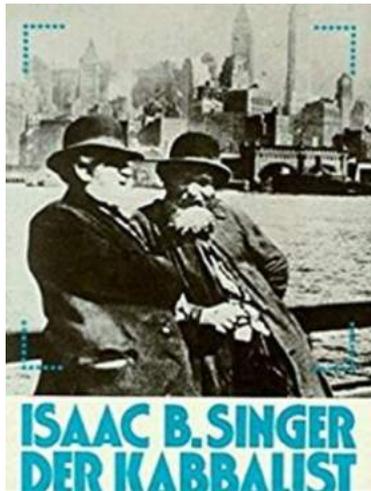
Er lächelte. „Dich verwirrt noch immer, dass ich an Dämonen und Geister glaube? Habe ich dir nicht oft gesagt, dass wir von unsichtbaren Mächten umgeben sind? Vielleicht werden wir in tausend Jahren mehr über sie wissen. Wenn wir zum Beispiel einen Mann auf der Straße treffen würden, der vor hundert Jahren gelebt hat, würde der weder etwas von Elektrizität noch

von Elektronik wissen und er würde nicht wissen, wie ein Telefon funktioniert. Er würde nicht glauben, dass man eine bemannte Rakete in den Weltraum zum Mond schießen kann. Es ist albern zu behaupten, wir hätten den Gipfel des Fortschritts erreicht. Schulkinder in zwanzig Jahren werden Dinge wissen, von denen wir heute keine Vorstellung haben. Warum soll man nicht akzeptieren, dass in Zukunft neue Wesen entdeckt werden? Mein Sohn, ein solches ‚Wesen‘ mag uns eben jetzt beobachten und über uns lachen. Ist das nicht ein wunderbarer Stoff für eine Geschichte? Das Verhalten eines Menschen ist ohne Unterstützung durch diese Wesen schwer zu verstehen. In meiner Geschichte ‚Teybele und der Dämon‘ könnte nach der reinen Logik Elhanan nicht in Teybeles Bett kommen und ihr Liebe und Wärme schenken. Eine Liebesaffäre zwischen Teybele und Elhanan war in einem Shtetl nicht möglich. Nur ein Dämon, der wie der arme Elhanan aussah, konnte dieser armen Frau Freude und Glück schenken. Zwar wusste sie, dass sie sündigt, aber dennoch bebte sie vor Lust. Dämonen gehören zu unserer Welt. Nur mit ihrer Hilfe können wir verstehen, woraus das Leben gemacht ist.

Das Telefon klingelte. Mein Vater drehte das Licht an und sprang auf, um es abzunehmen. Eine Dame aus Long Island war am anderen Ende. Er wiederholte ein paarmal: „Wirklich?“, „Tatsächlich?“, „Sind Sie sicher?“ und schüttelte den Kopf. Die Anruferin hatte ihren Wohnungsschlüssel verloren und war stundenlang verzweifelt in den Straßen umhergewandert. Als es Abend wurde, ging sie in der Absicht zur U-Bahnstation, nach Brooklyn zu ihrer Schwester zu fahren. Auf dem Boden neben einem Fahrkartenautomaten sah sie einen glänzenden metallenen Gegenstand liegen. Sie bückte sich und sieh da, es stellte sich heraus, dass es ihr Wohnungsschlüssel war. Die Frau bat meinen Vater um eine Erklärung. Seine Antwort war, dass eines der „Wesen“ dafür gesorgt habe, dass sie das, was sie suchte, finden werde, damit sie nicht allein in der Nacht nach

Brooklyn fahren müsse. Einige Zeit später erschien die Geschichte vom verlorenen Schlüssel in wenigstens zweien der Geschichten meines Vaters: in „Der Schlüssel“ und in „Ein Freund Kafkas“.

Während er mit ihr am Telefon sprach, zog ich eine Sammlung seiner Geschichten aus dem Regal und blätterte darin. Mir fiel auf, dass er viele seiner Protagonisten als hässliche Männer beschrieb.



Joel Jabloner in „Der Kabbalist vom East Broadway“ wird folgendermaßen beschrieben: „mager, sein Gesicht war fahl und zerknittert, und er hatte einen glänzenden Schädel ohne jedes Haar, eine scharf geschnittene Nase, eingefallene Wangen, an seiner Kehle stand der Adamsapfel hervor“. Morris Terkeltoyb in „Nachbarn“ ist „klein, breitschultrig, hat Reste weißen Haars auf dem Kopf, die er zu einer Brücke kämmt, die den Schädel überspannte. Er hatte wässerige Augen, eine Nase wie einen Schnabel und einen fast lippenlosen Mund“. In „Ein Freund Kafkas“ „trug Jack Cohen ein Monokel im linken Auge, ging gebückt und alles, was von seinem gelben Haar übrig war, war eine dünne Franse, die seinen kahlen Kopf überspannte“.

Reb Mordechai Meir aus „Großvater und Enkel“ ist „ein kleiner Mann mit einem gelblich weißen Bart, einer breiten Stirn, buschigen Augenbrauen, unter denen ein paar gelbe Augen hervorlugten, die wie die eines Huhnes aussahen. Auf seiner Nasenspitze wuchs ein kleiner Bart. Haarbüschel stachen aus seinen Ohren und Nasenlöchern hervor“.

Als ich meinen Vater darauf hinwies, brach er in Lachen aus. Er zwinkerte und sah mich wie ein Dämon aus seinen Geschichten an. Er überlegte sich die Sache einige Zeit, kümmerte sich nicht um meine Kommentare dazu und sagte schließlich, Hässlichkeit halte keinen seiner Helden davon ab, glücklich zu sein, gelobt zu werden oder Lust auf Frauen zu haben. Unter diesen hässlichen Männern gibt es überragende Schürzenjäger und manche der schönen Frauen werden tatsächlich von ihnen angezogen. „Auch in der Hässlichkeit gibt es Schönheit“, sagte er. „Frage Frauen. Bin ich schön? Manchmal sehe ich in den Spiegel und sehe mein gequältes Gesicht, meine wie Fächer abstehenden Ohren, meine scharf geschnittene Nase und meinen kahlen schiefen Kopf und ich verstehe nicht, was sie an mir finden. Ich beschreibe gerne erbärmliche Menschen. Hässliche Protagonisten sind interessanter; sie sind aus einem Stoff gemacht, der auch in mir ist. Ich empfinde eine starke Liebe für Schlemihls wie Gimpel den Narren. In Wirklichkeit bin auch ich so ein Schlemihl.“

Seine Frau Alma berichtete, dass bei ihrem Friseur jemand einen bekannten Literaturkritiker zitiert habe, der die Schriften meines Vaters als pure Pornografie bezeichnet hatte. Um das zu belegen, hatte der Kritiker anscheinend eine Liste von Beschreibungen sexueller Handlungen zusammengestellt.

Als Alma das meinem Vater erzählte, lachte er: Es lohne nicht, mit Literaturkritikern zu streiten, denn sie suchten in allen literarischen Werken unermüdlich nach Fehlern. „Es gibt Leute, die selbst nichts schaffen können und die deshalb talentierte Schriftsteller herabsetzen. Um einen Schriftsteller zu loben,

würden sie nur wenige Sätze brauchen, aber wenn sie ihn in Stücke reißen, ist das ein wunderbarer Stoff für einen langen Essay.“

„Isaac, du schätzt nur Schreiber, die deine Werke loben“, unterbrach ihn Alma. „Ein Kritiker braucht nur ein Wort der Kritik zu äußern, und du nennst ihn einen Idioten.“ Mein Vater wedelte ihre Worte weg, aber das Thema beschäftigte ihn offenbar noch. „Meine Kritiker haben mich oft amüsiert. Sie wissen anscheinend immer besser als ich, was ich in meinen Schriften gemeint habe, und sie wissen auch, warum ich Fehler gemacht habe.“

Ich schreibe über Liebe, über Wollust, über Frauen, die ihren Männern untreu sind – und das alles in irgendwelchen Shtetln in Galizien. Meine Kritiker behaupten, dass ich die Typen des Shtetls verzerrt darstellte, als ob sie es besser wüssten als ich. War das Leben im Shtetl honigsüß? Gab es dort keine Lust? Keine Sehnsucht? Keine Erotik? Ich schreibe nie über das ganze Shtetl, sondern immer nur über Einzelne. Pornografie ist keine Literatur, Alma, weil in ihr nicht Charaktere von Einzelnen mit ihrer Lust und ihrem Sehnen geschaffen werden. Pornografie handelt von Verallgemeinerungen, aber in meinen Geschichten finden sich keine Verallgemeinerungen.“

Wir brachen zu einem Spaziergang auf. Der Regen hatte aufgehört und auf dem Broadway war wieder viel Betrieb. Neonsignale über den geschlossenen Geschäften gingen an und aus. Ein frostiger Wind wehte vom Hudson im Westen. Mein Vater zeigte auf die Reste eines Gebäudes. Enorme Kräne hatten mit langen Kabeln und daran angebrachten großen Stahlkugeln seine Wände zerschlagen und in Stücke zermalmt. Er sagte, diese Wohnungen seien durch Mietkontrolle geschützt gewesen, und da die Eigentümer die Mieter nicht hatten zwangsweise ausquartieren können, rissen sie lieber das ganze Gebäude ein und errichteten an seiner Stelle ein neues. Dann würden sie die Miete auf das Zehnfache steigern.

„Eines Tages wird auch das Gebäude, in dem ich wohne, niedergerissen und ich werde mich nach einer neuen Wohnung umsehen müssen, die mich tausend Dollar im Monat kosten wird“, sagte er traurig.

Der Broadway bei Nacht ist anders als der Broadway am Tag. Das Viertel sah aus, als hätte es bessere Tage gesehen. Die Bewohner von Harlem breiteten sich langsam nach Süden aus, sagte mein Vater, und die Schwarzen zögen ein. Juden waren die Ersten, die das Viertel verließen. Es tat ihm um zwei koschere Schlachter und ein Feinkostgeschäft im Viertel leid und er kommentierte die Tatsache, dass Gewalttaten zunähmen und es gefährlich geworden sei, dort allein spazieren zu gehen. Mein Vater war tatsächlich vor Kurzem von einem riesigen Schwarzen auf offener Straße überfallen worden. Der hatte ihn mitten auf der Straße mit einem Messer bedroht und Geld gefordert. Nachdem mein Vater ihm das, was er bei sich hatte, gegeben hatte, sagte der Ganove: „Danke, mein Herr.“ Und dann verschwand der Straßenräuber.

„Ein höflicher Straßenräuber“, bemerkte mein Vater.

Wir gingen weiter und ein großer schwarzer Hund, der seine Leine hinter sich her zog, kam auf uns zu, knurrte und schnupperte an einem Bein meines Vaters. Wir blieben stehen. Mein Vater klammerte sich panisch an meinen Arm. Er war vor Furcht wie gelähmt.

„Er wird mich beißen“, murmelte er.

Ich gab dem Hund einen Tritt. Er begann laut zu bellen. Endlich erschien sein Besitzer und fasste die Leine.

„Tut mir leid, mein Herr. Dieser Hund bellt normalerweise nur Schwarze an. An Ihnen muss etwas Besonderes sein“, sagte er laut lachend und verschwand mit seinem Hund.

„Er erinnert mich an den Grafen Adam Pilecki, der seine Hunde auf die Juden hetzte“, zischte mein Vater mit zittriger Stimme.

EXODUS 1967

Noch als ich im Mai 1967 in New York war, wurde die Situation im Nahen Osten schlimmer. Die Ägypter hatten die Straße von Tiran für die israelische Schifffahrt gesperrt. Das israelische Militär war in Alarmbereitschaft und die Treffen des israelischen Außenministers Abba Eban mit den Führern der Großmächte hatten nichts erbracht. Die Nationen der Welt, die behaupteten, sie würden die Freiheit der Seefahrt schützen, waren nicht bereit, irgendetwas dafür zu tun, die Straße wieder zu öffnen, und schlugen Israel vor, an die Vereinten Nationen zu appellieren. In der Region breitete sich eine Atmosphäre der Anspannung aus und Briefe aus Israel wiesen auf Vorbereitungen für einen unvermeidlichen Krieg hin.

Mein Vater bat mich, zu ihm zu kommen. Als ich kam, las er die Zeitung. In seiner Wohnung gab es keinen Fernseher, weil er fürchtete, der würde seine Arbeit stören. (Erst in seinen letzten Jahren, als Alma in Rente war, kauften sie einen.) Der Radiosprecher berichtete, dass Nasser an der Blockade festhalte und auf israelische Aggressionen mit einem totalen Krieg reagieren werde. Mein Vater hielt sich die Nachmittagszeitung *Daily News*. Deren Schlagzeile verkündete: „Der Mufti ruft zum ‚heiligen Krieg‘ auf!“

„Was wird geschehen?“, fragte mein Vater besorgt. „Denkst du, dass ein Krieg ausbrechen wird?“

„Ja, ich fürchte. Mosche Dajan wurde zum Verteidigungsminister ernannt und alle Zeichen stehen auf Krieg.“ Ich erzählte meinem Vater von Anrufen, die wir am selben Tag von jüdischen Organisationen bekommen hatten und in denen sich die Anrufer nach der Zukunft des Sommer-Jugend-Programms erkundigten.

„Das interessiert sie“, sagte er ärgerlich und schüttelte den Kopf.

Ich sagte ihm, dass es in der *Jewish Agency* am Tag zuvor heiÙe Debatten gegeben hätte, ob die Studenten der Jugendbewegung, die für ein Jahr zum Studium nach Israel gegangen waren, zurückgerufen werden sollten. Die Beamten in der Niederlassung New York drängten darauf, dass die Studenten ebenso wie alle übrigen US-Bürger nach Amerika zurückkehren sollten. Sie könnten die Verantwortung für das Schicksal der jungen Leute gegenüber deren Eltern bei einer so instabilen Sicherheitslage nicht übernehmen. Ein US-Senator rief an und befahl uns, die Tochter eines seiner Angestellten aus Israel zurückzuholen, aber das Mädchen weigerte sich. Sie bestand darauf, dass sie als Jüdin an Kriegsanstrengungen teilnehmen müsse, wenn ihr Land in Gefahr sei. Ich fragte den Senator, wie er reagieren würde, wenn sein Land in Kriegsgefahr wäre. Der Senator verstand. Aber einige nervöse Beamte der *Jewish Agency* hielten es für nötig, sich bei dem Senator wegen „der Arroganz des Vertreters Israels“ zu entschuldigen.

Noch am selben Abend gingen mein Vater und ich zum Gemeinschaftszentrum Y in der 92. StraÙe [*Hebräische Vereinigung der 92. StraÙe junger Männer und junger Frauen*], um dort einen Vortrag des Israelis S. Y. Agnon zu hören, der in diesem Jahr den Nobelpreis für Literatur bekommen hatte. Dutzende Bewunderer drängten sich um Agnon und mein Vater, der seinem Mitschriftsteller gerne die Hand gedrückt hätte, musste auf dieses Vergnügen verzichten. „Zu dumm, dass es keine Übersetzer gibt, die seinen Büchern zu einer weiteren Verbreitung verhelfen könnten“, sagte mein Vater. Später am Abend gingen einige Studenten der Bewegung und ich zum Central Park. Alle dachten an den bevorstehenden Krieg und wir beschlossen spontan, dass alle, die ihre [militärische] Ausbildung abgeschlossen hätten, sich sofort Pässe ausstellen lassen und nach Israel gehen würden, um sich dort nützlich zu machen. Ich war von diesen jungen amerikanischen Juden sehr

beeindruckt. Zum ersten Mal in ihrem Leben standen sie einer Entscheidung über Leben und Tod gegenüber.

„Wenn wir alle nach Israel gehen, was wird dann mit dem Sommerlager?“, fragten einige. Plötzlich erschien uns allen ein Sommerlager unwichtig.

Nach der Versammlung rief ich meinen Vater an, um ihm mitzuteilen, dass ich vielleicht mit den Studenten nach Israel zurückkehren würde. Er hatte Angst und versuchte es mir auszureden: „Gigi, geh nicht. Ich bitte dich.“ Er hatte mich seit Langem nicht mehr „Gigi“ genannt.

An diesem Sonntag wurde, wie geplant, die Parade zum israelischen Unabhängigkeitstag am Riverside Drive abgehalten. Ich lud meinen Vater ein, mit mir daran teilzunehmen. Das Wetter war sehr gut. „Gott ist auf Israels Seite“, scherzte ein Radiosprecher. Der Polizeichef von New York hatte die Oberaufsicht über die Parade übernommen. Er hatte sie mit Blaskapellen und schottischen Dudelsackpfeifern ausgestattet. Jung und Alt drängte sich am Riverside Drive. Die Parade wurde von jüdischen Aktivisten angeführt. Auch Republikaner und Demokraten, die um die Stimmen der Juden warben, nahmen an der Parade teil. Auf der Plattform, von der aus man einen guten Überblick hatte, saß der Bürgermeister von New York John Lindsay zwischen dem Schriftsteller S. Y. Agnon und dem israelischen Generalkonsul. Tausende junger Leute aus den hebräischen Schulen, den jüdischen Gemeindezentren und zionistischen Jugendbewegungen schwenkten auf ihrem Marsch die israelische Fahne und zeigten damit, dass sie sich mit unserem Staat in Not identifizierten. Mit Tausenden anderer Zuschauer stand mein Vater auf dem Bürgersteig und applaudierte. Verwundert sah er zu, wie ein ganzes Meer von Juden vorbeiströmte. Ich schlug vor, er solle sich den Marschierenden anschließen, aber er lehnte das mit der Begründung ab, er gehöre zu keiner der Gruppen.

Nach der Parade gingen mein Vater und ich zum Mittagessen in ein Restaurant und sahen uns dort die Fernsehnachrichten an. Die Filmausschnitte zeigten zuversichtliche israelische Soldaten im Negev, alte Männer und Jeschivaschüler, die schweigend Sandsäcke füllten, und Oberschüler, die in Jerusalem die Post austrugen. Dann wechselte der Sender zu seinem Korrespondenten in Kairo, wo auf dem städtischen Platz der Mob nach Rache schrie, voller Hass die Fäuste ballte und Israel verfluchte. Eine endlose Reihe von mit Soldaten beladenen Lastwagen, Panzern und Schützenpanzerwagen fuhr durch die Straßen Kairos auf dem Weg zur israelischen Grenze. Mein Vater sah im Geist einen neuen Holocaust bevorstehen. Mir gingen Gedanken an Soldatenfriedhöfe und leidtragende Eltern durch den Kopf.

„Ich bin froh, dass du mit deiner Familie hier bist“, sagte mein Vater.

„Ich versuche, so sehr ich kann, nach Israel zurückzukommen. Ich rufe alle paar Stunden im Konsulat an, aber zurzeit gibt es keine Flüge“, sagte ich. „Ich könnte es mir nie verzeihen, wenn ich in der Stunde seiner Not nicht in meinem Land wäre.“

Am Tag darauf, dem 6. Juni, rief ich meinen Vater früh am Morgen an, um ihm zu sagen, dass der Krieg ausgebrochen sei. Im Radio hieß es, die ägyptischen Streitkräfte näherten sich auf dem Land und in der Luft der israelischen Grenze. Der Ordentliche Delegierte Ägyptens bei den UN Mohammed El-Koni hatte dem amtierenden Vorsitzenden des Sicherheitsrates, dem Dänen Hans Tabori, folgende Erklärung Ägyptens vorgelegt: „An diesem Morgen unternahm Israel vorsätzlich verräterische Angriffe gegen die Vereinigte Arabische Republik“. Er forderte, dass der Sicherheitsrat sofort zusammentrete.

„Eine Katastrophe bahnt sich an“, sagte mein Vater sehr besorgt. „Was sagt die amerikanische Regierung dazu?“

„Der Pressesprecher des US-Außenministeriums sagt, Amerika werde ‚in Gedanken, Wort und Tat‘ neutral bleiben.“

„So schlimm steht es!?“ Ein Strom jiddischer Flüche ergoss sich über den Kopf dieses Pressesprechers. „Sie können nicht noch einen Holocaust zulassen!“, schrie mein Vater.

In diesem Land mit seinen Sensationsnachrichtenmedien kann niemand gleichgültig bleiben. Das amerikanische Radio zitierte ägyptische und jordanische Quellen, die behaupteten, dass Hunderte von Tonnen Bomben über den Städten Israels abgeworfen worden seien und Tausende Toter und Verwundeter die Straßen bedeckten. Zwar wussten wir, dass das alles übertrieben war, aber wir wussten ebenso gut, dass auch nur einige wenige Bomben furchtbaren Schaden anrichten konnten. Ich versuchte, meine Mutter in Haifa zu erreichen, aber ich konnte nicht nach Israel durchkommen. Ich nahm noch einmal Kontakt mit dem israelischen Konsulat in New York auf und bat inständig darum, nach Israel zurückkehren zu dürfen. „Die Instruktionen lauten: Hier bleiben. Es gibt keine Flüge. Sie können von hier aus helfen. Glauben Sie den Medien der arabischen Länder nicht. Es ist alles gelogen“, sagte man mir.

Ist Israel besiegt? Unsere Studenten, die sich im Büro der Bewegung versammelt hatten, stellten diese Frage. Alles, was ich ihnen sagen konnte, war das, was ich vom Konsulat gehört hatte. Sie saßen ratlos im Büro herum und konnten nichts tun. Einige Mädchen weinten, andere trösteten sie. Der Sekretär der Bewegung ergriff schließlich die Initiative, verteilte einige blaue „Keren Keyemet L'Israel“ [Jüdischer Nationalfonds]-Dosen und drängte alle, rauszugehen und Geld zu sammeln. Sie waren bald zurück und die Dosen waren mit Münzen und Scheinen vollgestopft. Die Dosen wurden geleert und die Studenten gingen wieder auf die Straße. Das geschah eine Zeit lang immer wieder. In den Straßen sammelten sich Gruppen von Menschen um die jungen Leute in blauen Hemden; sie drängten ihnen eifrig Geld auf.

An diesem Tag stürmte die Leiterin von Hadassah in das Büro der Bewegung und bat uns, ihr bei der Organisation der Evakuierung von israelischen Kindern an einen sicheren Ort wie Zypern oder Italien zu helfen. „Wir wollen wenigstens sie retten“, rief sie bitter. Wir schickten sie weg. Wir saßen weiter herum, warteten und waren vom Mangel an Informationen frustriert. Ich rief meinen Vater an und erzählte ihm von den Spenden. Er hatte gehört, dass *United Jewish Appeal* Spenden annehme und bat mich, mit ihm dorthin zu gehen. Am nächsten Tag war ich von der Länge der Schlange vor dem UJA-Büro in der Seventh Avenue überwältigt. Hunderte Juden, einige mit Tränen in den Augen, warteten geduldig, um ihre Spende abzuliefern. Die Fahne über dem Eingang machte es ihnen zur Pflicht „bis an die Schmerzgrenze zu spenden“.

„Ein aufregender Anblick“, sagte mein Vater. „Amerika bewahrt seine Neutralität und die Juden spenden. Bis an die Schmerzgrenze.“ Wir stellten uns in die Warteschlange. Vor uns stand eine ältere Frau mit ihrer Enkelin, die all ihre Ersparnisse mitgebracht hatte. „Dies ist mein Bat-mizwa-Geld, ich spende es Israel“, sagte sie.

„Die Welt kann nicht noch ein Auschwitz ertragen“, flehte ein von seinen Schülern umgebener Rabbiner.

Mein Vater zupfte mich am Ärmel und flüsterte: „Die Welt kann alles ertragen.“

An diesem Abend fasste im Fernsehen ein amerikanischer General die Kriegsergebnisse am Ende des ersten Tages zusammen. Er war anscheinend aufgeregt, stand den Journalisten aber nur zurückhaltend Rede und Antwort. Seiner Meinung nach war der Krieg vorüber. „Israel hat das Unmögliche getan und den größten Teil der arabischen Luftwaffe innerhalb von drei Stunden vernichtet. Dreihundertvierundsiebzig Flugzeuge wurden in Brand gesteckt und vernichtet, als sie noch am Boden waren.“

Der General berichtete weiter, wie die Flugzeuge angegriffen worden seien, welcher Art die Flugzeuge waren und wie der Militärflugplatz in die Luft gesprengt worden war. Als er davon berichtet, wie die Israelis das Radarsystem umgangen hatten, gab er seine Zurückhaltung auf und stellte mit an Begeisterung grenzender Bewunderung die Einzelheiten der glänzenden militärischen Leistung Israels dar. Er fuhr fort und ein kurzes Lächeln zuckte unter seinem Schnurrbart auf, als er über die Kriegsschäden der arabischen Armeen sprach: „Kann in unseren Tagen irgendeine Macht einen Krieg ohne Unterstützung aus der Luft gewinnen?“ Wir waren vor Rührung sprachlos. Das Telefon läutete, da aufgeregte Freunde anriefen, um uns zu gratulieren. Als mein Vater die Nachricht hörte, konnte er nicht umhin zu sagen: „Gott ist endlich aus Seiner Gleichgültigkeit herausgetreten und hat sich entschlossen, Sein Volk zu retten.“

Wir wurden ins Büro der *Jewish Agency* gerufen, wo sich Tausende Studenten vor der Tür versammelt hatten und forderten, sie sofort nach Israel fliegen zu lassen. Sie alle wollten Vertreter Israels sprechen. Wir wurden gebeten, uns an einen Tisch im Erdgeschoss zu setzen und mit ihnen zu sprechen. Ich erinnere mich an einen jungen Mann von Queens, der mir mit glühenden Blicken gegenüber saß. Er war so aufgeregt, dass er kaum sprechen konnte. Bisher habe er sein Judentum völlig ignoriert, aber als der Krieg ausgebrochen sei, habe er plötzlich gefühlt, dass es *sein* Kampf sei. Sein Judentum habe ihn am Genick gepackt. Seine jüdische Identität, die er bis dahin unterdrückt hatte, hatte ihn überwältigt. Obwohl er keine militärische Erfahrung habe, wolle er alles tun, was getan werden müsse, selbst für den Staat sterben, sagte er und schlug sich an die Brust. *Ein* junger Mensch nach dem anderen kam, setzte sich an meinen Tisch und drückte dieselben Gefühle aus. Alle diese von den jüdischen Traumata ergriffenen amerikanischen Juden hatten ihre Identität entdeckt. Sie alle wollten sofort den Menschen in Israel zur Seite stehen.

Als ich das meinem Vater sagte, bemerkte er: „Ein großer furchtbare Krieg war notwendig, damit die Juden von Amerika in sich gehen. Du musst tun, was du kannst, um sie nach Israel zu bringen. Vielleicht ist das der historische Augenblick, den wir nicht verpassen dürfen. Kümmere dich nicht um die Regierung Israels. Finde Möglichkeiten, sie dorthin zu bringen. Du rettetest eine junge Generation von Juden vor der Assimilierung.“ Die Regierungsvertreter erklärten mir jedoch, sie könnten junge Leute nicht nach Israel schicken, denn dort könne niemand die Verantwortung für sie übernehmen. Alle dort waren mit Kriegsbemühungen beschäftigt. Wir akzeptierten dieses Nein nicht, sondern nahmen Kontakt zu einem jüdischen Schiffs-eigner auf, der einmal in der israelischen Marine gedient hatte. Wir erklärten ihm die Idee, dass wir den Instruktionen der offiziellen Institutionen zum Trotz ein Schiff mit jungen Juden nach Israel schicken wollten. Der Mann war sehr gerührt und fing gleich zu rechnen an, wie viele junge Leute auf dem Schiff Platz finden könnten, das er gechartert hatte, und wie viele Nahrungsmittel wir bestellen müssten.

„In einer Woche wird das Schiff bereit sein und auf euch warten“, verkündete er feierlich. „Inzwischen organisiert ihr die Studenten so, dass sie kurzfristig an Bord gehen können. Wahrscheinlich wird das Schiff in New Jersey ankern. Und benachrichtigt auf alle Fälle die Journalisten. Wir werden das Schiff *Exodus '67* nennen.“ Aber der Krieg endete zu bald, als dass die *Exodus '67* nach Israel hätte segeln können.

Zuvor hatte sich Folgendes ereignet: Trotz der Anfangssiege im Krieg machten sich einige amerikanische Juden Sorgen. Sie wussten, was den Juden in der Vergangenheit in Europa zugestoßen war und wie Amerika hinterm Berg gehalten hatte. Sie hatten ihre Lektion gelernt und waren zum Handeln bereit. Der Präsidentenklub, der aus den Präsidenten der großen jüdischen Organisationen und der jüdischen und zionistischen Einrichtungen in Amerika bestand, konnte das amerikanische

Embargo nicht akzeptieren und organisierte einen Massenmarsch auf Washington, um Unterstützung für Israel zu fordern. Zwar hatte Israel Siege gewonnen, aber es brauchte viel Unterstützung, angefangen mit einer Luftbrücke, um die leeren Waffenlager neu zu füllen. Es war unmöglich abzuschätzen, wann der Krieg enden werde. Ich wollte nach Washington fahren und lud meinen Vater ein mitzukommen. Aber er lehnte ab. „Dort brauchen sie mich nicht“, sagte er. „Ich bete von hier aus für deinen Erfolg.“

Ein riesiger Konvoi von Bussen und Autos fuhr nach Washington. Wir sangen israelische Lieder und in unseren Herzen waren wir bei unseren Brüdern und Schwestern auf der anderen Seite der Meere. Auf der Promenade in Washington wurde eine große Plattform für die Mitglieder des Kongresses, Freiheitsaktivisten, Folksänger und jüdische Führer errichtet. In Reden und Liedern verurteilten sie alle die verräterische Politik Amerikas. Offenbar waren die jüdischen Kinder aus den hebräischen Schulen mitsamt ihren Lehrern und Eltern dort hingekommen. Kleine Kinder, die unerwartet einen Tag schulfrei hatten, rannten glücklich umher, kauften sich Eis, Hotdogs und Brause und schwenkten israelische Fahnen.

Als einer der Kongressabgeordneten sprach, unterbrach ihn einer der Organisatoren der Demonstration, der anscheinend zum Sprecher der Veranstaltung geworden war, mit einer wichtigen Nachricht. Die Menge schwieg. Mit emotionaler und zitternder Stimme verkündete der Sprecher, dass die Altstadt von Jerusalem dem israelischen Militär zurückgeben worden sei. Von irgendwoher tauchte eine Flasche Wein auf einem Silbertablett auf und wir hörten die Stimme eines Kantors einen Segen über dieses Ereignis singen. Auf einmal war die Luft elektrizitätsgeladen. Ich bekam eine Gänsehaut. Hurrarufe kamen von allen Seiten. Die Menschen bildeten spontan Kreise und tanzten die Hora. Sie sangen israelische Lieder, klatschten in die Hände und umarmten einander.

Ich fuhr, von all den Gefühlen erschöpft, nach New York zurück. Am nächsten Nachmittag traf ich mich mit meinem Vater im Steinberg. Er stellte mich stolz dem Besitzer vor, der mir zu Ehren der Siege Israels ein Mittagessen auf Kosten des Hauses spendierte. Leute, die hörten, dass im Restaurant ein Israeli war, kamen an unseren Tisch, um mir die Hand zu schütteln. Einen Augenblick lang war ich ein Held.

Der Broadway schien mir verändert. Ich sah viele Juden, die stolz Abzeichen mit einem Mirage-Jet und dem Satz: „Sie haben es geschafft!“ am Aufschlag trugen.

„Komm, Sohn, wir wollen gehen. Wir müssen die Tauben füttern. Dieses Mal werden wir zwei Tüten Körner kaufen. Auch die Tauben haben eine Feier verdient.“



Cheil HaAvir Luftwaffe

BLUMENKINDER

An einem Sommertag im Jahre 1968 bat mich mein Vater, ihn zu einem Vortrag zu begleiten, den er am Queens College halten würde. Die Veranstaltung wurde von der Hillel-Stiftung gesponsert. Am Eingang zum Campus war der Spruch angebracht: „Tötet Ratten, nicht Menschen“. Mein Vater wusste nicht, was damit gemeint war. Ich erinnerte ihn an zwei aktuelle Themen: Amerikaner starben im Vietnamkrieg und die Stadt New York kürzte das Budget für den Krieg gegen die Ratten in den Ghettos. Uns erwarteten noch mehr Aufforderungen und Mottos, als wir über den Campus gingen: „*Make Love Not War*“, „Nein, nein, wir wollen nicht gehen (nach Vietnam in den Krieg)“, „Hey hey, LBJ – wie viele Kinder hast du heute umgebracht?“

Im Gesicht meines Vaters zeichnete sich Beunruhigung ab, als wir die Cafeteria betraten, um dort Kaffee zu trinken. „Was erwarten wohl radikale jüdische junge Leute von einem Schriftsteller wie mir?“, fragte er und seine Stimme zitterte vor Angst. Man brauchte nur einen Blick auf die jungen Leute in der Cafeteria zu werfen, um zu vermuten, zu seinem Vortrag werde ein Haufen Hippies mit wilden Haaren kommen, die Blumenkindern der Neuen Linken.

„Ihr Judentum bedeutet ihnen überhaupt nichts. Bei ihrem Aufstand gegen ihre Eltern wollen sie nichts davon wissen. Wundere dich nicht, wenn einige von ihnen auftauchen, die Hemden mit der Aufschrift ‚Trau keinem über Dreißig‘“ tragen, sagte ich. Von dem Spruch hatte er noch nie gehört. „Amerika ändert sich schnell“, fuhr ich fort. „Das ist nicht mehr das Amerika, das Israel im Sechstagekrieg bewundert hat. In dem einen Jahr, das ich nicht hier war, wurden Martin Luther King und Bobby Kennedy ermordet. Etwa eine Viertelmillion junger Leute sind im Protest gegen den Vietnamkrieg auf das Pentagon

marschiert. In den Ghettos der Schwarzen in New York, Detroit, Washington, Chicago und Los Angeles gab es Aufstände. Die Universitäten sind in Aufruhr, Polizisten erschießen Studenten. Sieben Wochen lang gab es einen Schulstreik in New York und darauf folgte eine Welle von hässlichem schwarzem Antisemitismus.“

Ich erklärte meinem Vater, dass die wohlhabende amerikanische Gesellschaft eine Generation hervorgebracht hatte, die nicht an der Zukunft interessiert war. Sie wollten Veränderungen jetzt, sofort. Das war der Jugendkult, in dem es keinen Platz für Kinder, Alte und die Familie im Allgemeinen gab. Sie machten sich Sorgen über den Krieg in Vietnam und darüber, dass sie eingezogen würden. Dann gab es Liebe, Spaß, Drogen, psychedelische Kultur und eine fanatische Suche nach einer unabhängigen Identität.

Die meisten von ihnen wurden von ihren Eltern unterstützt. Mir war klar, dass jemand, um ein radikaler Revolutionär zu sein, aus einer Familie der gehobenen Mittelschicht kommen musste. Auch wenn der neue Linke manchmal hungrig blieb, so hatte er doch eine Tausend-Dollar-Stereoanlage in seinem Zimmer. Und er wusste immer, dass er eine Alternative hatte: Er brauchte nur seine Eltern anzurufen und der Scheck wäre schon unterwegs. Sie fühlten sich schuldig, weil es eine unechte Rebellion war. Unter ihnen gab es keine jungen Proletarier, weil die arbeiteten und keine Zeit für Demonstrationen hatten. Ihre typischen Lederjacken kosteten mehr als zweihundert Dollar, die Che-Guevara-Stiefel kosteten hundertfünfzig. Die Absurdität ihres Lebens brachte die jungen Leute dazu, sich so zu verhalten, dass sie bestraft würden. Ihr Ideal war, verhaftet zu werden, damit sie sich erleichtert fühlen und auf dem revolutionären Pfad weitergehen könnten. „Alles ist faul im Reich Amerika. Alles muss sofort in die Luft gesprengt und vernichtet werden!“, war ihr Motto.

„Was kann ich solchen jungen Leuten sagen?“, fragte mein Vater. „Sollte ich über Judentum sprechen? Über Israel? Über Literatur? Ich bin sicher, sie haben keine einzige Zeile meines Werkes gelesen. Vielleicht sollte ich den Vortrag absagen.“

„Das musst du selbst entscheiden. Du kannst über alles sprechen, aber sprich nicht über Israel. Leider ist das Land kein *Underdog* mehr. Für sie ist das Schlimmste, was Israel geschehen ist, dass es den Sechstagekrieg gewonnen hat. Das Bild des Juden als Holocaust-Opfer wurde ausgelöscht und durch den Sabra-Helden Ari ben Kanaan aus Leon Uris Roman *Exodus* ersetzt. Sie betrachten jüdische Schulen, Synagogen, jüdische Gemeindezentren und jüdische Wohltätigkeitsvereine als üble Einrichtungen, die Geld für Israel sammeln. Wenn einer gegen das Establishment sein will, muss er gegen Israel sein.“

„Aber du hast gesagt, dass während des Sechstagekrieges viele junge Juden ins Büro der *Jewish Agency* gekommen sind, die nach Israel wollten, um dort zu kämpfen und sogar für den Staat zu sterben“, erinnerte mein Vater.

„Das stimmt“, antwortete ich. „Aber das war im vergangenen Jahr. Nach dem Krieg schickte Israel Helden, hohe Offiziere, die geografische Beschreibungen der Eroberungen des Westjordanlandes und des Gazastreifens mitbrachten.“

Für die Jungen hier verwandelten sich die eroberten Palästinenser in den Vietcong. Von Anfang an haben sie den Zionismus für Verbrechen gegen die Araber verurteilt. Sie verurteilten die Zionisten dafür, dass sie, seit Chaim Weizmann im Ersten Weltkrieg die britische Regierung um Hilfe gebeten hatte, mit dem Imperialismus alliiert waren. Und sie erklären den Sinai-Feldzug von 1956 als vollkommene Zusammenarbeit mit dem anglo-französischen Imperialismus.

Nun haben wir also ein imperialistisches, militaristisches, unterdrückerisches Israel, das die Araber aus ihren Dörfern

vertreibt, ganz ebenso wie die Amerikaner es mit den Bewohnern der zerstörten vietnamesischen Dörfern gemacht haben.“

„Was sage ich ihnen also?“ Mein Vater war besorgt. „Wenn ich du wäre, würde ich ihnen eine Geschichte vorlesen.“ „Eine Geschichte?“ Er wurde nachdenklich, kramte eine Weile in seiner Tasche, zog eine Geschichte heraus und sein Gesicht hellte sich auf. „Ja, ich werde ihnen ‚Großvater und Enkel‘ vorlesen, über einen Chassiden, der sein ganzes Leben dem Dienst für Gott gewidmet hat, und seinen revolutionären Enkel Fulie, der sich in seinem Haus verstecken will. Der Enkel kämpft gegen den Zaren für eine ‚neue Welt‘. Er macht Sprüche gegen die Autoritäten und streitet mit seinem Großvater über den Triumph der Revolution. Das Gespräch der beiden erinnert mich an die Probleme der jungen Leute, von denen du eben gesprochen hast.“

Der Vertreter der Hillel-Stiftung kam zu uns und wir gingen zusammen zum Vortrag. Die meisten im Publikum waren Blumenkinder mit ihrem typisch wilden Haar, bunten Bändern um die Stirn, modischen Ledermänteln, Revolutions-Stiefeln und Taschentüchern um den Hals, einige waren sogar barfuß. Sie waren offensichtlich gekommen, um Spaß zu haben, und nicht, um zuzuhören. Mein Vater sah aus wie ihre Establishment-Eltern und ich befürchtete, sie würden ihn auslachen und verspotten. Der Gastredner wurde vorgestellt und ein Augenblick Schweigen folgte. Die Leute waren neugierig auf das, was der Typ ihnen erzählen würde. Das Gesicht meines Vaters war angespannt, aber es gelang ihm, sie anzulächeln. „Ich bin sicher, ihr würdet hier an meiner Stelle lieber Rabbi Che Guevara sehen, aber er versteckt sich offenbar irgendwo im Dschungel in Südamerika. Deshalb möchte nun ich euch eine Geschichte vorlesen, die ihr vielleicht bedeutsam finden werdet. Ich fürchte, ihr werdet bald das entdecken, was der Prediger

sagt: Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Ihr seid nicht die ersten Revolutionäre und ihr werdet nicht die letzten sein.“

„Da seien Sie mal nicht so sicher“, sagte eine Stimme aus dem Hintergrund.

Mein Vater ignorierte den Kommentar und las seine Geschichte von Anfang bis Ende, ohne dass ihn jemand unterbrochen hätte. Von Zeit zu Zeit gab es ein Murmeln der Identifikation mit dem revolutionären Fulie, der schließlich von den Behörden ermordet wird. Als er seine Lesung beendet hatte, applaudierten sie. Als Nächstes kam die Frage-und-Antwort-Zeit.

„Sie glauben an Gott, stimmt’s?“, fragte einer der Studenten.

„Jeden Tag etwas mehr“, antwortete mein Vater.

„Dann wissen Sie vielleicht auch, wo Ihr Gott während des Holocaust war. Warum hat er sich nicht die Mühe gemacht, Seine Anhänger vor den Verbrennungsöfen zu retten?“

Mein Vater antwortete, dass er tatsächlich an Gott glaube, aber dass er auch gegen die Gleichgültigkeit des Allmächtigen gegen Sein Volk während der Zeit des Holocaust protestiere und ebenso gegen die Verbrechen, die jeden Tag direkt vor unseren Augen begangen werden.

„Sie meinen den Vietnamkrieg?“, fragte jemand.

„Ich protestiere gegen alles Blutvergießen in der Welt. Ich bin Vegetarier, aber nicht aus religiösen Gründen oder der Gesundheit wegen, sondern weil ich glaube, dass wir für die Kuh und das Huhn sorgen sollen. Sollte eine Kuh geschlachtet werden müssen, weil wir Fleisch essen wollen? Welche Sünde hat sie begangen?“ Er überraschte sie. „Er ist in Ordnung“, flüsterte der junge Mann neben mir seinem anderen Nachbarn zu.

„Wie steht es mit Drogen? Meinen Sie, sie sollten erlaubt sein?“

Ich fürchtete, mein Vater würde sich gegen die Drogenkultur aussprechen und sie damit ärgern. Zu meiner Überraschung verstand er sein Publikum sehr gut und sagte einfach: „Drogen

nehmen ist Privatsache. Die Gesellschaft hat nicht das Recht, dem Einzelnen vorzuschreiben, was er essen oder was er schnüffeln sollte. Ebenso wenig wie man einem streunenden Hund verbieten kann, an verdorbenem Fleisch zu schnüffeln.“ Sie schienen den Wink nicht verstanden zu haben. Jemand fragte ihn, was er von freier Liebe halte. Auf diese Frage schien er gewartet zu haben. „Der berühmte Philosoph Immanuel Kant erklärte die Institution Ehe als ‚gegenseitige Vereinbarung, die Sexualorgane des anderen zu benutzen.‘“ Stürmischer und lang anhaltender Beifall zwangen ihn, eine Pause zu machen. Einige der Paare küssten sich leidenschaftlich. Dann fuhr er fort: „Wenn es nach mir ginge, würde ich vorschlagen, dass ein Mann im Alter von siebzehn Jahren heiratet, Kinder bekommt und sich zwanzig Jahre später scheiden lässt und den zweiten Teil seines Lebens beginnt. Dann sind seine Kinder erwachsen und sorgen für sich selbst und auch sie wären bereit, die biblische Forderung ‚Seid fruchtbar und mehret euch‘ zu erfüllen.“ Das Publikum tobte. Einige standen auf, piffen und schwenkten die Arme. Offensichtlich gefiel ihnen eine solche Antwort von einem alternden jüdischen Schriftsteller.

„Würden Sie auch legale Abtreibung befürworten?“, fragte ein blasses Mädchen.

„Natürlich. Wenn eine Frau eine Abtreibung will, wer sind wir, dass wir ihr einen Rat geben könnten? Kommt ihr nicht die Herrschaft über ihren Körper zu?“ Auch das wurde mit begeistertem Applaus begrüßt.

Ein schwarzer Student sagte, seine Freundin sei Jüdin. Was halte mein Vater wohl davon? Was denke er über die Unterdrückung der Schwarzen in den Vereinigten Staaten? Mein Vater bedauerte die schweren Verbrechen gegen Schwarze in der Vergangenheit. „Wir müssen alles tun, diese Verbrechen wiedergutzumachen“, sagte er. Er habe nichts dagegen, wenn ein Schwarzer eine Jüdin heirate, das sei einzig und allein ihre Sache. Als Jude wäre er allerdings glücklich, wenn der Schwarze

sich zum jüdischen Glauben bekehren würde, weil „wir so viele Juden im Holocaust verloren haben.“

Dann kam die Sprache auf Israel. Ein jüdischer Student fragte meinen Vater, ob er denke, es wäre besser gewesen, wenn Israel einige Kriege weniger gewonnen und den Palästinensern erlaubt hätte, Selbstbestimmung und Nationalstolz zu entfalten. Ich war über die Frage erstaunt, denn ich dachte, sie könne nur von jemandem kommen, der im Leben noch nie einer wirklichen Gefahr gegenübergestanden hatte. Ich hoffte, mein Vater werde mich bitten, diese Frage zu beantworten, aber anscheinend hatte er meine Anwesenheit vergessen. Er betonte, dass er als amerikanischer Staatsbürger nicht das Recht habe, Israel einen Rat zum Guten oder Schlechten zu geben. Seiner Meinung nach sollte alles Blutvergießen vermieden werden.

Jemand schlug meinem Vater vor, er solle sich dem Guru der Neuen Linken Professor Herbert Marcuse anschließen und an der Formulierung einer neuen politischen Plattform mitarbeiten. Mein Vater zuckte verlegen die Achseln. Ich denke, er hatte noch nie von Marcuse gehört.

Schließlich stand ein Mädchen auf und wollte wissen, was Herr Singer über die Protestbewegung der Neuen Linken denke. Mein Vater zögerte. Ich konnte ihm ansehen, dass er sich fragte, ob er frei heraus sprechen könne. Der Geist des Vertrauens, der sich zwischen ihm und seinem Publikum ausgebreitet hatte, machte ihm auch eine Kritik möglich. „Ich weiß nicht genug über euch“, sagte er, „aber mein Eindruck ist, dass ihr eine Bewegung ohne Hochschätzung für Wissen seid, und dabei seid ihr als Studenten ja hierher gekommen, um Wissen zu erwerben. Wissen ist ein Werkzeug, das Menschen dabei hilft, sich eine Weltanschauung zu bilden. Aber ihr habt alles umgedreht: zuerst demonstriert ihr, zerstört Universitäten, verbrennt Bücher und dann formuliert ihr Forderungen. Ihr habt das Sprichwort ‚Sieh genau hin, ehe du springst‘ in ‚Spring, ehe du

genau hingesehen hast' verkehrt. Ihr habt keine Doktrin, in der ihr den Zweck der Bewegung nennt. Was wird passieren, wenn es euch gelungen ist, das regierende Establishment zu Fall zu bringen? Wird sich dann nicht an dessen Stelle ein anderes Establishment erheben? Und wer kann euch versprechen, dass das neue besser sein wird als das alte?"

Mein Vater kehrte kurz zu der Geschichte zurück, die er ihnen gerade vorgelesen hatte:

Reb Mordechai Meir fasste sich an den Bart und fragte:

„Woher weißt du, ob ein neuer Zar besser sein wird?“

„Wenn es nach uns geht, wird es keinen neuen Zar geben.“

„Wer wird regieren?“

„Das Volk.“

„Auf dem Regierungssessel kann nicht das ganze Volk sitzen“, antwortete Reb Mordechai Meir.

„Arbeiter und Bauern werden ihre Vertreter wählen.“

„Wenn sie an die Macht kommen, könnten auch sie zu Bösewichtern werden“, sagte Reb Mordechai Meir.

„Dann werden sie einen Kopf kürzer gemacht.“

Das Publikum nickte, einer sprach und gab zu, dass sie eine Plattform der Revolution brauchten.

Als die Veranstaltung vorüber war, kamen ein paar Mädchen zu uns und dankten meinem Vater. Eines küsste ihn sogar auf die Wange.

„Was ist das für ein seltsamer Geruch, der von dir ausgeht?“, fragte mein Vater neugierig. „Haben Sie schon mal von Marihuana gehört? Wenn Sie mit in meine Bude kommen, können wir so viel rauchen, wie Sie wollen.“

„Und wo wohnst du?“, fragte mein Vater fasziniert.

Sie schrieb ihm ihre Adresse auf einen Zettel und gab ihn ihm.

Ich hatte die Vision, ich käme eines Tages nach New York und würde die beiden zusammen im Steinberg vorfinden.

JOM KIPPUR IN EINEM HOTEL

Als mein Vater kurz vor *Rosch HaSchana* [dem jüdischen Neujahrsfest] Ende September 1973 in Israel war, lud ich ihn zu einem Treffen mit meinen Kollegen ins Redaktionsbüro der Zeitung *Al HaMischmar* ein, bei der ich arbeitete. Die meisten waren aus Polen, auch sein guter Freund Mordechai Chalamisch, sein Klassenkamerad im Bethaus Grzybowska-Straße 19 in Warschau. Sie freuten sich offenbar, sich wiederzusehen. Chalamisch erinnerte ihn, dass er in jenen Jahren die polnische Chassidenkleidung - einen langen *kapote* (Mantel) und einen runden schwarzen Hut mit schmaler Krempe - getragen habe, dazu Schläfenlocken, die er sich hinter die Ohren geklemmt hatte. Mein Vater lachte und sie tauschten eine Zeit lang Erinnerungen aus. Er erzählte von Streichen von „Mordechai Flint“ alias Mordechai Chalamisch. Wie gewöhnlich gingen seine Erinnerungen in persönliche Erinnerungen an den Schriftstellerklub in der Tlomacka 13 über.

Einer der Redakteure meiner Zeitung bat meinen Vater zu erklären, warum er bei amerikanischen Juden so beliebt sei. Mein Vater wiederholte seine abgeleiteten Erklärungen: Viele amerikanische Juden sähen sich als Bastarde, als vaterlose Söhne. Die jüngere Generation, die, die in Amerika geboren waren, fingen an Fragen zu stellen: Wo waren eure Väter? Wie haben sie gelebt? Womit haben sie ihren Lebensunterhalt verdient? Mendele Mojcher Sforims (Mendele des Buchhändlers) Geschichten vom Shtetl hatten ihnen keine befriedigenden Erklärungen geliefert. Viele dieser Amerikaner, der Juden der zweiten Generation, sagten meinem Vater, dass sie aus seinen Geschichten ihre Vergangenheit und die Kultur ihrer Eltern kennengelernt hätten.

Einer von meiner Zeitung wies darauf hin, dass einiges am Werk meines Vaters widersprüchlich sei. Sie beschuldigten ihn sogar,

mit seinen erotischen und dämonischen Schriften das Schtetl „ausgebeutet“ zu haben. Mein Vater akzeptierte die Beschuldigung und sagte, der verstorbene Herausgeber des *Forverts* Abe Cahan habe ihn einmal gebeten, nicht mehr von Dämonen und Geistern zu schreiben, sondern sich auf die Ausbeutung in den Ausbeuterbetrieben in der Lower East Side zu konzentrieren. Dort arbeiteten jüdische Kinder und ihre Eltern sechzehn Stunden am Tag. Cahan hatte meinen Vater damals aufgefordert, einen dieser Ausbeuterbetriebe zu besichtigen oder womöglich ein paar Tage dort zu arbeiten und dann einen Artikel über das Leiden der Schneider zu schreiben. „Die Zeitung sollte als Spiegel der Realität dienen, nicht als Fluchthelfer in den Himmel“, sagte Cahan zu meinem Vater. Zwar solle natürlich jemand über die Schneider schreiben, sagte mein Vater, jedoch müsse das ja nicht gerade er sein. „Ich könnte nicht echt sein“, erklärte er. Cahan bewunderte meinen Vater und schätzte sein Talent und deshalb gab er die Idee auf.

Ein anderes Redaktionsmitglied von *Al HaMischmar* kritisierte ihn dafür, dass er sein Schreiben Lesern, die keine Juden seien, angepasst habe, als ob er ihnen „zuzwickere“. Wieder hörte mein Vater zu und die Kritik schien ihn nicht zu ärgern. Er antwortete diesem Mann, dass dieselben Beschuldigungen auch gegen Scholem Asch und Knut Hamsun erhoben worden seien. Hamsuns Kritiker behaupteten, dass er die norwegische Erfahrung und Sprache an die Konventionen seiner europäischen Übersetzer und Leser angepasst habe. Mein Vater blieb dabei, dass die Arbeit jedes Schriftstellers, der für einen Übersetzer oder einen ausländischen Leser schreibe, zum Scheitern verurteilt sei. Mein Vater seinerseits schreibe über universelle Themen, indem er über Juden, Rabbiner, die Söhne von Rabbinern, über Jeschiwaschüler und heilige Geräte schreibe – das sei das, was er genau kenne und erfahren habe. Er schreibe nicht nur über „Jiddischkeit“ oder jüdisches Leben im Allgemeinen, sondern über Juden und jüdisches Leben, wie

es gewesen sei, wie er es in Warschau und Lublin gesehen habe. Das sei sein historisch-geografischer Umkreis: „Ich habe niemals zum Beispiel über Białystok geschrieben noch werde ich das je tun. Natürlich gibt es Schwierigkeiten bei der Übersetzung, aber welche künstlerische Bemühung ist, wenn sie vermittelt wird, keinen Schwierigkeiten unterworfen?“

Er fuhr fort: „Außerdem wollen die Gojim nicht, dass jüdische Schriftsteller über sie schreiben. Gojische Schriftsteller sollten über gojische Erfahrungen und jüdische Schriftsteller über jüdische Erfahrungen schreiben. Je aufrichtiger ihr Schreiben ihrem Volk gegenüber ist, umso besser wird ihr Schreiben und umso besser werden Verbreitung und Resonanz sein. Ich würde sogar noch weiter gehen und sagen, dass eben das der Grund für den begrenzten Erfolg israelischer Schriftsteller ist, deren Werke in andere Sprachen übersetzt werden. Ich weiß, dass viele von ihnen kürzlich übersetzt worden sind. Aber wie viele ihrer Bücher sind Bestseller geworden? Warum sind sie es nicht? Weil die meisten von ihnen israelische und nicht jüdische Schriftsteller sind.“

Nach dem Besuch bei der Zeitung fuhren wir in einem Taxi zu seinem Hotel zurück. Der Fahrer sprach jiddisch und das gefiel meinem Vater. In Amerika war ihm das anscheinend nie passiert. Er hatte in New York Hebräisch sprechende Taxifahrer angetroffen, die gerade aus Israel gekommen waren, aber keine, die jiddisch sprachen. „Jiddisch ist in den Straßen Tel Avivs noch lebendig“, sagte er und sah mir gerade in die Augen. „Wenn ein Taxifahrer mit mir jiddisch spricht, gibt es noch Hoffnung.“ Er blieb vor dem Hotel noch lange im Taxi sitzen. Der Fahrer erzählte uns, wie er vor dem Abtransport in ein Todeslager gerettet worden war, und mein Vater hörte aufmerksam zu. Mein Vater hat ein seltenes Talent dafür, Menschen zum Sprechen zu bringen. Ich lud ihn ein, mit mir nach Hause in meinen Kibbuz zu fahren, aber er hatte sich für die Zeit nach Jom Kippur mit Freunden aus Warschau und

Bilgoray verabredet und lehnte deshalb ab.

Zwei Tage später brach der Jom-Kippur-Krieg aus. Ich wurde bald als Militärschreiber einberufen und auf den Sinai geschickt. Ich versuchte, meinen Vater in seinem Hotel anzurufen, aber ich kam nicht durch. Alle Verbindungen waren belegt. Erst drei Wochen später konnte ich nach Tel Aviv zurückkehren. Ich eilte in sein Hotel und fragte an der Rezeption, ob mein Vater noch da sei. Der Mann sah mich an und sagte: „Sind Sie sein Sohn? Gehen Sie rauf.“ Er nickte. „Er hat versucht, Sie zu erreichen. Und er hat auch immer wieder im Flughafen angerufen, um eine Möglichkeit zu finden, hier rauszukommen.“

Ich betrat sein Zimmer und fand ihn auf dem Bett liegen und an die Decke starren. Als er mich in Uniform sah, staubig, mit einem Gewehr in der Hand, sah er mich einen Augenblick voller Angst an und warf mir einen erschreckten Blick zu. Innerhalb von Sekunden entspannte er sich und lächelte mir erleichtert zu. Er sprang auf und küsste mich und starrte auf mein Gewehr. Waffen gehörten nicht ins Zimmer eines jüdischen Schriftstellers, sagte er und bat mich, sie unters Bett zu legen. „Du lebst also noch“, sagte er mit zurückgehaltener Freude und nickte zur Decke rauf, als wolle er dem Allmächtigen danken. „Warum hast du mich nicht angerufen?!“

„Ich konnte nicht. Die meiste Zeit war ich im Sinai unter Feuer oder reiste umher. Ich habe Schreckliches gesehen!“

„Ich weiß. Ich habe die Zeitungen gelesen. Hast du Hunger? Soll ich etwas für dich bestellen?“, fragte er.

Ich sah ihn an. Sein Gesicht war blass, fast durchsichtig. Er hatte aus Mangel an Schlaf dunkle Ringe unter den Augen. Anscheinend hatte er, seit der Krieg ausgebrochen war, kein Auge zugetan. Er gehörte nicht hierher und versuchte, einen Flug aus Israel raus zu bekommen. Der Nahost-Konflikt betraf ihn als Juden, aber als amerikanischen Staatsbürger betraf er ihn gleichzeitig auch nicht. Er wusste, dass er nichts tun konnte,

um zu helfen. Die Stadt Tel Aviv war verdunkelt. Die Straßen waren dunkel und leer. Er weigerte sich, den Befehlen der Sirenen zu gehorchen und in den Schutzraum zu gehen. Wenn mein Vater sterben würde, würde er das lieber in seinem Zimmer als in einem stinkenden überfüllten Schutzraum tun. Seine israelischen Freunde hatten sich zerstreut. Die meisten hatten die Stadt verlassen, einige waren mit dem Krieg beschäftigt. Alle seine Verabredungen wurden abgesagt. Er hatte das Gefühl festzustecken und konnte kein Wort schreiben. „Ab und zu fuhr ein heulender Krankenwagen vorbei“, sagte er. „Und ich wusste: wieder eine Familie trauerte. Ich bete viel. Was kann ich sonst auch tun? Gestern um Mitternacht hörte ich herzerreißende Schreie. Ich bekam Angst und rannte runter. Der Mann an der Rezeption sagte, eine Gruppe Soldaten sei ins Haus gegenüber gegangen, um mitzuteilen, dass der Sohn der Leute, die dort wohnen, gefallen sei. Sie haben so viel geweint. Ich wollte sie trösten gehen, aber wer bin ich schon? Was könnte ich ihnen sagen? Ich kann nicht gut genug Hebräisch. Schrecklich, schrecklich. Jeden Tag rufe ich im Flughafen an und sie versprechen mir, dass sie mich mit dem nächsten Flug hier rausbringen.“

Ich lud meinen Vater noch einmal ein, mit mir nach Hause in den Kibbuz zu kommen, wo er sich wenigstens nicht allein fühlen würde, wo er Familie hätte. Jeden Abend versammelten sich die Kibbuz-Mitglieder, die nicht einberufen worden waren, im Speisesaal und saßen gemeinsam vor dem Fernseher. Sie fühlten sich stärker, wenn sie zusammen waren. „Du wohnst in einem leeren Hotel in einer verdunkelten Stadt, da ist es kein Wunder, dass dich das deprimiert“, sagte ich. Aber auch dieses Mal weigerte er sich standhaft, meiner Einladung zu folgen. Er wollte die Stadt nicht verlassen, denn er fürchtete, den Abflug zu verpassen. Sein Gepäck stand an der Tür, alles war gepackt. Ich duschte und ging mit ihm ins Hotelrestaurant. Der Koch war einberufen worden und die Speisekarte spiegelte den Notfall

wider. Es gab nur wenige Gerichte zur Auswahl.

„Woher kommst du?“, fragte mein Vater. „Vom Sinai.“

„Aus der Wüste Sinai? Moses wanderte dort vierzig Jahre lang. Du hast nicht zufällig Spuren von ihm gefunden?“ Er war offensichtlich bemüht, die Atmosphäre mit einem Scherz aufzuhellen.

„Aber ich habe dort einen Moses getroffen, einen Freund aus meinem Kibbuz. Wir hatten das Glück, einander zu sehen. Da war ich nun mitten in der Wüste, weil unser Konvoi aufgehalten wurde. Ich stand neben dem Auto, während einige Panzer auf ihrem Weg zum Kanal vorbeirumpelten. Plötzlich hielt einer der Panzer kreischend an, der Fahrer sprang raus und kam auf mich zugerannt. Ich war vollkommen überrascht und für einen Augenblick starr, bis ich meinen Freund Moses erkannte. Wir umarmten einander. Ich konnte nicht verstehen, was er dort zu suchen hatte, da ich wusste, dass er auf einer Amerikasreise sein sollte. Wegen des Krieges war er nach Israel zurückgekommen. Er wollte nicht, dass seine Eltern sich Sorgen machten, und darum hatte er ihnen nicht mitgeteilt, dass er wieder da war.

„Er reiste mit ein paar Freunden durch die Vereinigten Staaten und drei von ihnen lebten bei einer jüdischen Familie im Staat Washington. Ihre Gastgeberin sagte ihnen, sie habe im Radio etwas über ‚einige Schwierigkeiten‘ im Nahen Osten gehört. Erst aus dem Fernseher erfuhren sie, dass Krieg ausgebrochen war. ‚Als Offizier einer bewaffneten Einheit im höchsten Rang von uns dreien‘, sagte Moses, ‚erklärte ich den Notstand und wir fuhren schnell zum Flughafen nach Seattle. Dort ließen wir den Wagen, den wir gekauft hatten, auf dem Parkplatz stehen. Wahrscheinlich steht er da immer noch. Wir nahmen den nächsten Flug nach New York. Dort war am Kennedy-Flughafen totales Chaos, ein furchtbares Durcheinander. Ein El-Al-Flugzeug mit wichtiger Ausrüstung war im Begriff abzuheben. Ein

Kommunikationsbeauftragter sagte uns, dass Ärzte und Offiziere bewaffneter Einheiten Vorrang hätten. Das waren wir alle drei. Als wir in Lod landeten, wartete schon ein Armee-Flugzeug auf uns und flog uns direkt zum Sinai. Seitdem halten wir den ägyptischen Vormarsch auf. Ich habe vierzig Stunden lang kein Auge zugetan.'

Er bat mich, seinen Eltern nicht zu sagen, dass er zurückgekommen sei, aber ich weigerte mich standhaft. ‚Sie müssen die Wahrheit wissen‘, sagte ich.“

Mein Vater sagte nachdenklich: „Die im Land aufgewachsenen Israelis, die Sabras, sind ein neues jüdisches Phänomen. In der gesamten jüdischen Geschichte gab es wohl niemals Juden, die begierig aufs Kämpfen waren.“

„Wenn das eigene Land in Gefahr ist, eilt man nach Hause, um es zu verteidigen. Es ist nicht wie damals in Polen, als du alles getan hast, um zu vermeiden, dass du in Pilsudskis Armee dienen müsstest. Das war nicht deine Armee und Polen war nicht dein Land, das Gefahr lief, vernichtet zu werden.“ Wir aßen auf und gingen auf die Straße. Es war früher Abend. Ein Wind wehte vom Meer. Die Straßen waren verlassen. Die Schaufenster waren dunkel und mit Klebeband überklebt. In ganz Tel Aviv war Lichtanmachen verboten. Ein Militärfahrzeug raste vorbei. Ein ziviler Wächter schrie Leute in einem Haus an, in dem flackerndes Licht zu sehen war. In den Straßen, die gewöhnlich lebhaft waren und von Menschen wimmelten, waren wir die Einzigen. In der Allenby-Straße suchten wir nach einem offenen Café, aber alle Cafés waren dunkel und geschlossen. Wir gingen weiter.

„Du kommst also direkt vom Sinai?“, fragte er und schien überrascht und ungläubig.

„Nicht genau. Ich komme vom Verteidigungsministerium.“

„Was hast du denn da gemacht?“

„Es ist eine traurige Geschichte. Heute Morgen, als ich im Sinai

nach Norden fuhr, kam ich durch ein arabisches Dorf und sah eine junge Frau mit einem Deutschen Schäferhund mitten in der Wüste stehen, die per Anhalter fahren wollte. Mit der einen Hand hielt sie den Hund an der Leine und in der anderen hielt sie einen Schlafsack. Ich nahm sie mit. Sie hieß Irena Bugaschwili, sie war Neueinwandererin aus der Sowjetrepublik Georgien. Ihr Mann war Jom Kippur eingezogen worden und seitdem hatte sie kein Wort mehr von ihm gehört. Kein Brief, kein Anruf. Nach etwa zehn Tagen Schweigen nahm sie ihren Hund und machte sich zum Sinai auf, um ihn dort zu suchen.

Es gab viele Soldaten, die den Vormarsch des Feindes hatten aufhalten sollen und von denen man nichts mehr hörte. Irena kämmte die Basen und Posten im Sinai durch. Niemand hatte Simon gesehen oder erinnerte sich an ihn. Es gab keine Spur von ihm. Sie wandte sich an hohe Offiziere und die versuchten, so viel sie konnten, ihr zu helfen. Sie schickten sie von einer Einheit zur anderen. Sie konnte mir alle Namen der Befehlshaber und aller Basen auswendig hersagen. Irena erzählte mir von einem Lazarett, das sie besucht hatte. Dort hatte sie einen ganzen Zug auf Pritschen gefunden, alle litten an Bombenneurosen. ‚Das war schrecklich‘, sagte sie. ‚Ich ging von Bett zu Bett und hoffte, Simon dort nicht zu finden. Er war nicht dort. Wenn ich Simon nicht suchte, würde das bedeuten, dass ich nicht glaubte, dass er noch lebt‘, sagte sie heftig. Sie hatten erst einen Monat vor Kriegsbeginn geheiratet. Mir fiel ein, Simon könnte von den Ägyptern gefangen genommen worden sein, und ich schlug vor, wir sollten ins Verteidigungsministerium in Tel Aviv gehen. Dort wurden Bilder von Kriegsgefangenen der Ägypter und Syrer gezeigt. Wir saßen dort und suchten ein paar Stunden lang in den Bildern. Sie fand kein Zeichen von Simon. Mütter und Ehefrauen saßen dort und sahen sich Dias an, um ihre Lieben zu finden. Weinen und Klagen hielt unvermindert an. Einige Mütter setzten ihre Hoffnung auf verschwommene Bilder und behaupteten, sie zeigten ihre Söhne. Einige Frauen wurden

ohnmächtig. Wir gingen wieder. Irena fuhr zu ihrer Schwester in Bat Jam und ich kam her.“

Tränen stiegen meinem Vater in die Augen. Wir gingen zum Hotel zurück und umarmten uns zum Abschied. Vom Flughafen kam ein Anruf, in dem es hieß, ein Flugzeug werde in einer Stunde nach Rom abfliegen. Er ergriff sein Gepäck, stieg schnell in ein Taxi und fuhr zum Flughafen. Ich war erleichtert zu wissen, dass er bald wieder in Sicherheit und bei Alma in New York sein werde.



DIE STADT DER TROLLE

Am 5. Oktober 1978 um 2:30 Uhr brachte das israelische Armee-Radio [*Galei Zahal*, in Israel mit seinem Akronym *Galatz* genannt] die Nachricht, dass mein Vater den Nobelpreis für Literatur bekommen hatte. Ich hätte ihn gerne daran erinnert, dass er sich wieder einmal geirrt hatte. 1966 hörten wir in seiner Wohnung in New York im Radio, dass der Schriftsteller Schmuel Josef Agnon und die Dichterin Nelly Sachs den Nobelpreis für Literatur bekommen hatten. Mein Vater schien überrascht und ein wenig traurig. Er versuchte, seine Gefühle zu verbergen, aber seine Hände zitterten und offenbarten damit seine Gefühle. Seit Jahren wurde er als Kandidat für den Preis genannt. Einem Journalisten, der ihn angerufen hatte, um nach seiner Meinung über die Entscheidung der Schwedischen Akademie zu fragen, erwiderte er, er freue sich für Agnon und darüber, dass einer von Israels hervorragenden Schriftstellern den Preis bekommen habe. Nelly Sachs' Dichtung kenne er nicht, sagte er, aber wenn die Akademie ihr den Preis verliehen habe, dann müsse sie ja gut sein. Der Journalist fragte, ob er denke, dass seine Chancen für den Preis gesunken seien. Diese Frage beantwortete mein Vater nicht. Er zuckte mit den Achseln und legte auf. Dann sah er lange das Telefon an. Den ganzen restlichen Tag über war er verstimmt.

„Da wirst du wohl den Traum vom Nobelpreis aufgeben müssen, lieber Vater“, erinnere ich mich, gesagt zu haben.

Er verzog das Gesicht, aber er sagte, die größten Schriftsteller der Welt – Tolstoi, Dostojewski, Gogol, Knut Hamsun und viele andere – hätten ihn auch nicht bekommen. Wahre Schriftsteller schreiben nicht für Preise, sagte er. Schreiben ist eine Sehnsucht, eine Lust. Ohne die kann ein Schriftsteller gar nichts machen.

„Aber die Bücher eines Nobelpreisträgers werden weit verbreitet. Möchtest du nicht, dass deine Bücher in der ganzen Welt gelesen werden?“, fragte ich

Er wandte sich mir zu und brach plötzlich in ein seltsames Lachen aus. „Hör mal, ich hatte letzte Nacht einen höchst sonderbaren Traum. Ich war in einem Haus in einem Zimmer aus Stroh.“ Er schloss die Augen und seine Stirn furchte sich, als er versuchte, sich an die Einzelheiten seines Traums zu erinnern.

„Vielleicht war es das Dorf, in dem Jakob Knecht war?“, schlug ich vor. „Könnte sein. Aber jedenfalls war ich im Haus eines Bauern.“ „Dem von Jan Bzik?“

Er lachte: „Wenn du willst, lass es das von Jan Bzik sein.“ „War Wanda auch zufällig da?“, fragte ich fröhlich.

Er verzog den Mund und blinzelte, aber diese schöne Frau war offenbar nicht herbeigezaubert worden. Er saß an einem grob gezimmerten Tisch. Der Bauer stieß ein Messer in einen Laib frisch gebackenen Brotes und gab meinem Vater eine Hälfte. Dann hob er einen Topf mit kochendem Wasser in die Höhe und zog ein Huhn heraus. Er schnitt eine Keule ab, gab sie meinem Vater und goss aus einer Lederflasche Brantwein ein. „Wir fraßen wie die Raubtiere. Als wir die Mahlzeit beendet hatten, wischte sich der Bauer den Mund mit dem Ärmel. Ich stand vom Tisch auf und ging im Zimmer umher. Da kam ich an einen Bücherschrank aus Holz. Dort stand neben Statuetten von Dämonen und Amuletten eines meiner Bücher. Sein Einband war voller Fettflecke. Es war *Satan in Goraj*. Das hat mich so sehr gefreut. Ich fragte den Bauern, ob er das Buch gelesen habe. Er setzte für einen Augenblick die Flasche ab und nickte mir bejahend zu. Ich lachte, bis ich aufwachte. Ja, um deine Frage zu beantworten, es ist mir sehr wichtig, dass meine Bücher in der ganzen Welt verbreitet werden“, sagte er. „Aber selbst wenn ich dächte, niemand würde sie lesen, würde ich doch weiterhin schreiben.“

1976 hatte sein Freund Saul Bellow, der die Erzählung *Gimpel der Narr* ins Englische übersetzt hatte, den Nobelpreis für Literatur bekommen. Als mein Vater die Nachricht hörte, seufzte er und sagte, er wünsche seinem Freund Erfolg. Damals schien er die Hoffnung aufgegeben zu haben, jemals selbst zum Nobelpreisträger zu werden. Seine eigenen Chancen für den begehrten Preis waren gleich Null oder, wie er sagte: „eine verwelkte noble Nobelblume“.

Als ich heute die Nachricht im Radio hörte, empfand ich Stolz und riesige Freude. Meine Kollegen bei der Arbeit spendierten eine Flasche Wein und stießen mit mir an. Es war seltsam für mich, Glückwünsche für etwas zu bekommen, mit dem ich überhaupt nichts zu tun hatte. Irgendwie erschien es mir falsch, unverdient an einem Erfolg teilzuhaben.

Unmittelbar danach kamen Journalisten angerast und nahmen auf ihre Weise an der Feier teil. Ich war an jenem Abend kaum aus der Tür getreten, als mich eine große Anzahl von Reportern aufforderte, meine Familienalben nach Fotos von meinem Vater zu durchsuchen. Unsere zwanzigjährige Trennung und Wiedervereinigung wurden wieder zur Sprache gebracht. Gleichzeitig stellten sie mir alle möglichen Fragen: War mein Vater über den Nobelpreis erstaunt? Ich sagte, mein Vater hätte die Hoffnung, den Preis zu bekommen, schon aufgegeben gehabt. Weil in den letzten Jahren schon so viele Juden den Nobelpreis für Literatur bekommen hätten, habe er gedacht, es gebe für ihn keine Möglichkeit mehr, ihn zu bekommen. Als sein Sohn sei ich überglücklich und als Schriftsteller glaubte ich, dass er ihn wirklich verdient habe.

Telegramme trafen ein. Der Präsident Israels Jitzchak Nawon kam zusammen mit einigen Knesset-Abgeordneten und vielen meiner Journalisten-Kollegen in meine Wohnung gestürzt, um mir zu gratulieren. Wie zu erwarten gewesen war, war das Telefon meines Vaters den ganzen Tag über besetzt. Erst gegen Mitternacht gelang es mir endlich, zu meinem Vater in den

Vereinigten Staaten durchzukommen. Könnte ich wohl mit ihm nach Stockholm fahren, und zwar gleichzeitig als sein Sohn und als Korrespondent der israelischen Zeitung *Al HaMischmar*? fragte ich ihn. Er war einverstanden. Er ging außergewöhnlich aus sich heraus und bot mir sogar an, mir ein Flugticket zu schicken.

Ich konnte mich nicht zurückhalten und stellte ihm eine Journalistenfrage: „Wo warst du, als du vom Preis erfahren hast, und wie hast du reagiert?“

„Auch du?! Ich nahm gerade im Restaurant Sheldon in Miami mein Frühstück ein, als ein Telefonanruf für Alma kam. Sie wurde ganz aufgeregt und dann sagte sie, eine ihrer Freundinnen habe im Radio gehört, ich hätte den Nobelpreis für Literatur bekommen. ‚Es ist wahrscheinlich eine Ente‘, sagte ich und aß weiter. Aber sie bestand darauf. ‚Wenn es wahr ist, dann beenden wir unser Frühstück besser fürs Erste‘, sagte ich.“

Ich gratulierte ihm und legte auf.

Als ich eineinhalb Monate später durch die Passkontrolle im Kennedy-Flughafen in New York ging, warf eine schwarze Einreise-Beamtin einen Blick auf meine Papiere und stellte mir die übliche Frage: „Haben Sie Verwandte in Amerika?“

„Meinen Vater“, erwiderte ich trocken.

„Herrn Zamir? Wo wohnt er?“

„Sein Name ist Isaac Bashevis Singer und er lebt in Manhattan, 86. Straße und Broadway.“

„Sie meinen den Typ, der den Nobelpreis bekommen hat?“, fragte sie neugierig und grinste.

„Ja.“

„Ich habe *Feinde, die Geschichte einer Liebe* gelesen. Interessantes Buch.“ Sie sah mich amüsiert an und plötzlich leuchteten ihre Augen auf: „Sie sind also der Sohn der Polin Jadwiga?“

An diesem Abend würde sie ihren Freunden eine Geschichte zu erzählen haben. Ich berichtete meinem Vater von der Begebenheit. „Ich habe lieber eine einzige Leserin in Harlem“, sagte er, „als hundert Wissenschaftler an der Columbia-Universität.“

Die Wohnung meines Vaters war in ein Kommunikationszentrum verwandelt worden. Sein Wohnzimmer war jetzt ein Multimedia-Studio. Es sah aus, als hätte sich ein Fernseh-Team dort häuslich eingerichtet. Kameras blitzten, Journalisten stellten Fragen, Radiomacher hielten meinem Vater Mikrofone vors Gesicht. Er schien mit dieser ihm neuen Situation äußerst gut zurechtzukommen. Er saß bequem in seinem Sessel und amüsierte sich gut bei alledem. Alma versuchte sich einen Weg durch die Stative, Kameras und Journalisten zu bahnen. Sie versuchte, zu ihm zu gelangen, um ihm zu sagen, ich sei da, aber die Fotografen ließen sie nicht durch und schoben sie beiseite. Sie beklagten sich, sie verdecke ihnen sein Gesicht. Ich stand schon eine Weile in einem Haufen Journalisten, bevor er mich bemerkte. Offensichtlich genoss es mein Vater, ein Star zu sein, dachte ich. Die meiste Zeit seines Lebens hatte er als anonymen Schriftsteller zugebracht, als der Bruder des bekannten I. J. Singer. Jetzt war *seine* Zeit gekommen. Jetzt war *er* an der Reihe, das Rampenlicht zu genießen. Sein Gesicht strahlte. Er machte Witze. Die *bons mots* flogen nur so. Plötzlich bemerkte er mich in der Menge, stand auf, kam zu mir und küsste mich. Er stellte mich als seinen Sohn vor und betonte, ich sei extra aus Israel gekommen. Er bat das Fernseh-Team, mich in die Sendung einzubeziehen. Aber es war offensichtlich nicht mein Tag. Die Fernsehleute interessierten sich überhaupt nicht für mich. Sie legten die in der ganzen Welt bei Journalisten übliche Höflichkeit an den Tag und baten mich, ihnen aus dem Weg zu gehen, damit sie sich auf den Nobelpreisträger konzentrieren könnten.

An diesem Nachmittag kam ein soeben aus Polen angereistes Fernseh-Team in seine Wohnung. Selbst das Land, das er vor so langer Zeit verlassen hatte, rechnete es sich zur Nationalehre an, dass der mit dem Nobelpreis Ausgezeichnet – ebenso wie der Papst – dort geboren war. Mein Vater konnte noch fließend Polnisch. Diese Sprache hatte er schließlich die ersten einunddreißig Jahre seines Lebens häufig gesprochen. Aber als der Reporter ihm auf Polnisch eine Frage stellte, sagte er zu meiner Überraschung, er wolle lieber englisch antworten.

„Ich habe dreiundvierzig Jahre nicht Polnisch gesprochen. Ich verstehe die Sprache und Sie können Ihre Fragen auf Polnisch stellen, aber in der Krochmalna-Straße in Warschau sprachen wir jiddisch und nicht polnisch“, sagte er zu dem Reporter. Dieser schien zunächst enttäuscht zu sein.

Könnte er sich genau erinnern, wo in Warschau er gewohnt habe? fragten sie meinen Vater und der Reporter zog einen Stadtplan von Warschau aus seiner Aktentasche. Die Augen meines Vaters leuchteten auf. Er nahm dem Mann den Stadtplan aus der Hand und zeigte mit dem Finger den Weg, ließ seine Finger durch die Straßen Warschaus spazieren. Er fand die Krochmalna-Straße, dann die Leszno-Straße, wo wir bis zu der Zeit gewohnt hatten, als er Polen verließ. Von dort spazierten seine Finger zur Marszalkowska-Straße, dem Wiener Bahnhof, dem Bristol-Hotel, in dem damals alle wohlhabenden Kaufleute abstiegen, zur Gnoina-Straße, dem Jüdischen Handelszentrum und dem Gebäude des Schriftstellerklubs in der Tlomacka-Straße Nummer 13. Gab es die Straßen noch? fragte er sie. Aber die Leute vom Team wussten es nicht.

„In diesem Gebäude war der Schriftstellerklub, in dem ich Perez Markisch, H. D. Nomberg und Kaganowski kennenlernte. Ich erinnere mich an die Wand über der Bühne, an der ein Porträt von J. L. Perez hing. Es war ein Tempel der jiddischen Literatur“, erinnerte er sich aufgeregt.

Sie waren offensichtlich verwirrt. Da sie zur jüngeren polnischen Generation gehörten, hatten sie von keiner dieser berühmten Persönlichkeiten jemals gehört. Dann ratterte er die Namen der Cafés in der Gegend runter und fragte den Reporter auch, ob diese noch existierten. Wie schon zuvor zuckte der Reporter die Achseln und gab zu, er wisse es nicht.

„Die Nazis haben alles zerstört“, seufzte mein Vater. Er wandte den Blick nicht von der Karte. Er murmelte die Straßennamen und war aufgeregt wie ein Kind. Ich konnte sehen, wie seine geliebte Stadt noch einmal vor seinen Augen erstand. Er fand und benannte die Straße, in der eine seiner Geliebten gewohnt hatte, und erzählte uns, wie er den Pförtner bestochen habe, damit er ihn ins Haus lasse. Das polnische Fernseh-Team filmte einen aufgeregten Schriftsteller dabei, wie er in die Landschaft seiner Jugend zurückkehrte. Als sie mit dem Filmen fertig waren, bat mein Vater, dass er die Karte als Andenken behalten dürfe.

Im Unterschied zu meinen früheren New-York-Reisen, bei denen ich meinen Vater immer nach seinem morgendlichen Schreiben besucht hatte, bekam ich ihn in diesen Tagen wenig zu Gesicht. Er verbrachte seine Morgen damit, die Veranstaltungen der Preisverleihungs-Zeremonie vorzubereiten, und widmete seine Nachmittage den Interviews mit den Medien. Er wurde derartig von den Medien belagert, dass er schließlich ein Hotelzimmer mietete, in dem er und seine Sekretärin Dwora Menasche einige Tage lang an den Reden für die verschiedenen Veranstaltungen in Schweden arbeiteten – sowohl an denen, die er erwartungsgemäß zu halten hatte, als auch an weiteren Reden für unvorhergesehene Anlässe. Mein Vater stand vor einem großen Dilemma: Sollte er seine Rede auf Jiddisch oder auf Englisch halten? Es war eine schwere Entscheidung. Wenn er jiddisch spräche, würden die meisten seiner Zuhörer ihn nicht verstehen. Er dachte Tage lang darüber nach. Am Ende siegte sein Bedürfnis, die jiddische Sprache der

Welt darzubieten. Isaac Bashevis Singer würde seine Nobelpreis-Empfangsrede in der Sprache halten, die ihm letzten Endes Weltruhm eingebracht hatte.

„Wer weiß, ob Jiddisch jemals wieder in den Palästen Stockholms zu hören sein wird?“, fragte er. Andererseits könnte man einwenden, dass er seit dreiundvierzig Jahren in den Vereinigten Staaten lebe. Er hatte dort alle seine Werke in Jiddisch geschrieben und nur dadurch, dass sie ins Englische übersetzt worden waren, hatte er Millionen Leser erreicht. Hatte Englisch nicht auch seinen Teil an der Ehre? Nach tagelangen endlosen Debatten und Aufregungen fand mein Vater etwas, das uns allen der richtige Kompromiss zu sein schien: Er würde den ersten Teil seiner Rede auf Jiddisch halten und das Übrige auf Englisch vortragen.

Auf ging's nach Stockholm. Von New York aus wurde mein Vater von einer Gruppe enger Freunde zur Nobel-Zeremonie begleitet. Zu ihnen gehörten Roger Straus und Robert Giroux vom amerikanischen Verlag Farrar, Straus und Giroux, der alle seine Bücher herausgebracht hatte. Dazu kamen Roger Straus' Frau Dorothea, der Redakteur von *The Forward* Shimon Weber, der Autor Paul Kresh und zwei Freundinnen Almas aus Miami Beach.

Was mich anging, so nahm ich einen anderen Flug nach Stockholm und landete dort am 7. Dezember um drei Uhr nachmittags. Die Stadt lag schon im Dunkeln. Im Gegensatz dazu musste man um dieselbe Nachmittagsstunde in Israel eine Sonnenbrille tragen. Mir erschien Schweden natürlich exotisch und bizarr. Es war kalt und windig. Es war früher Nachmittag und die Nacht war schon hereingebrochen. Im Sommer sei der Tag erst um Mitternacht zu Ende, sagte man mir. Ich wurde sofort von einer unbegreiflichen Schwermut befallen. Etwas wie eine tiefe Melancholie kam in diesen dunklen und trübseligen Straßen über mich. Niedrig hängende Wolken hatten sich über der Stadt gesammelt und das Licht der Straßenlaternen war im

Nebel kaum zu sehen. Ich hatte erwartet, ich würde in eine strahlende Stadt kommen, in die die Nobelpreisträger aus aller Welt einströmten. Stattdessen fand ich Kälte, Nebel und Dunkelheit vor. Ich war enttäuscht.

Eines der Schaufenster zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Es war kreuz und quer mit schwarzen, blauen und roten Plastikstreifen beklebt, mit denen Hunderte von Trollen befestigt waren. Es waren kleine skandinavische Dämonen mit boshaften, grausamen Gesichtern. Irgendwo hatte ich gelesen, dass sie einer alten schwedischen Sage zufolge in der Dämmerung aus ihren Schlupfwinkeln kriechen und Menschen zur Sünde verleiten. Diese Dämonen sind dafür bekannt, dass sie allen, die ihnen in die Hände fallen, Unheil und Leid zufügen. Einige Minuten lang starrte ich in das Schaufenster. Die Atmosphäre war gespenstisch wie in einem Film von Ingmar Bergman.



Mein Vater hatte immer ausgiebig über Dämonen gesprochen und geschrieben. Aber seine Dämonen sind lustig, sagte ich mir.

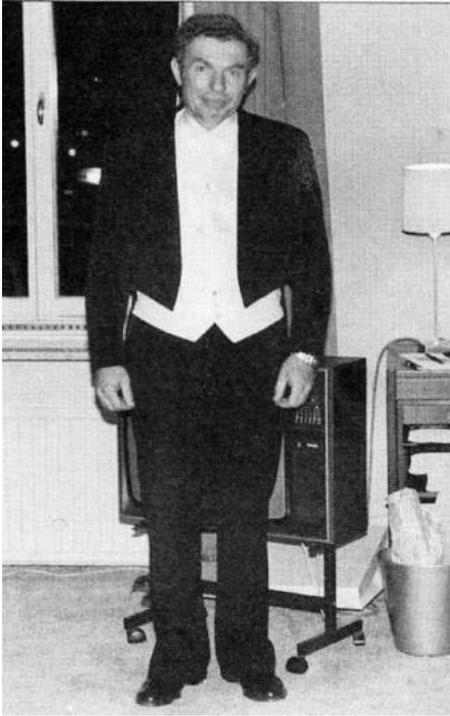
Sie erzählen erfreuliche Geschichten und machen scharfsinnige Scherze. Er hatte erreicht, dass ich das Gefühl bekommen hatte, sie seien den Menschen nahe. Als ich dieses Schaufenster voller kleiner schwedischer Dämonen sah, kam mir in den Sinn, dass diese Troll-Stadt unheimlich gut zu meinem Vater passte, der seine Dämonen-Geschichten in einer sterbenden Sprache schrieb.

Ich erreichte das Hotel, in dem mein Vater und sein Gefolge sich schon eingerichtet hatten. Die Pracht der königlichen Suite, die man meinem Vater angewiesen hatte, mit ihren funkelnden Kristallkronleuchtern war atemberaubend. Ich war überwältigt. Alle paar Minuten kam eine neue Gruppe von Würdenträgern in Galakleidung und gratulierte dem Nobelpreisträger formvollendet. Mein Vater drückte Hände, verbeugte sich, küsste den Damen die Hand und benahm sich auf eine Weise, die mir künstlich erschien. Ich fühlte mich dabei nicht wohl. Ich erkannte den Vater, der mir inzwischen vertraut geworden war, nicht wieder. Er hatte die Rolle des Erfolgreichen auf eine Weise übernommen, die mich störte. Ich behielt das für mich. Der Gedanke beunruhigte mich, dieser für ihn neue Strom von Lobpreis und Ruhm werde ihn die ausgetretenen Schuhe der Helden seiner Geschichten – der Armen des Schtetls - vergessen lassen. Er benahm sich oberflächlich wie ein Filmstar und strahlte ein Lächeln aus, das auf mich wie das falsche Lächeln von Hollywoodberühmtheiten wirkte. Diese Veränderung in seinem Verhalten irritierte mich. Ich hatte ihn nie zuvor so gesehen. Als wir später einen Augenblick allein waren, sagte ich ihm, was mich störte.

Er runzelte die Stirn und sein Gesicht wurde dunkel. Seine blauen Augen bohrten sich in die meinen. Mein Vater vertrug keine Kritik und er sah ärgerlich aus. War die Zeit gekommen, alte Rechnungen zu begleichen? Falls er wünschte, ich solle zum Teufel gehen, hielt er sich jedenfalls zurück. Wir saßen stumm und in uns gekehrt da, wie zwei Schnecken. Es war fünf Uhr

nachmittags und draußen dunkel wie in der Nacht. Der Wind heulte. Ich hatte gehofft, Lobpreis und Ruhm würden ihn nicht durcheinanderbringen, aber offenbar hatten sie das doch getan. Als ich ihm ins Gesicht blickte, sah ich, wie sich dort ein Sturm zusammenbraute. Es tat mir leid, dass ich die Festlichkeit gestört hatte.

Schließlich stand er auf und kam zu mir. Er legte mir die Hand auf die Schulter, sah mich freundlich an und im Ton eines besorgten Vaters sagte er: „Mach dir keine Sorgen, Sohn. Feierlichkeiten gehen so vorüber, wie sich eine in der Nacht blühende Blume für einen Augenblick öffnet und dann wieder schließt. Geld und Ehre haben mich noch nie interessiert. Ich besuche nur einen Augenblick lang die Tempel von Stockholm, ich schüttelte Königen und Adligen die Hand; aber in meinem Herzen lebt immer noch der Arme. Ich erkenne die Gefahr, die an meiner Tür lauert. Wenn die Feierlichkeiten vorüber sind, gehe ich nach Hause zu meinem Bademantel, den ich seit vierzig Jahren trage, und zu den ebenso alten Pantoffeln. Ich erlaube der Verehrung nicht, dass sie in mir Fuß fasst. Was braucht ein Schriftsteller wie ich schon? Edle Möbel? Teure Kunstgegenstände? Ich werde weiterhin morgens um sieben aufstehen, werde im selben Sessel sitzen und auf meinen Knien meine Geschichten schreiben. Mach dir keine Sorgen, Sohn, ich werde weiterhin derselbe Isaac Bashevis Singer sein, den du kennst, dasselbe Pferd, das eine Peitsche braucht, um sein Manuskript rechtzeitig beim Redakteur abzugeben. Nein, ich bin kein Filmstar. Trotz all dem Ruhm und der Verehrung wäre ich weit glücklicher, wenn ich zum Bethaus meines Vaters in der Krochmalna-Straße gehen könnte. Wer bin ich schon? Ein alt gewordener jüdischer Autor, der über Dämonen und Geister schreibt.“



A kibbutznik in a tuxedo during the Nobel Prize ceremony, Stockholm. December 1978.

17

EINEN FRACK ANPROBIEREN

Es gehört zur Tradition, dass die Schwedische Königliche Akademie jeden Nobelpreisträger während seines Aufenthalts in Stockholm mit einem Volvo, einem Chauffeur und einer Verbindungsperson vom Außenministerium ausstattet. Die Verbindungsperson für meinen Vater war Ruth Jacoby. Ihre Aufgabe bestand darin sicherzustellen, dass mein Vater rechtzeitig zu allen geplanten Veranstaltungen kommen würde, und alle lästigen Menschen, die ihn quälen könnten, abzuwehren. Einer dieser lästigen Menschen war ein Stockholmer Industrieller, ein jüdischer Aktivist, der darauf bestand, meinen Vater zu einem Abendessen in sein Haus

178

einzuladen. Er hatte Dutzende von Leuten eingeladen, die Jiddisch sprachen, die *crème de la crème* der jüdischen Gesellschaft. Mein Vater meinte, dass er das nicht ablehnen könne, aber Ruth Jacoby schaltete sich ein und legte dem Mann nahe, er solle meinen Vater in Ruhe lassen, da sein Terminplan brechend voll sei. Der Industrielle war nicht der Mann aufzugeben. Er hatte das Bankett vorbereitet, seitdem er gehört hatte, dass Singer den Nobelpreis bekommen hatte. Er war ein wichtiger Aktivist, der Lesungen jiddischer Literatur organisierte und die Veröffentlichung jiddischer Bücher subventionierte. Verdiente er dafür nicht ein wenig Belohnung und auch etwas Vergnügen? Ruth Jacoby gab nicht nach. Er beschloss, sich in den Hinterhalt zu legen. Er würde meinen Vater abpassen, wenn sie nicht in der Nähe wäre.

An diesem Abend waren mein Vater und seine Gäste zu einer Cocktailparty eingeladen, die für alle Preisträger veranstaltet wurde. Mein Vater gab sich ganz in die Hände Ruth Jaobys und gehorchte allen ihren Instruktionen, auch was die Kleidung für die Veranstaltungen betraf.

Wir fuhren zum Auditorium, wo wir mit den anderen Preisträgern zusammentreffen sollten. Die Fotografen warteten bereits; wir wurden von Blitzlichtern geblendet. Die Fotografen gingen von einem Nobelpreisträger zum anderen, brachten sie in verschiedene Positionen und baten sie, Hände zu schütteln und glücklich zu lächeln. Mein Vater lächelte noch aus echtem Vergnügen. Er feierte einen doppelten Sieg: den eines erfolgreichen Schriftstellers, der es bis zum Gipfel geschafft hatte, und den eines Repräsentanten einer gottverlassenen Sprache, die es jetzt dazu gebracht hatte, von aller Welt anerkannt zu werden. Daran erinnerte er mich immer wieder und verbarg dabei nie seinen Stolz. Ich sehe meinen Vater noch vor mir, wie er posierte und wie er die Hand des bekannten sowjetischen Physikers jüdischer Herkunft Professor Pjotr Leonidowitsch Kapiza schüttelte. Als junger Mann hatte

Professor Kapiza die Sowjetunion verlassen und war nach Großbritannien gegangen, aber 1934 machte er einen Besuch in Russland und kehrte von diesem Besuch nicht nach Britannien zurück. Auf dem Foto waren Kapizas Frau, sein Sohn, seine Schwiegertochter und einige etwas ernst dreinschauende junge Männer zu sehen. Später flüsterte mir Ruth Jacoby ins Ohr, dass diese Männer KGB-Beamte seien, die aufpassen sollten, dass sich der hervorragende Wissenschaftler nicht in den Westen absetzen und Staatsgeheimnisse preisgeben werde. Sie passten gut auf ihn auf und folgten ihm wie Schatten, wohin er auch ging. Sein Sohn sagte mir, sein Vater habe sich während der Zeit Stalins geweigert, dem Diktator die für angemessen gehaltene Ehre zu erweisen. Daraufhin sei er für einige Jahre aus seinem Wissenschaftsamt entfernt worden. Erst nach Stalins Tod konnte Kapiza an das Physik-Institut zurückkehren. Professor Kapiza war klein, trug eine Brille und hatte nicht viel Haar. Mit vierundachtzig war er in diesem Jahr der älteste Preisträger und ging am Stock. Jahre lang hatte er das Sowjetische Institut für Physik in Moskau geleitet.

Mein Vater versuchte, einige Worte mit ihm zu wechseln, aber der Sohn des Physikers sagte ihm mit Bedauern, dass sein Vater nicht Englisch spreche. Ruth Jakoby zog die Augenbrauen hoch. Sie erinnerte sich, dass der berühmte Physiker seine grundlegenden Werke in Englisch publiziert hatte und dass sie ihn sogar Vorlesungen in dieser Sprache hatte halten hören. Er hatte „von oben“ den strengen Befehl bekommen, nicht Englisch zu sprechen, wie wir später herausfanden. Der Grund dafür war, dass die KGB-Beamten die Sprache nicht sehr gut verstanden und darum Mühe gehabt hätten, Gesprächen zu folgen. Die Fotografen beendeten ihren Fototermin und der Professor trennte sich lächelnd von meinem Vater. Er hob die Hände, als wolle er sagen: „So ist das Regime nun mal und daran kann man nichts ändern.“

Professor Daniel Nathans, klein, kahl werdend und mit Brille, kam auf uns zugeeilt. Sein Gesicht leuchtete vor Freude. Er hatte den Preis für seine Forschung in Mikrobiologie bekommen. Er war Direktor eines Forschungsinstituts an der Johns-Hopkins-Universität in Baltimore. Professor Nathans erzählte uns, er habe kürzlich ein Semester am Weizmann-Institut in Rechowot zugebracht. Er lobte das Institut, die Belegschaft und Israel im Allgemeinen überschwänglich. Seine Frau lehrte Hebräisch an einer *High School* in Baltimore, und als sie in Israel waren, hatte sie als Freiwillige in einem Kibbutz gearbeitet. Sie hatten alle Bücher meines Vaters gelesen und waren begeistert, dass sie ihn jetzt persönlich kennenlernen konnten. Zwar hatte mein Vater auch zuvor schon Komplimente bekommen, aber trotzdem errötete er jedes Mal wieder. Das sanfte Licht im Saal half seine Aufregung verbergen.

„Professor Nathans, arbeiten Sie tatsächlich mit einem elektronischen Mikroskop, durch das Sie Moleküle, Atome und Elektronen sehen können?“, fragte mein Vater mit vor Neugier geweiteten Augen.

Der Mikrobiologe lächelte und winkte wegwerfend mit der Hand: „Das ist nichts im Vergleich mit Ihnen, einem hervorragenden Künstler, der so wunderbare Geschichten schreiben kann. Ihre Arbeit ist unendlich viel schwerer als meine.“ Und da standen sie, machten einander Komplimente und stießen mit ihren Champagnergläsern an.

Die Party endete kurz vor Mitternacht und wir zogen uns in unsere jeweiligen Suiten zurück. Ich litt noch unter Jetlag und lag bis vier Uhr morgens wach. Ich nahm meines Vaters Buch *Ein junger Mann auf der Suche nach Liebe* zur Hand, das ich gekauft hatte, bevor ich ins Flugzeug gestiegen war. Ich entdeckte biografische Einzelheiten über ihn, von denen ich bis dahin nichts gewusst hatte. In seiner Jugend hatte mein Vater eine Freundin gehabt, die zwanzig Jahre älter als er war, und sie lehrte ihn „ausgewählte Kapitel der Lebenskunde“. Bei

mehreren Gelegenheiten empfahl er jungen Männern, eine Beziehung mit älteren Frauen einzugehen. Bis dahin hatte ich gedacht, das sei nur eine Meinung gewesen, die er vertreten hatte. Als ich das Buch *Ein junger Mann auf der Suche nach Liebe* las, entdeckte ich, dass er alles persönlich durchlebt hatte. Er erzählt, dass er in Warschau auf dem Weg zu einem Bordell gewesen, aber in letzter Minute vor dem Besuch zurückgeschreckt sei. Ich fand eine Darstellung davon in *A Friend of Kafka*, aber dort flieht Kafka und nicht mein Vater.

Um zehn Uhr am nächsten Morgen trafen wir uns mit achtzehn Mitgliedern der Königlich Schwedischen Akademie der Literatur. Diese hervorragenden Mitglieder widmen ihre Zeit dem Lesen von Büchern und damit, ausführliche Gespräche über die Wahl der Nobelpreisträger zu führen, bis schließlich Anfang Oktober der weiße Rauch aus dem Schornstein steigt. Mein Vater und ich waren vom Akademie-Gebäude beeindruckt. Es sieht wie ein Palast aus. Alle Türen sind mit Schnitzwerk versehen, jedes einzelne Möbelstück ist ein Kunstwerk. Die Mitglieder der Schwedischen Akademie wollten die Meinung meines Vaters über die Schriftsteller ihres Landes hören und er kam ihrem Wunsch nach und lieferte eine glaubwürdige Vorstellung ab. Er hoffte, den Eindruck zu erwecken, er sei Experte in ihren Werken. Zwar kannte er nicht viele schwedische Schriftsteller, lobte jedoch Knut Hamsun, Strindberg, Ibsen und andere berühmte skandinavische Schriftsteller, deren Bücher er gut kannte. Das darauf folgende Gespräch war ein Heimspiel für ihn. Es ging um die Wortgewandtheit der jiddischen Autoren und er nannte seinen Bruder I. J. Singer, Scholem Aljechem und Mendele Mojcher Sforim.

Einige Mitglieder der Akademie fragten meinen Vater, ob *The Forward* noch erscheine. In den 1930er Jahren seien etwa eine Viertelmillion Exemplare verkauft worden, antwortete er. Heute ist die Verbreitung auf dreißig- oder vierzigtausend zurückgegangen. In der Redaktion „erzählt man sich folgende

Geschichte: Ein jiddischer Zeitungsredakteur guckt aus dem Fenster und sieht einen Leichenzug vorbeiziehen. Da sagt er seinem Assistenten, er solle ein Exemplar weniger drucken.“ (Einige Jahre später wurde aus der Tages- eine Wochenzeitung.)

Am Nachmittag führte Ruth Jacoby meinen Vater, Shimon Weber und mich in ein Spezialgeschäft, wo wir unsere formelle Kleidung ausleihen sollten. Zuerst probierte der Herausgeber von *The Forward* Shimon Weber seinen Anzug an. Mein Vater grinste und konnte nicht umhin zu sagen: „Du siehst wie ein richtiger Schlemihl aus“. Aber einige Minuten später, als mein Vater an der Reihe war, Hosen anzuprobieren, die ihm zu weit und zu lang waren, gab Shimon Weber das Kompliment zurück: „Du läufst wie Charlie Chaplin. Du wirst ein großer Erfolg sein!“

Der junge Schneider hatte Mühe, meinem Vater etwas anzupassen. Ihm lag besonders daran sicherzustellen, dass der Abstand zwischen dem Jackett und der Hose nicht größer als fünf Zentimeter war, und nichts schien ihm zu gefallen. Die formelle Hose war zu bauchig und der Schneider erklärte Alma, dass sie mit Hosenträgern festgehalten werden müsste. Mein Vater sah in den Spiegel; er war unglücklich. Das Jackett saß am Rücken nicht. Der arme Schneider war in Verlegenheit. Er nahm einen anderen Anzug vom Ständer und Alma verzog wieder das Gesicht. Dann kam ein dritter, aber auch den lehnte sie kurzerhand ab.

„Die Dämonen wollen nicht, dass ein jüdischer Schriftsteller in einem Frack auftritt, er soll einen Kaftan tragen“, sagte mein Vater. Der Schneider brachte einen vierten Anzug. Er hatte noch nie von Isaac Bashevis Singer gehört und machte die Bemerkung, die „Nobel-Woche“ sei für ihn „ein einziges großes Kopfweh“.

Während wir unsere Fracks anprobieren, erschien der beharrliche jüdische Industrielle wie aus dem Nichts und verkündete nach einem volltönenden „*Schalom alejchem*“, er

lade uns ein, nach der Anprobe an einem Bankett in seinem Haus teilzunehmen. Mein Vater sah ihn amüsiert an und fragte: „Womit verdienen Sie Ihren Lebensunterhalt?“

„Ich fabriziere Strümpfe.“

„Strümpfe? Und ist es eine große Fabrik?“

„Ziemlich groß.“

„Dann müssen Sie wahrhaftig wahnsinnig sein. Warum vernachlässigen Sie Ihre Fabrik und widmen Ihre Zeit dem Jiddischen? Ich muss wirklich eine Geschichte über Sie schreiben.“

Wir setzten unsere Anprobe mit dem Schneider fort.

Mein Vater konnte sich nicht entscheiden, ob er zu dem Bankett gehen sollte oder nicht, und Alma stritt weiter mit dem jungen Schneider.

„Herr Singer, können Sie mir erklären, warum anscheinend die Hälfte der Nobelpreisträger Juden sind?“, fragte ein israelischer Journalist, der meinem Vater zum Schneider gefolgt war.

Mein Vater wurde nachdenklich. Ein amüsiertes Gesicht glitt über sein Gesicht. Er lächelte und sagte: „Der Heilige-gepriesen-sei-Er hat wahrscheinlich sich selbst mit Körper und Seele in das jüdische Volk eingebettet. Es ist ein verrücktes Volk. Ein wunderbares Volk. Ein sehr seltsames Volk.“

„Und wie hat Er die anderen Völker geschaffen?“, fragte der Journalist.

„Andere Völker sind einfach nur Völker“, sagte mein Vater. Er erläuterte nicht, was er mit „einfach nur“ meinte, aber die, die ihn kannten, verstanden, was er meinte. Als wir einmal die Klagemauer in Jerusalem besichtigten, wurde mein Vater von einem Journalisten gefragt, was er über die Mauer denke. „Einfach nur *noch* eine Mauer“, hatte er geantwortet.

EINE JIDDISCHE SCHREIBMASCHINE FINDEN

Der Saal der Schwedischen Akademie war mit Menschen vollgestopft, alle waren in Galakleidung. In der Mitte stand ein Podest und darauf ein Tisch mit einem Blumenstrauß und einem Glas Wasser. An den Seiten des Podests waren Stühle für die achtzehn Mitglieder der Literaturakademie aufgereiht. Es waren rötliche nordische Intellektuelle, die literarische Elite Schwedens, die meinen Vater zum Nobelpreisträger erwählt hatten und die gekommen waren, um seiner Rede zu lauschen. Was hatten diese Wikinger mit jüdischer Literatur zu tun?, fragte ich mich. Würden sie das Elend des Shtetls verstehen können? Könnten sie die Lebensbedingungen einer unterprivilegierten verfolgten Minderheit begreifen? Natürlich wusste ich, dass sie wahrscheinlich die meisten Bücher meines Vaters gelesen hätten und einige von ihnen hatten sogar gesagt, es sei der mystische Aspekt seiner Schriften, der ihr Herz gewonnen habe. Viele, mit denen wir in Stockholm gesprochen hatten, versicherten uns, es gebe offenbar eine Verwandtschaft zwischen dem jüdischen Dämon und dem skandinavischen Troll. Hinten im Saal konnte ich den israelischen Gesandten Mordechai Kidron, sein Gefolge und die Führer der Stockholmer jüdischen Gemeinde sehen. Für sie war die heutige Zeremonie eine ganz besondere Feier. Schließlich erhielt nicht alle Jahre ein jiddisch schreibender Jude den Preis. Mein Vater eröffnete den Mitgliedern der Akademie, dass er seine Rede auf Jiddisch beginnen werde. „In diesen alten und ehrwürdigen Hallen hat bisher noch nie jemand jiddisch gesprochen“, sagte er. Die Augenbrauen des Sekretärs der Akademie Dr. Gyllensten hoben sich vor Staunen und die Zeremonie begann.

Am nächsten Tag bemerkte mein Vater mit einem Augenzwinkern, dass sich die Juden in New York sehr gewundert

haben mochten, als sie in der *New York Times* einige Zeilen auf Jiddisch fanden.

Als mein Vater den Saal betrat und mit den frisch geschneiderten Schwänzen wedelte, wurde er mit einer langen stehenden Ovation begrüßt. Bevor er die von ihm vorbereiteten Bemerkungen verlas, erklärte er der Zuhörerschaft, die aus schwedischen Wissenschaftlern bestand, Jiddisch sei „eine Zusammensetzung aus mittelalterlichem Deutsch, Hebräisch und Wörtern, die aus anderen Sprachen entliehen sind“. Dann begann er seine jiddische Ansprache:

Die hohe Ehre, die mir die Schwedische Akademie erwiesen hat, ist auch eine Anerkennung der jiddischen Sprache – einer Sprache des Exils, ohne Land, ohne Grenzen, von keiner Regierung gestützt, einer Sprache, die keine Wörter für Waffen, Munition, Militärübungen und Kriegstaktiken besitzt, einer Sprache, die sowohl von Gojim als auch von emanzipierten Juden verachtet wird. Das, was die großen Religionen predigen, praktizierten in Wahrheit die jiddisch sprechenden Menschen in den Ghettos Tag für Tag. Sie waren im wahrsten Sinne des Wortes das Volk des Buches. Sie kannten keine größere Freude als die Betrachtung des Menschen und der menschlichen Beziehungen; diese nannten sie Thora, Talmud, Mussar [Moralliteratur des Mittelalters und der Neuzeit] und Kabbala. Das Ghetto war nicht nur ein Zufluchtsort für eine verfolgte Minderheit, sondern auch ein großes Experiment hinsichtlich Frieden, Selbstdisziplin und Humanität. Im Grunde genommen, existiert noch immer ein Überrest und der weigert sich aufzugeben – trotz aller Brutalität, die ihn umgibt.

Die Schweden hörten höflich zu. Es muss für sie eine vollständig unverständliche Sprache gewesen sein. Dann wechselte mein Vater ins Englische. Am Freitag lautete die Schlagzeile in *The Forward*: „Bashevis Singer eröffnete seine Nobelpreisrede in Stockholm auf Jiddisch.“

Ein Geschichtenerzähler und Dichter in unserer Zeit muss – wie in jeder anderen Zeit auch – ein Bewahrer des Geistes im vollen Sinne des Wortes sein; er darf nicht einfach nur ein Prediger sozialer oder politischer Ideale sein. Dichtung ist kein Paradies für gelangweilte Leser und keine Entschuldigung für ermüdende Literatur, die den Leser nicht fasziniert. Den Geist erheben, Freude schenken und einen Ausweg zeigen: eben das bietet wahre Kunst immer. Nichtsdestoweniger ist ebenso wahr, dass der ernsthafte Schriftsteller unserer Zeit auch von den Problemen seiner Generation tief betroffen ist. Er kann nicht umhin zu sehen, dass die Macht der Religion und besonders der Glaube an Offenbarung heutzutage schwächer ist, als er in jeder anderen Epoche der Menschheitsgeschichte war. Immer mehr Kinder wachsen ohne den Glauben an Gott auf, ohne an Belohnung und Strafe und die Unsterblichkeit der Seele zu glauben, und sie glauben nicht einmal an die Gültigkeit von Ethik. Der wahrhaftige Schriftsteller kann die Tatsache nicht ignorieren, dass die Familie ihr spirituelles Fundament verliert. Alle düsteren Prophezeiungen Oswald Spenglers haben sich seit dem Zweiten Weltkrieg erfüllt. Die technischen Errungenschaften können die Enttäuschung des modernen Menschen, seine Einsamkeit, sein Minderwertigkeitsgefühl und seine Angst vor Krieg, Revolution und Terror nicht mildern. Unsere Generation hat nicht nur den Glauben an die Vorsehung verloren, sondern auch an den Menschen an sich, seine Institutionen und oft auch an die, die ihm am nächsten sind.

Er machte einen Augenblick lang Pause und erhob sein gequältes Gesicht zu seinen Zuhörern, ehe er die historische Rechnung eines verfolgten Volkes aufmachte:

Einige von denen, die kein Vertrauen zu den Führern unserer Gesellschaft mehr haben, heben in ihrer Verzweiflung den Blick zum Schriftsteller, dem Meister des Wortes. Sie hoffen

gegen alle Hoffnung, vielleicht könnte der Mensch von Talent und Sensibilität die Zivilisation retten. Vielleicht ist ja schließlich der Funke eines Propheten im Künstler.

Als Sohn eines Volkes, das die schlimmsten Schläge erhalten hat, die der menschliche Wahnsinn zufügen kann, habe ich mich schon viele Male damit abgefunden, dass ich keinen Ausweg finden werde. Aber immer wieder taucht eine neue Hoffnung auf und sagt mir, dass es noch nicht zu spät für uns ist, Bilanz zu ziehen und eine Entscheidung zu treffen. Ich wurde im Glauben an den freien Willen erzogen. Zwar bekam ich Zweifel an allen Offenbarungen, aber ich kann den Gedanken nicht akzeptieren, dass das Universum ein physikalisches oder chemisches Zufallsprodukt, das Ergebnis blinder Evolution sei. Obwohl ich Lügen, Klischees und Götzendienst des menschlichen Geistes kennengelernt habe, halte ich doch daran fest, dass es einige Wahrheiten gibt, und ich denke, dass wir alle sie eines Tages werden akzeptieren müssen. Es muss für den Menschen einen Weg geben, alle möglichen Freuden, alle Befugnisse und alles Wissen zu erlangen, die die Natur ihm gewährt, und gleichzeitig Gott zu dienen – einem Gott, der in Taten, nicht in Worten spricht und dessen Wortschatz das Universum ist.

Ich schäme mich nicht zuzugeben, dass ich zu denen gehöre, die davon träumen, dass Literatur neue Horizonte und neue Perspektiven in Philosophie, Religion und Ästhetik eröffnen kann. In der Geschichte der alten jüdischen Literatur gab es nie einen grundsätzlichen Unterschied zwischen dem Dichter und dem Propheten. Unsere antike Poesie wurde oft zum Gesetz und zu einer Lebensweise.

Einige meiner Freunde in der Cafeteria in der Nähe des *Jewish Daily Forward* in New York nennen mich einen Pessimisten und dekadent, aber im Hintergrund meiner Resignation steht immer der Glaube. Ich fand Trost bei Pessimisten und Dekadenten wie Baudelaire, Verlaine, Edgar

Allan Poe und Strindberg. Mein Interesse an der Erforschung der Seele bewirkte, dass ich Zuspruch bei Mystikern wie Ihrem Swedenborg und unserem Rabbi Nachman von Brazlaw fand und auch bei großen Dichtern meiner Zeit, neben anderen auch bei meinem Freund Aaron Zeitlin, der vor ein paar Jahren gestorben ist und der ein spirituelles Erbe von hohem Wert - das meiste auf Jiddisch - hinterlassen hat.

Der Pessimismus eines kreativen Menschen ist nicht Dekadenz, sondern eine mächtige Leidenschaft für die Erlösung des Menschen. Der Dichter will unterhalten und gleichzeitig geht er auf die Suche nach ewigen Wahrheiten, nach dem Wesen des Seins. Auf seine Weise versucht er das Rätsel von Zeit und Wandel zu lösen, Antworten auf das Leiden zu finden, Liebe und den Abgrund von Grausamkeit und Ungerechtigkeit zu offenbaren. So seltsam diese Worte auch klingen mögen, ich spiele oft mit dem Gedanken, dass, wenn alle Sozialtheorien zusammenbrechen und Kriege und Revolutionen die Menschheit in äußerste Trübsal stürzen, der Dichter – den Plato aus seiner Republik verbannt hat – sich erheben mag, um uns alle zu retten.

Im Saal war es vollkommen still. Dann fuhr mein Vater fort, indem er eine Passage, die er zuvor in Jiddisch gegeben hatte, auf Englisch vorlas:

Das Haus meines Vaters in der Krochmalna-Straße in Warschau war zugleich Studierhaus, Gerichtsgebäude, Bethaus, Haus des Geschichtenerzählens und auch ein Ort für Hochzeiten und chassidische Festessen. Als Kind hatte ich von meinem älteren Bruder und Meister I. J. Singer, der später *Die Brüder Aschkenasi* schrieb, alle Argumente gehört, die die Rationalisten von Spinoza bis Max Nordau vorgebracht hatten. Von meinem Vater und von meiner Mutter hatte ich alle Antworten gehört, die der Glaube an Gott den Zweiflern und Wahrheitssuchern zu bieten hat.

In unserem Haus wie in vielen anderen jüdischen Häusern waren die ewigen Fragen gegenwärtiger als die neuesten Nachrichten in der jiddischen Zeitung. Trotz aller Ernüchterung und all meiner Skepsis glaube ich, dass die Nationen viel von diesen Juden lernen können: von ihrer Denkweise, ihrer Art des Umgangs mit ihren Kindern und davon, dass sie dort, wo andere nichts als Elend und Demütigung sehen, ihr Glück fanden.

Für mich sind die jiddische Sprache und die Haltung derer, die sie sprechen, identisch. In der jiddischen Sprache und im jiddischen Stil kann man Ausdrücke frommer Freude, Lust am Leben, Sehnsucht nach dem Messias, Geduld und hohe Wertschätzung der menschlichen Individualität finden. Im Jiddischen gibt es einen stillen Humor und eine Dankbarkeit für jeden Tag im Leben, für jedes Körnchen Erfolg, für jede Liebesbegegnung. Die jüdische Mentalität kennt keinen Hochmut. Sie hält Sieg nicht für selbstverständlich. Sie fordert und befiehlt nicht, sondern sie wurstelt sich so durch, schleicht sich vorbei und schmuggelt sich durch die Mächte der Zerstörung, denn sie weiß irgendwie, dass Gottes Plan für die Schöpfung noch ganz am Anfang ist.

Einige nennen Jiddisch eine tote Sprache. Aber auch Hebräisch wurde zweitausend Jahre lang so genannt. Auf äußerst bemerkenswerte, ja fast wunderbare Weise wurde es in unserer Zeit wiederbelebt. Aramäisch war gewiss Jahrhunderte lang eine tote Sprache, aber dann brachte sie den *Zohar* ans Licht, dieses Werk der Mystik von feinem Wert. Tatsache ist, dass die Klassiker der jiddischen Literatur auch die Klassiker der modernen hebräischen Literatur sind. Über Jiddisch ist noch nicht das letzte Wort gesprochen. Es enthält Schätze, die den Augen der Welt noch nicht offenbart worden sind. Es war die Sprache von Märtyrern und Heiligen, von Träumern und Kabbalisten – reich an Humor und an Erinnerungen; das möge die Menschheit

niemals vergessen. Bildlich gesprochen, ist Jiddisch die weise und bescheidene Sprache von uns allen: das Idiom der erschreckten und zugleich hoffnungsvollen Menschheit.

Die Rede dauerte zwanzig Minuten und der Applaus beanspruchte weitere fünf Minuten. Mein Vater bat wie gewöhnlich nach seinen Vorträgen um Fragen. Damit übergang er Dr. Gyllensten, der neben ihm saß. Jemand eröffnete die Diskussion und fragte, warum keines seiner Bücher jemals auf Jiddisch veröffentlicht worden sei.

„Meine Bücher sind auf Jiddisch erschienen“, erwiderte er, „aber sie sind vergriffen und es gab keine zweiten Auflagen. Wenn es einem jiddischen Verleger gelingt, eine Auflage von zweitausend Exemplaren zu verkaufen, weiß er, dass ein Wunder geschehen ist, und er dankt Gott. Wunder geschehen nicht alle Tage und also setzt er seinen schmalen Gewinn nicht aufs Spiel, indem er eine weitere Auflage herausbringt. Ich hoffe, dass ich mit dem Preisgeld die Veröffentlichung meiner Werke auf Jiddisch finanzieren kann.“

Ein frommer Jude bemerkte, mein Vater habe zwar über die Chassidim in Polen, aber nicht über die Chassidim in Amerika geschrieben, und er fragte, ob mein Vater nicht denke, die beiden Traditionen ständen einander nahe. „Natürlich gibt es eine große Ähnlichkeit“, antwortete er, „aber auch einen großen Unterschied. Wir wissen, dass unsere Erfahrungen in der Jugend tiefer gehen als die Eindrücke, die wir im Alter bekommen. Darum schreibe ich über den Chassidismus in Polen. In Polen war ein Chassid vierundzwanzig Stunden am Tag ein Chassid. Aber in Amerika ist er Chassid und gleichzeitig Kaufmann oder Rechtsanwalt oder Geschäftsmann. Er hat nicht die Zeit, vierundzwanzig Stunden am Tag Chassid zu sein. Nichtsdestoweniger wird der Chassidismus in Amerika auf besondere Weise bewahrt. Menschen sterben, aber Kulturen sterben nicht. Nicht einmal Hitler und Stalin konnten die jüdische Kultur umbringen.“

Der Oberste Rabbiner von Schweden wollte wissen, ob es einen Unterschied zwischen dem Geist des Hebräischen und dem Geist des Jiddischen gebe. „Es gibt zwei Arten von Hebräisch“, erklärte mein Vater. „Alt-Hebräisch – das der heiligen Bücher – und modernes Hebräisch. Zum ersten Mal fuhr ich in den 1950er Jahren nach Israel. Damals fragte ich einen meiner Freunde dort, wie man auf Hebräisch ein Taxi rufe. Er antwortete: ‚Gut, dass du *heute* gefragt hast, denn eben gestern wurde das hebräische Wort für Taxi geboren.‘ Bei Jiddisch gibt es weder alt noch modern und das ist der Hauptunterschied. Jiddisch atmet den Geist vergangener Tage; die Komponenten der Atombombe kann man in ihr nicht aufzählen. Hebräisch ist brandneu. Einige sagen, Jiddisch sei eine kranke Sprache, aber die Klugen wissen, dass der Unterschied zwischen einer kranken Sprache und einer toten Sprache – wie Jiddisch auch einmal genannt wurde – dem Unterschied zwischen einem kranken Menschen und einem toten Menschen entspricht.“

„Herr Singer, Ihre Bücher sind in fünfzig Sprachen übersetzt worden. Werden Sie im nächsten Jahr auf hundertfünfzig kommen? Und noch eine Frage: Sie sagten in einem Interview im schwedischen Fernsehen, dass sie eine jiddische Schreibmaschine suchen. Haben sie eine gefunden?“

„Meine Bücher sind nur in sechzehn Sprachen übersetzt worden. Das habe ich zu dem Reporter gesagt, aber er hat in seinem Artikel einen Fehler gemacht und die Zahl Sechzig tauchte auf. Bis auf den heutigen Tag versuche ich, diesen Irrtum dem Vergessen zu übergeben. Vielleicht erreiche ich jetzt sechzig Sprachen. Ich habe in meinem Leben viele Lügen zu Wahrheiten werden sehen und umgekehrt. Und was die Schreibmaschine angeht, so hat man jetzt seit Jahren keine jiddischen Schreibmaschinen mehr hergestellt, sondern nur noch hebräische. Ich fürchte, nicht einmal mein Preisgeld würde dafür ausreichen, auch nur zwei neue jiddische Schreibmaschinen zu kaufen. Vielleicht werde ich im Fernsehen dazu

aufrufen, dass man mir eine jiddische Schreibmaschine beschaffen möge. Ich habe eine alte Schreibmaschine, dreiundvierzig Jahre alt, die zu einem Literaturkritiker für meine vielen Sünden geworden ist. Jedes Mal, wenn ich etwas schreibe, das sie nicht mag, bricht sie zusammen. Ich schicke sie zum Schreibmaschinen-Mechaniker, aber sie ignoriert ihn und zieht nur literarische Werte in Betracht.“

Die Zuhörer bejubelten die Antwort. Jemand flüsterte mir ins Ohr, dass in diesem Saal seit Jahren kein so lautes Gelächter zu hören gewesen sei. Der jüdische Unterhalter bewirkte, dass das Publikum brüllend lachte. Mein Vater bezauberte sie mit seiner Bescheidenheit und seinem jüdischen Humor.

Dann stand ein schwedischer Wissenschaftler mit einem vollkommenen nordischen Gesicht auf und fragte meinen Vater nach seiner Meinung über Martin Bubers Neufassung der Bücher von Reb Nachman von Bratslaw.

„Reb Nachman von Bratslaw war einer der großen Geschichtenerzähler der Welt und ein wunderbarer Mensch. Professor Martin Buber entdeckte ihn wieder und schrieb Nachmans Geschichten neu. Das hätte er nicht tun sollen; die Geschichten von Reb Nachman von Bratslaw sollten so gelassen werden, wie sie sind. Ich habe einmal ein Exemplar eines Buches mit dem Titel *The Complete Works of Shakespeare Expanded and Improved* von einem gewissen Horowitz in die Hände bekommen.“ Diese Bemerkung wurde mit lautem Lachen und donnerndem Applaus begrüßt, und als die nachließen, fuhr mein Vater fort: „Ich habe – Gott bewahre! – nicht Professor Martin Buber mit Horowitz vergleichen wollen. Ich meine nur, dass die beste Version der Geschichten von Reb Nachman von Bratslaw seine eigene ist.“

An diesem Punkt dankte Dr. Gyllensten, der sorgsam darauf bedacht war, den Zeitplan einzuhalten, dem Preisträger im Namen der Akademie. Für eine kurze Zeit war der zuvor kalte

Saal der Schwedischen Akademie in eine fast warme Jeschiwa verwandelt worden.



Schwedische Krone

19

DER BESITZER EINES KOHLKOPFES

Es war Samstagmorgen. In Stockholm herrschte ununterbrochen Nieselregen. Wenn ich aus dem Fenster sah, sah ich dichten Nebel. Der heulende Wind wirbelte die Blätter auf. Die Hauptsynagoge Stockholms hatte uns einen Wagen geschickt. Es war eine Reform-Synagoge; im traditionellen Judentum ist Autofahren am Schabbat verboten. Am Eingang der Synagoge wartete eine Gruppe Fotografen, die schwarze Kippas trugen. Als der Wagen hielt, begann das Summen der Fernsehkameras und hörte nicht auf, bis wir wieder gingen.

Der Orts-Rabbiner begrüßte meinen Vater auf Hebräisch, schüttelte ihm warmherzig die Hand und forderte uns auf, in die Synagoge einzutreten. Dort wurden wir von den Tönen einer Orgel willkommen geheißen. Der Kantor und der Rabbiner trugen lange schwarze Roben mit steifen Kragen und einen Augenblick lang dachte ich, ich wäre in einer Kirche. Dann kam ein lauter Applaus von der Empore, von der Frauen mit Taschentüchern winkten. Ich war überrascht, dass die Frauen wie in einer orthodoxen Gemeinde getrennt saßen. Über der Frauen-Empore sang ein Chor ein israelisches Lied. Zwei große weiße Kerzen wurden an den Seiten des Toraschreins angezündet. Das Gebet begann auf Schwedisch und wurde dann hebräisch fortgesetzt.

Professor Daniel Nathans, Dr. Arno Penzias und mein Vater wurden eingeladen, die Ehrenplätze an der Ostwand gleich neben dem Toraschrein einzunehmen. Am Eingang hatte man uns Kippas, Gebetsschals und Gebetbücher ausgehändigt. Der Kantor sang das Gebet. Der Mann neben mir hielt es für seine Pflicht, mich über den Fortgang des Gottesdienstes zu informieren. Er blätterte gelegentlich in meinem Gebetbuch und zeigte mir die Stelle, die gerade gelesen wurde. Der Kantor hatte eine schöne Stimme und wurde von Orgel und Chor begleitet.

„Vor etwa hundert Jahren kam eine jüdische Gemeinde aus Deutschland hierher. Sie waren stark von der ‚Reform‘ beeinflusst und das Ergebnis war diese ‚Mischung‘: Frauen sitzen von Männern getrennt“, erklärte mir der Mann neben mir. Die Gebete klangen mehr nach italienischer Oper als nach chassidischen Melodien.

Mein Vater sah mich gelegentlich an. Er wirkte, als sei er ins Gebet vertieft, und ich sah, wie sich seine Lippen unaufhörlich bewegten. Er vertiefte sich in das zweisprachige Gebetsbuch. Sicherlich dachte er daran, wie anders alles im chassidischen Bethaus in der Krochmalna-Straße gewesen war. Von Zeit zu

Zeit vergrub er sein Gesicht in den Händen. Ich fragte mich, ob er Gott darum bitte, ihm Kraft zu geben, all die Zeremonien und Empfänge, die ihm an diesem Tag bevorstanden, durchzustehen.

Alle anwesenden Nobelpreisträger wurden gebeten, zur Tora zu treten, und jeder intonierte den Segen auf seine Weise. Die Gemeinde reagierte. Mein Vater zitierte sie mit dem deutlich aschkenasischem Akzent, den zu sprechen er gewohnt war. Den Bar-Mitzwa-Jungen jener Tage wurde ein Abschnitt aus der Schrift zugeteilt und der Rabbiner fuhr mit einer Predigt über den Bibelabschnitt der Woche fort und zog Parallelen zwischen Jakobs Traum und dem Traum einer erleuchteteren Menschheit. Er beschloss den Gottesdienst damit, dass er die Nobelpreisträger und ihre Gäste segnete.

Ruth Jacoby drängte uns: Wir wurden in der amerikanischen Botschaft erwartet. Dr. Penzias, der mit seiner Familie in die Vereinigten Staaten geflohen war, bevor Hitler an die Macht kam, und der jetzt ein berühmter Physiker war, segnete im Namen der Nobelpreisträger die Gemeinde. Als der Gottesdienst zu Ende war, scharten sich viele Gläubige um die Nobelpreisträger und jeder hoffte, ihnen die Hände schütteln zu können. Aber eine Gruppe flinker Gemeindediener führte uns geradewegs hinaus zu den Wagen und wir erreichten bald die amerikanische Botschaft.

Wir standen in einer langen Empfangsreihe. Ich stellte mich als Isaac Bashevis Singers Sohn vor. Der Name Zamir hätte unvermeidlich zu der Frage geführt, warum ich nicht denselben Namen wie mein Vater hätte. Ich hatte keine Lust, das alles genau zu erklären, und, um die Sache zu vereinfachen, beschloss ich, mich an diesem Tag Israel Singer zu nennen.

Die Kellner boten Getränke an und die Tische um uns waren mit Delikatessen bedeckt. Dann wurden wir zum Mittagessen eingeladen, während dessen im Hintergrund amerikanische

Country-Musik erklang. Mein Vater und der Botschafter saßen nebeneinander und waren offensichtlich ins Gespräch vertieft. Wieder konnte ich sehen, wie sehr mein Vater die Situation genoss. Die nächste Veranstaltung war am späten Nachmittag: der Empfang der Nobel-Stiftung in der Bibliothek der Literatur-Akademie. In der Bibliothek waren dieselben Mitglieder der Königlichen Akademie anwesend, die wir schon am Tag zuvor gesehen hatten.

Es war ein sehr glücklicher Tag und ich war überrascht, wie gut mein Vater die Festlichkeiten durchstand.

Am Samstagabend waren wir Gäste der Jüdischen Gemeinde Stockholm. Als wir eintraten, erwarteten uns stehende Ovationen. Eine junge Frau begrüßte uns auf Jiddisch und jemand sang. Es war feierlich und bewegend. Eine Frau las eine Geschichte aus *Mein Vater der Rabbi*. Die Kameras liefen unaufhörlich. Mein Vater fühlte sich in der jüdischen Atmosphäre, in der viele mit ihm jiddisch sprachen, äußerst wohl. Er lächelte und scherzte und wurde gebeten, einige Worte zu sagen. Er stieg auf die Bühne und zog ein Blatt Papier aus der Tasche.

Vor einiger Zeit kam ein ratloser Übersetzer zu mir und fragte: „Herr Singer, bitte sagen Sie mir, wie Sie das ins Englische übersetzen würden: *Er is a weicher mentsch, a diamant?* In jeder anderen Sprache der Welt ist ein Diamant der härteste Stoff, aber auf Jiddisch ist er weich. Sollte man es übersetzen als ‚ein Mann, weich wie ein jüdischer Diamant?‘“

Man sagt, Englisch sei die reichste Sprache der Welt. Die letzte Auflage von *Webster's Dictionary* enthielt fast eine Dreiviertelmillion Wörter. Aber ich behauptete, Jiddisch ist viel reicher, vielleicht nicht an Wörtern, die Technik betreffen, aber zweifellos an Wörtern, die menschliche Natur und Eigenschaften betreffen.

Ich will es beweisen. Wie viele Wörter gibt es im Englischen für „Armer“? Vielleicht höchstens ein halbes Dutzend. Aber im Jiddischen haben wir Almosenempfänger, Bettler, Mittelloser, Elender, Schlepper, Nichtsnutz, Besitzer eines Kohlkopfes, Hemdloser, elender Almosenempfänger, einer, der tief im Kummer ist, vom Kummer zerhackt und einfach im Alltagskummer. Man kann sagen, dass ein Mensch seine Spucke schluckt, dass er vergessen hat, eine Münze zu prägen, dass er vor Hunger dreimal am Tag tot umfällt, dass alles für ihn schlecht läuft wie für einen, der böse war, in der *nächsten* oder einen Heiligen in *dieser* Welt, dass er seine Seele an der Nasenspitze trägt. Man kann sagen, dass er wie ein Narr taumelt, dass er kaum genug für Wasser und Grütze hat, dass das ganze Jahr über Pessach ist, da er keine Scheibe Brot sieht. Man kann ihn sogar Rothschild nennen und dabei leicht mit den Augen zwinkern und alle werden verstehen, dass er vor Hunger stirbt. Nur ein Wahnsinniger würde das für Englisch eintauschen.

Das Publikum brach in Lachen aus. Jeder neue Ausdruck wurde mit Applaus aufgenommen. Mein Vater wurde gebeten, langsam zu sprechen, damit sie alle Wörter aufnehmen könnten. Schließlich erstarb das Gelächter und er fuhr fort:

Übrigens, wie sagt man „verrückt“ auf Englisch? Verrückt, kindisch und, wenn man will, technischer: du bist schizophren oder paranoid und all die anderen Ausdrücke, die keinen jüdischen Beigeschmack haben. Die Amerikaner selbst sagen, wenn sie Verrücktheit mit jüdischem Beigeschmack ausdrücken wollen: „Er ist meschugge.“ Aber jiddisch kann ein Mensch irre, verrückt, verdreht, ohne Verstand, verwirrt sein. Er kann außer sich geraten, eine Schraube oder einen Wasserhahn locker, keinen Kopf haben, nicht wissen, in welcher Welt er lebt, nicht wissen, welche Mutter ihn geboren hat. Er kann entgleisen, ein wildes Tier in

Menschenform sein, sein Nudelbrett verlieren und so weiter. Es stimmt, ich gebe zu, dass das Jiddische hinsichtlich der Ausdrücke für Automobile und Flugzeuge seine Schwierigkeiten hat. Aber schadet es denn, wenn ein Jiddist den Bus oder die U-Bahn nimmt?

Das jüdische Publikum lachte wie wild und die schwedischen Journalisten, die nicht Jiddisch verstanden, fühlten sich ausgeschlossen.

Auch der Nobelpreisträger Dr. Penzias wurde gebeten, ein paar Worte zu sagen. Er musste eine Weile warten, bis sich das Publikum beruhigt hatte, dann sagte er:

Als ich erfuhr, dass ich den Nobelpreis bekommen hatte, wurde ich mit Telefonanrufen bombardiert und zu einem Empfang in der Synagoge von Chicago eingeladen. Ich lief zu meinem Schneider. Er war ein hartgesottener Bursche. Ich sagte ihm, dass ich noch am selben Abend einen Frack haben müsste, weil ich zu einem Empfang von UJA [United Jewish Appeal] eingeladen war. Der Bursche machte ein langes Gesicht, zog noch dazu die Augenbrauen zusammen und sagte: „Heute Abend? Auf keinen Fall.“ Ich bat und bettelte und erklärte, dass ich im Fernsehen auftreten müsse und dass es schrecklich wichtig sei. Aber das alles rührte den Schneider gar nicht. Schließlich beschloss ich in meiner Verzweiflung, ihm das Geheimnis anzuvertrauen: „Ich weiß nicht, ob sie die heutigen Zeitungen gelesen haben, aber, wissen Sie, ... ich habe den Nobelpreis bekommen.“ Der Schneider sperrte Mund und Nase auf, dann lächelte er, hob die Augenbrauen und sagte: „Was?! Sie sind also Isaac Bashevis Singer?“



20

MIT EINER PRINZESSIN SPAZIEREN GEHEN

Es schneite die ganze Nacht über. Die Straßen Stockholms waren vollkommen weiß und die an den Straßenseiten geparkten Autos sahen aus wie schlafende Eisbären. Die königliche Zeremonie sollte am Nachmittag abgehalten werden. Ruth Jacoby ging noch einmal mit meinem Vater alle Einzelheiten der Zeremonie durch. Wenn „ihr“ Preisträger einen Fehler machen würde, Gott behüte, könnte das ihrer Stellung im Auswärtigen Amt schaden. Die Nobelpreiszeremonie ist eine

großartige und edle Angelegenheit für alle und die Schweden nehmen die Zeremonie äußerst ernst. Mein Vater musste sich auf ein festgelegtes Drehbuch einlassen. Am besten war er, wenn er spontan sein durfte: Am liebsten improvisierte er. Hier war kein Platz für Improvisation oder Blitze in letzter Minute – und das machte ihn sehr nervös. Er las seine Rede ein fürs andere Mal durch und um elf Uhr holte man ihn ab und brachte ihn zu einer Kostümprobe in die Konzerthalle.

Paul Kresh, einer der Biografen meines Vaters, war mit uns nach Stockholm gekommen. Ich lud ihn zu einem Spaziergang ein. Er zog den Vorhang in der Hotellobby beiseite, sah in den grauen Himmel und auf die tanzenden Schneeflocken und zeigte keinerlei Begeisterung für die Einladung, eine Runde zu drehen. Energisch schlug er vor, wir sollten in der warmen Lobby bleiben. Ich erzählte ihm, dass mein Sohn Pferde liebe und ich ihm versprochen hätte, ihm einen Reiterhut aus Stockholm mitzubringen. Eher widerstrebend entschloss er sich schließlich doch, mich zu begleiten. Es war ein verschlafener Sonntag-nachmittag. Wir gingen an einigen Frauen vorüber, die offenbar auf dem Weg in die Kirche waren.

Wir fanden die meisten Läden mit Ausnahme eines Hutladens geschlossen. Dort fanden wir an einem Tag, an dem es schneite, nichts so Ausgefallenes wie einen Reiterhut. Schließlich fanden wir, was wir suchten, in einem kleinen Laden und, ordentlich durchgefroren, schafften wir es bis in ein kleines Café.

Die Schweden hatten eine Höchstzahl an Gästen eines jeden Preisträgers festgesetzt und waren sehr streng in der Einhaltung. Alma hatte zwei Freundinnen aus Miami Beach zu allen Veranstaltungen eingeladen und Paul Kresh, musste, obwohl er ein enger Freund und noch dazu der Biograf war, oft draußen bleiben. Er bat mich, ich möge meinen Vater bitten, dafür zu sorgen, dass er zu allen Nobelpreisveranstaltungen zugelassen würde.

„Wie kann ich die Lebensgeschichte deines Vaters schreiben, wenn ich nicht an allen Veranstaltungen teilnehme?“, klagte er.

Ich erzählte meinem Vater am folgenden Tag von Pauls Bitte und er erwiderte, er brauche keinen Biografen. Die Ereignisse seines Lebens seien die Ereignisse seiner Bücher und Geschichten. „Ändere den Namen des Helden der Geschichte und du hast einen Bericht über mein ausschweifendes Leben. Wozu brauche ich also Biografen?“

Um drei Uhr an diesem Sonntag kehrte mein Vater von der Kostümprobe ins Hotel zurück und Ruth Jacoby gab ihm gute Noten in Gehorsam und Wohlverhalten. Die Hauptzeremonie sollte in eineinhalb Stunden beginnen. Wir kämpften uns mit ihrer Hilfe in unsere Fracks. Dann gab sie mir einen Umschlag mit einer runden weißen Ansteckplakette. „Diese Plakette verschafft dir Zugang zum Thronsaal, wo Ihre Majestät euch gleich nach der Zeremonie empfangen wird.“ Noch eine End-Begutachtung. Ruth Jacoby zupfte das Taschentuch in der Brusttasche meines Vaters zurecht und zog meine Fliege gerade.

Die Limousine fuhr uns schnell zur Zeremonie in der Städtischen Konzerthalle. Ein Schwarm von Fotografen drängte sich am Torweg und sie versperrten den Eingang. Wir hatten große Mühe durchzukommen. Einige Professoren der Akademie saßen schon auf der Bühne. Viele trugen Orden an der Brust und das erinnerte mich an Sowjetgeneräle im Zweiten Weltkrieg. Kriegsorden? fragte ich mich. Wann hatte Schweden in letzter Zeit an einem Krieg teilgenommen? Später erfuhr ich, dass Leute in Schweden Auszeichnungen im zivilen Staatsdienst bekamen.

Ein vollständiges Orchester erschien auf der Galerie. Direkt darüber waren Fernsehkameras angebracht worden. Die Bühne wurde von einem eindrucksvollen Kronleuchter hell erleuchtet. Sie war in zwei Teile geteilt: links standen vier für die königliche Familie bestimmte Stühle und rechts standen neun Stühle für

die Nobelpreisträger. Die schwedische Fahne hing über der Bühne und darunter ein Spruchbanner, in das die Zahl 1978 eingestickt war. Der Kronleuchter warf auch auf die roten Samtsessel starkes Licht. Als sich der Saal füllte, bewunderte ich die Frauen, die nach der neuesten Mode gekleidet waren; die Männer waren alle im Frack. Die meisten Leute schienen bejahrt zu sein. Jedes Jahr werde diese Zeremonie mit vollkommener Genauigkeit wiederholt, genau so, wie sie Alfred Nobel in seinem Testament festgelegt hatte. Zum Publikum gehörte immer der schwedische Adel, hohe Regierungsbeamte, Direktoren der Nobel-Stiftung, die Botschafter der Länder, deren Bürger einen Preis bekommen hatten, berühmte Verleger und Diplomaten.



Before the Nobel Prize acceptance ceremony,
the writer Isaac Bashevis Singer and his son. December 1978.

Um genau vier Uhr dreißig wurde in ein Horn geblasen und das Publikum schwieg. Der König Carl XVI. Gustaf und die Königin Silvia erschienen in königlichem Glanz auf der Bühne und alle

erhoben sich. Hinter dem Königspaar kamen die Preisträger in langsamem, abgemessenem Schritt in einer Reihe. Ich erkannte den hellen Kopf meines Vaters. Er marschierte irgendwie nachdenklich, als ob das Ganze ihn nichts angehe. Der Vorsitzende des Direktoriums der Nobel-Stiftung Professor Sune Karl Bergström hieß die Preisträger willkommen und verlas eine Rede über Entwicklungen und Leistungen der Wissenschaft.

Der König und die Königin saßen würdevoll den neun Preisträgern gegenüber. Der König sah etwas gelangweilt aus. Während der Reden ertappte ich ihn dabei, wie er herumzappelte und auf seine Armbanduhr sah. Die Verleihungszeremonie war lang: Sie begann in der Konzerthalle in Stockholm, wurde im Innenhof des Rathauses, im Gildehaus der Weberinnung, fortgesetzt und endete im Blauen Zimmer im zweiten Stockwerk. Sie dauerte zwei Stunden. Mein Vater erfuhr, das Abendessen werde drei weitere Stunden in Anspruch nehmen.

Ein Professor nach dem anderen hielt im Namen der Nobel-Stiftung eine Rede über die wissenschaftliche Leistung seines jeweiligen Preisträgers. Dann übereichte Ihre Majestät jedem Preisträger eine Medaille und ein Dokument. Mein Vater wurde vom Sekretär der Schwedischen Akademie Professor Lars Gyllensten vorgestellt. Er hob seine Leistung hervor und schloss mit den Worten: „Viele seiner Figuren werden unbedingt ins Pantheon der Literatur eingehen, wo die ewigen Meister und mythischen tragischen und grotesken, komischen und rührenden, bizarren und wunderbaren Figuren leben. Sie sind Menschen von Traum und Qual, Gemeinheit und Größe.“ Er betonte den Beitrag meines Vaters zu einer Kunst, deren Wurzel die polnisch-jüdische Tradition sei, die der Literatur universalen Wert verliehen habe. Mein Vater stand gerade und schritt auf den König zu. Später sagte er, dass er, als er diese Schritte machte, die Last der Masse der jiddisch sprechenden Juden der ganzen Welt auf den Schultern gefühlt habe und nach einem

Augenblick fuhr er fort: „Wenn nur mein Bruder Joschua Singer hier bei mir wäre!“

Trompeten erschallten. Der König und die Königin standen auf; ihnen folgten in einer Reihe die Nobelpreisträger in einer glänzenden Prozession. Sie gingen alle zum Rathaus und jeder führte eine Dame vom königlichen Hof am Arm. Professor Kapitzka nahm den Arm der Königin und mein Vater ging neben der Schwester des Königs Prinzessin Christina. Sie galt als das intelligenteste Mitglied der königlichen Familie. Den ganzen Weg über scherzte er mit ihr und ich konnte sehen, wie sie mit aller Macht versuchte, nicht in lautes Lachen auszubrechen. Als ich ihn später fragte, was er so Komisches zu Christina gesagt habe, sah er mich amüsiert an und erwiderte: „Kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten!“ Nach dem Bankett wurden vier Nobelpreisträger gebeten, dreißigminütige Reden zu halten. Mein Vater war der erste:

Ich werde oft gefragt, warum ich in einer sterbenden Sprache schreibe. Ich schreibe gerne über Geister und eine sterbende Sprache ist am besten geeignet, über Dämonen und Geister zu schreiben. Je toter die Sprache, umso lebendiger die Geister. Geister lieben die jiddische Sprache und, soweit ich weiß, sprechen sie sie auch. Ich glaube nicht nur an Dämonen und Geister, sondern auch an die Auferstehung. Ich bin sicher, dass eines Tages Millionen jiddisch sprechender Leichname aus ihren Gräbern auferstehen werden und dass ihre erste Frage sein wird: „Wie heißt das neueste jiddische Buch?“

Alle lächelten. Schweden sind an eisige, zurückhaltende, trockene Reden gewöhnt und hier war ein jüdischer Troll, der das Eis brach. Er fuhr fort:

Es gibt fünfhundert Gründe, warum ich angefangen habe, für Kinder zu schreiben. Um Zeit zu sparen, will ich hier nur zehn davon nennen.

Nummer 1: Kinder lesen Bücher, keine Zeitschriften. Kritiker sind ihnen einerlei.

Nummer 2: Kinder lesen nicht, um ihre Identität zu finden.

Nummer 3: Sie lesen nicht, um sich von Schuldgefühlen zu befreien, um ihren Durst nach Rebellion zu stillen oder Entfremdung loszuwerden.

Nummer 4: Sie haben nichts für Psychologie übrig.

Nummer 5: Sie verabscheuen Soziologie.

Nummer 6: Sie versuchen nicht, Kafka oder *Finnegan's Wake* zu verstehen.

Nummer 7: Sie glauben noch an Gott, die Familie, Engel, Teufel, Hexen, Kobolde, Logik, Klarheit, Zeichensetzung und anderes, das veraltet ist.

Nummer 8: Sie lieben interessante Geschichten, keine Kommentare, Ratgeber oder Fußnoten.

Nummer 9: Wenn ein Buch langweilig ist, gähnen sie ganz offen - ohne Scham und Furcht vor Autoritäten.

Nummer 10: Sie erwarten nicht von ihrem geliebten Schriftsteller, dass er die Menschheit erlöst. Da sie jung sind, wissen sie, dass das nicht in seiner Macht steht. Nur Erwachsene haben derartig kindische Illusionen.

Für alle anderen wurde es nun Zeit, sich im Ballsaal zu versammeln, nur die mit den „weißen Ansteckplaketten“ – die Familienangehörigen der Preisträger – wurden zu einem Treffen mit König und Königin in den Thronsaal eingeladen. Wir standen in einer Reihe; die Beamten in königlicher Livree erinnerten uns daran, dass wir uns tief vor Ihrer Hoheit verbeugen müssten. Mein Vater sah zum königlichen Paar hin und flüsterte mir ins Ohr: „Ist es zu glauben? Es ist ja noch hübscher als in Filmen!“

Der König sah müde aus, als er gleichgültig Hände schüttelte und höflich lächelte. Neben ihm stand ein Souffleur, der ihm

Einzelheiten sagte und ihn über die Familien und die zu erwartenden Fragen informierte.

Dann waren wir an der Reihe. Mein Vater verbeugte sich, ich machte es ihm nach und dann gab es ein unbehagliches Schweigen. Was um alles in der Welt sagt man zu einem König? Das hätte ich gerne gewusst. Unsere Zungen schienen gelähmt zu sein und sogar der König sah einen Hauch verlegen aus. Was hat ein schwedischer König zu einem jiddischen Schriftsteller zu sagen? Mein Vater war der erste, der sich sammelte, und sagte: „Euer Hoheit, ich bin sehr froh, dass ich hier bin.“

Der König: „Ja, gut, natürlich.“

Mein Vater: „Ich kann all das Wunderbare, das ich hier sehe, kaum fassen.“ Der König: „Ja, natürlich.“

Der Souffleur flüsterte dem König etwas zu und zeigte auf mich. Ihre Majestät nickte und sagte: „Ich höre, dass Sie und Ihr Sohn sich zwanzig Jahre lang nicht gesehen haben. Ja, das ist sehr interessant.“

Mein Vater: „Oh ja, das war vor einiger Zeit.“

Der König: „Ich habe gehört, dass Sie beide eine Geschichte über ihre Wiederbegegnung geschrieben haben.“

Ich: „Es gibt ein Buch mit zwei Beschreibungen dieser Begegnung.“

Mein Vater: „Ich werde meinen Sohn nicht noch einmal meine Geschichten mit seinen eigenen beantworten lassen.“

Der König: „Ja, natürlich.“ Schweigen.

Schließlich sagte mein Vater: „Ich bin sehr glücklich, dass Sie einen jiddischen Schriftsteller empfangen haben.“

Der König: „Ja, natürlich.“

Schweigen. Dann gab der Souffleur uns einen Wink: diese „aufregende“ Audienz sei beendet und eine weitere Familie kam an die Reihe.

Wir gingen in den Raum, der für wichtige Gäste reserviert war und wo Gläser mit Champagner angeboten wurden. Mein Vater sah müde aus und beschloss, auf den Rest der Feierlichkeiten zu verzichten. Er kehrte in sein Hotel zurück, während die Schweden ihre Kragenknöpfe öffneten, ihre Schlipse in die Tasche steckten und aufrührerisch zu Songs der Beatles tanzten. Ich nahm ja nicht nur als Sohn eines Nobelpreisträgers, sondern auch als Korrespondent der Zeitung *Al HaMischmar* an den Veranstaltungen teil. Diese Eigenschaft verhalf mir zu einem besonderen Erlebnis. Ehe ich darüber berichte, muss ich etwas ausholen:

Ein Journalist von *Dawar* hatte einige Jahre zuvor in unserem Kibbutz einen Vortrag gehalten. Nach vielen anderen Fragen, die im Anschluss daran gestellt wurden, fragte ich, welche Eigenschaften ein Journalist haben müsse und ob man den Beruf studieren könne. Der Journalist antwortete, Journalismus sei ein angeborenes Talent. Soweit er wisse, gebe es keine Fakultät für Journalismus in Israel. Die meisten Journalisten hätten nicht einmal die Oberschule abgeschlossen. Es sei ein „Bazillus“, mit dem man geboren werde. „Entweder du hast ihn oder du hast ihn nicht.“ Ein Journalist sei jemand mit viel Neugier und dem dafür nötigen Selbstvertrauen, eigenständige Meinungen zu äußern, die durchaus nicht immer akzeptiert würden. Ein Journalist müsse schnell Entscheidungen treffen können, um seine Gedanken deutlich auszudrücken und um ja nicht „den rechten Augenblick zu verpassen“, und er müsse eine gewisse Chuzpe besitzen, eben um diese große Gelegenheit nicht zu verpassen. Er veranschaulichte das, was er uns sagen wollte, mit einigen Beispielen. Das war meine erste Lektion in Journalismus.

Am Abend der Nobelpreisverleihung kamen wir ins Stockholmer Rathaus. Ein riesiges Publikum saß an sechzig langen Tischen, die für zwölfhundert geladene Gäste aufgestellt worden waren: Angehörige der Akademie und des Schwedischen Adels.

Um die Wahrheit zu sagen: meine Aufmerksamkeit galt an diesem Abend nicht vor allem dem glitzernden Ereignis an sich. Ich war in dem Frack halb erfroren, dinierende Leute umgaben mich und bei alledem war die Frage, die mich umtrieb: Wie könnte ich es anstellen, noch vor Mitternacht über die Veranstaltung zu berichten? Dann war nämlich Redaktionsschluss. Am Reportertisch sah ich Schmuël Schnitzer vom *Ma'ariw* und ich wusste, dass seine Zeitung erst zwischen zwei und vier Uhr Redaktionsschluss hatte, er hätte also genügend Zeit, um seinen Bericht zu übermitteln. Aber ich? Ein Journalisten-Spruch ist: „Wenn du da warst und nicht darüber berichtet hast, warst du nicht da.“ Vor meinem geistigen Auge sah ich in der morgigen Ausgabe von *Ma'ariw* die große Schlagzeile, die auf das dramatische Ereignis hinwies. Die anderen Zeitungen, die keinen eigenen Reporter hatten schicken können, würden sich mit den wenigen Zeilen aus den ausländischen Nachrichtenagenturen begnügen müssen. In meiner Fieberfantasie sah ich die Redakteure von *Al HaMischmar* und meine Reporterfreunde, wie sie auf Schmuël Schnitzers Artikel zeigten und vorwurfsvoll darüber sprachen, dass ich meine große Gelegenheit versäumt hätte.

„Was soll ich tun?“, frage ich mich besorgt.

Die Organisatoren hatten mich an einen prestigereichen Tisch gesetzt. Ich saß neben dem schwedischen Außenminister Hans Bliks und wir konversierten höflich. Ich entschuldigte mich ab und zu und wandte mich meinem Notizbuch zu, denn ich war eifrig darauf bedacht, anschauliche Einzelheiten aus den Ansprachen aufzuschreiben.

Ich sah mich verzweifelt um: Dutzende von Sicherheitsbeamten standen an den Wänden des Auditoriums und ließen ihre Blicke unaufhörlich über die vielen Zuschauer gleiten.

Hinten im Saal bemerkte ich eine kleine Tür. Ich fragte den Außenminister, wohin sie führe, und er sagte, manchmal bleibe

die königliche Familie bis in die frühen Morgenstunden im Rathaus und deshalb sei im zweiten Stockwerk für sie ein Schlafzimmer eingerichtet worden. Auch heute Abend sollte es benutzt werden. Wenn die königliche Familie über Nacht im Rathaus blieb, bereitete das den Sicherheitsbeamten buchstäblich Kopfschmerzen.

Eine Volkstanzgruppe in bunten Kostümen stürmte in wildem Tanz in den Saal und laute Musik begleitete ihre Aufführung.

Plötzlich stand ich von meinem Stuhl auf, entschuldigte mich bei dem Außenminister und ging auf die Tür in der Ferne zu. Ich ging mitten durch die Kreise einiger der Tänzer und um Reihen anderer Tänzer herum und brachte ihre Aufführung durcheinander. Niemand konnte sich vorstellen, was da über einen der Gäste gekommen sein mochte – noch dazu in Gegenwart der königlichen Familie. Ich ging mit sicherem Schritt wie ein Soldat der Golani-Brigade und niemand versuchte mich aufzuhalten. Mein Mund murmelte unaufhörlich: „Verpasse nur ja nicht den rechten Augenblick! Verpasse nur ja nicht den rechten Augenblick!“

Ich kam zur Tür, öffnete sie und ging die Treppe zum zweiten Stockwerk rauf. Ich klopfte an die erste Tür. Als niemand antwortete, öffnete ich sie und schon war ich im Schlafzimmer des Königspaares. Es war nicht der rechte Zeitpunkt, sich vom königlichen Bett oder seiner prachtvollen Überdecke beeindrucken zu lassen. Ich griff nach dem Telefon auf der Kommode und bat dringend darum, mit *Al HaMischmar* verbunden zu werden.

Zum Glück nahm die Frauen-Korrespondentin von *Al HaMischmar* Miriam Fankel (Miki) den Hörer ab und unser Gespräch verlief etwa folgendermaßen:

„Miriam, Ich bin im Schlafzimmer des Königs und der Königin von Schweden. Stell bitte keine Fragen. Ich werde dir diktieren

und du schreibst, so schnell du kannst mit, damit wir fertig sind, bevor mich die Sicherheitsleute erwischen.“

Sie lachte hysterisch auf und ich diktierte ihr, während sie immer wieder fragte: „Nimmst du mich auf den Arm?“

Etwa fünfundzwanzig Minuten später, als ich gerade den letzten Satz diktiert hatte, fühlte ich ein paar Hände auf meinen Schultern. Ich hatte eben noch Zeit zu sagen:

„Miriam, sie haben mich erwischt. Wirklich wichtig ist nur, dass du den Artikel hast.“



Israel Zamir: Stellvertretender Redakteur von Al HaMishmar

Die Sicherheitsleute waren überrascht, einen Fremden im königlichen Schlafzimmer anzutreffen. Ich versuchte zu erklären, ich sei ein israelischer Journalist. Das vergrößerte allerdings nur ihren Argwohn. Sie waren sicher, sie hätten einen verkleideten Terroristen erwischt. Einer von ihnen durchsuchte mich von oben bis unten auf Waffen, während sich ein anderer auf den Boden legte, um unter dem königlichen Bett nach Sprengstoff zu suchen. Einer sah auch in den Schrank.

Ich sagte ihnen, wer mein Vater war, aber sie hatten noch nie von ihm gehört. Sie alarmierten schnell den Leiter des Geheimdienstes. Alle waren sehr bestürzt und aufgeregt. Sie zogen Funkgeräte heraus und sprachen mit strengem Gesichtsausdruck hinein. Weitere Sicherheitsleute mit finsternen Gesichtern kamen im Minutentakt herein. Aus irgendeinem Grund blieb ich vollkommen ruhig. Ich hatte meine journalistische Aufgabe erfüllt und alles Übrige würde sich von selbst ergeben. Was könnten sie mir schon antun, mich ins Gefängnis bringen? Ich war schon in Tsrifin im Gefängnis Nummer Vier gewesen und die Bedingungen dort waren wahrscheinlich schlechter als die in Schweden sein würden.

Zwanzig Minuten oder vielleicht länger standen wir da. Zwei Sicherheitsleute hielten mich an den Armen fest und andere untersuchten das Badezimmer. Vor meinem inneren Auge konnte ich schon die Schlagzeilen in den Zeitungen morgen sehen: „Israelischer Terrorist im königlichen Schlafzimmer – Fehlschlag!“ Und die zweite Schlagzeile: „Sicherheitskandal mitten in der Nobelpreisfeier“.

In meiner Fantasie unterhielt ich mich mit den sensationellen Schlagzeilen, die in den morgigen Zeitungen noch die über die königliche Feier übertreffen würden. Mein Vater tat mir wegen der Unannehmlichkeiten leid, die ihm diese Sache bereiten würde. Plötzlich erschien der Leiter des Geheimdienstes – im Frack. Er war alarmiert und von dem Tanz, der unten im Saal stattfand, abberufen worden. Ich erklärte auf Englisch, wer ich

sei, und zog meinen Journalistenausweis von *Al HaMischmar* aus der Tasche. Der beeindruckte ihn allerdings überhaupt nicht. Sein Gesicht war blass und er sah erschrocken aus. Einige Minuten lang diskutierte er mit seinen Leuten und schwankte, was er tun sollte. Vielleicht stellte er sich vor, dass das das Ende seiner Karriere war. Alle Kommunikationsgeräte waren unten. Er schien fassungslos, nervös und in gewisser Weise hilflos. Er tat mir leid.

Plötzlich erinnerte ich mich, dass mir die Organisatoren der Feier, bevor wir zum Rathaus aufgebrochen waren, diese runde weiße Ansteckplakette an meiner Jacke hatten befestigen lassen. Die kennzeichnete mich als eine Person, die einem der Nobelpreisträger nahestand. Die Plakette bedeutete, dass ich das Recht hätte, König und Königin am Ende der Feier persönlich vorgestellt zu werden. Ich zeigte ihm die Plakette. Als er sie sah, hellte sich sein Gesicht auf und die Farbe kehrte in seine Wangen zurück. Sofort befahl er allen, den Raum zu verlassen. Als sie gegangen waren, hakte er mich unter, als wären wir alte Freunde. Zusammen stiegen wir Arm in Arm hinunter in den großen Saal und dort gingen wir beide an unseren jeweiligen Tisch.

Ein Journalist ist durch seinen Beruf Sklave des Redaktionsschlusses und seine ganze Welt dreht sich nur darum, dass er seinen Bericht rechtzeitig abliefern kann. Ich war für einen journalistischen Artikel bereit gewesen, ins Gefängnis zu gehen und den Preis zu zahlen.

Wann hätte je zuvor oder danach ein Journalist seiner Zeitung über eine Nobelpreisverleihung aus dem Schlafzimmer des königlichen Paares berichtet?

GERINGSCHÄTZUNG DES JIDDISCHEN

Das Leben meines Vaters war nach seiner Rückkehr aus Stockholm nicht mehr dasselbe wie davor. Er konnte nicht mehr die Tauben auf dem Broadway füttern, weil ihn alle Passanten nach den Bildern in den Zeitungen und im Fernsehen sofort erkannten. Sie sagten ihm, wie stolz sie auf ihn seien oder wie sehr ihnen seine Bücher gefielen. Er lächelte verlegen, dankte jedem persönlich und schien sich wirklich zu freuen. Er war aufrichtig glücklich, aus seiner jahrelangen Anonymität aufzutauchen. Der Ruhm machte ihn trunken. Er ging in den Straßen New Yorks umher wie ein Bräutigam an seinem Hochzeitstag – alle priesen ihn und gratulierten ihm.

Trotz den spontanen Feierlichkeiten, die jeden Tag für meinen Vater ausbrachen, versicherte er uns immer wieder, die Verleihung des Preises sei ihm nicht zu Kopfe gestiegen, sondern er behalte einen angemessenen Sinn für Proportionen. Er behauptete, er lasse sich von diesen äußerlichen Symbolen des Erfolges nicht beeindrucken. Es rührte mich zu hören, wie bescheiden mein Vater mit Natan Schacham, dem israelischen Kulturattaché in New York, sprach. Natan Schacham ging so weit zu sagen, die Schweden hätten meinen Vater nur allzu teilnahmsvoll empfangen. Sie verstünden seine Bücher, sagte Schacham. Seine Bücher seien einfach und klar und er wisse, dass jeder ihnen etwas für sich entnehmen könne. Wie alle nordischen Völker seien die Schweden nur leider ein kleines bisschen antisemitisch und es scheine ihnen zu gefallen, in seinen Büchern Diebe, Ehebrecher, Lügner, Zuhälter und andere einfach schmutzige Charaktere unter den Juden zu finden.

Im Herbst 1979 kam ich wieder nach New York und besuchte gleich meinen Vater. Als wir auf unserem Weg zum Mittagessen an einem Laden vorbeikamen, ging mein Vater rein, um

Vogelfutter zu kaufen. Der Besitzer freute sich, ihn zu sehen, wollte kein Geld für die Tüte mit Körnern annehmen und bat um ein Autogramm für seine Enkel. Aber die Zeiten, in denen mein Vater in aller Ruhe hatte Tauben füttern können, waren vorüber. Er streute die Körner in den Wind, aber die Tauben kamen wegen der vielen Leute, die sich um ihn versammelt hatten, nicht von ihren Dächern heruntergeflogen. Er hob, traurig über die Widerspenstigkeit der Tauben, den Kopf und ging weiter. Ständig hielten ihn Männer und Frauen auf der Straße an und baten ihn um ein Autogramm. Journalisten und Fotografen erschienen aus dem Nichts und hängten sich an ihn. Er grollte über diese Invasionen.

Das Telefon in seiner Wohnung hörte nicht auf zu klingeln. Alle, die er von früher kannte, meinten, auch er gehörten zum Fest und luden ihn zu sich nach Hause ein. Für diese Anrufer war der Gedanke, mit einem Nobelpreisträger zu Abend zu essen, einfach unwiderstehlich. Mein Vater verbrachte seine Zeit mit Zurückweisungen, Entschuldigungen und damit, ständig mit Rechtsanwälten konfrontiert zu sein. Er konnte nicht mehr schreiben und bat die Telefongesellschaft, seine Nummer aus dem Telefonbuch zu löschen. Bis dahin war er stolz darauf gewesen, dass jeder ihn anrufen und mit ihm sprechen konnte. Nun nicht mehr. Wenn er den Broadway entlang ging, war das mehr eine Last als ein Vergnügen. Die meiste Zeit zog er eine Schleppe von Schaulustigen hinter sich her. Manchmal sah er aus dem Fenster und entdeckte Fotografen und Fernseteams auf der anderen Straßenseite, die ihm auflauerten. Er gab seine täglichen Spaziergänge auf. Die Freiheit war vorbei. Wie ein Filmstar war er kein privater Bürger mehr und das machte ihn traurig.

Als ich eines Tages zu ihm kam, traf ich ihn dabei an, wie er im inneren Hof seines Wohngebäudes um den Streifen Gras dort ging. Er war nun wie ein Gefangener, der seine täglichen

Übungen macht. Ich leistete ihm Gesellschaft. Auf so kleinem Raum immer die Runde zu machen war erschöpfend und, da das Gewühl in den Straßen fehlte, langweilig. Einige Schaulustige standen am Tor des Gebäudes und sahen sich an, wie der elende Schriftsteller im Kreis ging. Der Portier hatte Anweisung, sie nicht einzulassen. Das war der Preis des Ruhms.

An einem Wochenende schlug ich meinem Vater vor, aus der Stadt rauszufahren, um seinen Bewunderern und den Medien zu entkommen. Ich dachte, es könnte interessant sein, Liberty, New York, zu besuchen. Es war die Stadt, in der *HaSchomer HaZa'ir* die Sommerlager abhielt. Der Gedanke gefiel ihm nicht besonders gut, aber da er einige Tage lang nicht aus dem Haus gekommen war, war er schließlich einverstanden.

Wir fanden das Sommerlager. Es war leer, weil Herbst war. Am Ende des Sommers waren die Studenten abgereist und hatten ein Durcheinander an Decken, zerrissenen Schlafsäcken, Büchern, Notizbüchern und verschiedenen Kleidungsstücken hinterlassen. Als wir umhergingen, hob mein Vater ein Buch vom Boden auf. Es war Howard Fast, *My Glorious Brothers*, ein Roman über den Makkabäeraufstand.

„Ich hatte gehofft, in einem Lager für jüdische Jugendliche etwas von Scholem Alejchem oder Agnon zu finden“, sagte er enttäuscht. „Meinst du, junge Leute lesen auch meine Bücher?“

Ich konnte ihm die Frage nicht beantworten. In einiger Entfernung entdeckte er einen roten Einband und dachte, er würde eines seiner Bücher erkennen. Er hob das Buch auf, es was Hermann Hesses *Narziss und Goldmund*. Ein Marienkäfer landete auf dem aufgeschlagenen Buch, und als seine Hand sich ihm näherte, breitete der Käfer seine Flügel aus und hüpfte auf seinen Finger.

„Glaubst du wirklich, ein so herrliches Geschöpf ist das Produkt der Evolution? Alles Gerede über ‚Urnebel‘ und ‚Urknall‘ ist

Unsinn. Von allen Ansichten über die Erschaffung der Welt ist die im Buch Genesis die richtigste“, sagte er. „Darwin und Karl Marx haben die Geheimnisse des Universums nicht entdeckt.“

Plötzlich tauchte der Lagerwächter auf. Er trug einen geflickten Overall und schwere Lederstiefel. Er war ein alter Bauer, klein und breitschultrig. Seine Nase war rot vom Trinken. Ich erinnerte mich an ihn vom Sommerlager her und wir freuten uns, einander zu sehen. Ich stellte ihn meinem Vater vor und hoffte im Geheimen, der Wächter hätte schon einmal von ihm gehört. Aber das hatte er nicht. Auch vom Nobelpreis hatte er nicht gehört. Er entschuldigte sich, er habe noch keine Zeit gehabt, den Dreck, den die „verwöhnten Kinder“ hinterlassen hatten, wegzuräumen. Meinem Vater gefiel es anscheinend auf dem Land.

Wir gingen zur nahe gelegenen Stadt und fanden schließlich sogar ein vegetarisches Restaurant. Der Ober war ein Mann in den Siebzigern und er sah meinen Vater prüfend an. Wieder eine Belästigung, dachte ich, einer, der meinen Vater erkannt hat und bald um ein Autogramm bitten wird. Ich zog schon einmal einen Stift heraus. Mein Vater sah ihn verstohlen an und dann rief er plötzlich auf Jiddisch: „Selig, was machst du denn hier?“

Der Ober sah meinen Vater an und brüllte voller Freude: „Isaak!“ Sie umarmten einander.

„Selig, erinnerst du dich: als wir acht oder neun waren, hast du zu mir gesagt: die Juden haben keine Zukunft und der sicherste Weg zum Überleben ist, wie die Gojim zu sein?“

„Natürlich erinnere ich mich“, sagte er. „Wir saßen in einem Baum, aber du wolltest nicht zum Christentum konvertieren. Und alleine hatte ich keine Lust.“

„Also hast du nicht konvertiert?“

„Was meinst du? Es war zu spät. Heute haben die Juden ihren eigenen Staat. Wozu soll man sich da noch assimilieren? Mein Sohn Isaak, weißt du, lebt in Tel Aviv und jedes Jahr fahre ich ihn besuchen“, sagte er stolz.

„Mein Sohn lebt auch in Israel, in einem Kibbuz“, sagte mein Vater und stellte mich vor. Die Zeit, bis wir gegessen hatten, verbrachten die beiden damit, die Vergangenheit wieder aufleben zu lassen.

Als ich nach Israel zurückkam, fragte mich der Staatspräsident Jitzchak Navon, ob mein Vater zu einem offiziellen Besuch kommen würde. Ministerpräsident Menachem Begin hatte ihn vor einiger Zeit im Fernsehen in New York beleidigt. Ich schlug Navon vor, meinen Vater einzuladen, aber ich war wegen Begins Beleidigung nicht sicher, ob mein Vater die Einladung annehmen würde. Zu meiner Überraschung nahm er sie an. Als die Nachricht von seinem Besuch bekannt wurde, schlossen sich viele dem Organisationskomitee an, darunter waren der Jüdische Weltkongress, das Scholem-Alejchem-Haus, die Jiddisch-Abteilung der Hebräischen Universität, Organisationen von Einwanderern aus Bilgoray und Radzumin, seine Freunde vom Schriftstellerklub in Warschau und noch viele weitere Gruppen. Unsere Aufgabe war es, die politische Arena zu umgehen und vor allem sollte der Besuch keine allzu große Belastung für einen älteren Autor sein. Aber als der Tag des Besuchs näherkam, wurde es immer schwieriger, alle Forderungen der verschiedenen Parteien und Gruppen unter einen Hut zu bringen. Einige Organisationen übergingen uns und schrieben direkt an meinen Vater: sie beschwerten sich bei ihm, wir würden sie diskriminieren.

Wir schickten ihm einen vorbereiteten Plan und er beklagte sich umgehend, dass das Komitee ihm keine Minute gelassen habe,

auch nur in aller Ruhe zu pinkeln. Er wollte Zeit haben, um seine Freunde zu sehen. Eine Woche, bevor es so weit war, fand er heraus, dass eine der Personen, die ihn willkommen heißen sollten, der Ministerpräsident Menachem Begin war, und sofort sagte er seinen Besuch ab. Er rief den Schriftsteller Natan Schacham an und bat ihn, den Präsidenten zu informieren, er werde nicht kommen. Präsident Navon bat mich, mich einzuschalten. Als ich das Büro des Präsidenten betrat, war er wütend. Er betrachtete die Weigerung meines Vaters als Beleidigung des Staates Israel. Ich rief meinen Vater vom Büro des Präsidenten aus an und versuchte ihn zu überreden, seine Meinung zu ändern, aber er blieb hartnäckig.

„Ich will dem Ministerpräsidenten nicht die Hand geben“, sagte er. „Vielleicht komme ich, wenn ihr einen anderen Ministerpräsidenten habt, einen, der nicht das Jiddische verachtet.“

Der ganze Konflikt ging auf eine schreckliche Konfrontation zwischen ihm und dem israelischen Ministerpräsidenten in New York zurück. Menachem Begin war ein paar Tage, bevor mein Vater nach Stockholm fahren sollte, gekommen und hatte gebeten, dass sie sich trafen. Zwar war mein Vater in großer Zeitnot, aber trotzdem erklärte er sich bereit. Er bat den Stab des Ministerpräsidenten, ihm einen Wagen zu schicken. Man sagte meinem Vater, er solle selbst für seinen Transport sorgen, was er natürlich als grobe Unhöflichkeit ansah. Ich drängte ihn, trotzdem zum Treffpunkt zu fahren, und bestellte ihm ein Taxi. Als mein Vater zurückkam, erzählte er Folgendes: Das Treffen hatte mit einem freundlichen Gespräch begonnen. Aber zur Überraschung meines Vaters sagte ihm Begin schon bald, dass Jiddisch nie wie Hebräisch sein werde. Es sei unmöglich, Soldaten in dieser Sprache Befehle zu geben. „Wie kann man eine Armee auf Jiddisch befehligen?“, hatte er gefragt. Mein Vater erwiderte, Jiddisch sei nicht dafür gedacht, dass man damit eine Armee befehlige, Jiddisch sei eine Sprache des

Friedens. Die Herabsetzung des Jiddischen kränkte meinen Vater. Und das gerade zu der Zeit, als Jiddisch dank ihm von der Welt anerkannt wurde. Er schätzte Jiddisch so sehr, dass er es für angemessen gehalten hatte, seine Rede in Stockholm in eben dieser Sprache zu eröffnen. Mein Vater hat Begin das niemals vergeben und tatsächlich kam er danach nie wieder nach Israel.

Zu Beginn des Libanesischen Krieges 1982 traf ich Ministerpräsident Begin. Wir waren im Norden, am „Gute-Nachbarn-Zaun“ nahe Metulla. Sobald er mich sah, fragte er mich: „Herr Zamir, wie geht es Ihrem Vater?“

„Gut“, antwortete ich.

„Ist er mir immer noch böse?“

„Herr Ministerpräsident, mein Vater wird, solange Sie Ministerpräsident sind, nicht nach Israel kommen.“

„Ihr Vater hat damals übertrieben empfindlich reagiert und er hat mich leider missverstanden, Herr Zamir. Sie sprechen zwar von einem wichtigen jiddischen Schriftsteller, aber der Staat Israel heute steht einem neuen historischen Zeitabschnitt gegenüber“, sagte er sehr feierlich. „Herr Zamir, wir sind im Begriff, die Landkarte des Nahen Ostens zu verändern. Wir machen einen Friedensvertrag mit einem weiteren arabischen Staat, mit dem Libanon, nachdem wir unser Teil getan haben, den Christen dort zur Regierung zu verhelfen.“

Er war sehr erregt und winkte den Panzerfahrern auf ihrem Weg nach Beirut.

DER GENERAL UND DER SCHRIFTSTELLER

In den achtziger Jahren lud mich mein Vater bei einem meiner Besuche in New York in das berühmte Grossinger-Hotel in den Catskills ein. Wir fuhren in einer Limousine dorthin und genossen eine unserer entspanntesten Reisen von der Bronx in den Norden.

„Hast du dich jemals gefragt, warum der Same dieses *einen* besonderen Baumes Wurzel geschlagen hat, während der Same, der nicht weit davon entfernt gefallen ist, unfruchtbar war? Haben nicht beide denselben Regen bekommen? Ist es nur ein Zufall?“, fragte er und zeigte auf einen großen Baum an der Straße. „Ein Same, der auf fruchtbaren Boden fällt, hat eine bessere Chance zu keimen als ein Same, der auf einen Felsen oder einen ausgetrockneten Boden fällt“, bot ich an.

Mein Vater schüttelte den Kopf. Rationale Begründungen hatten für ihn niemals großes Gewicht. Er beobachtete die Bäume. „Sie stehen aufrecht wie Kadetten bei einer Parade.“

„Kadetten bei einer Parade! Hast du irgendeine Vorstellung davon, wie ein Kadett aussieht? Ich wette, du hast niemals ein Spalier aus Kadetten gesehen“, sagte ich.

Er lachte und erzählte mir, dass er einmal zu einem Vortrag nach West Point eingeladen worden sei.

„Du in West Point?!“, unterbrach ich ihn. Das konnte ich mir nur mit Mühe vorstellen. „Was tut ein Jude wie du in einer Militärakademie? Dort kann es keine Leser jiddischer Bücher gegeben haben! Hat irgendeiner dieser Kadetten jemals etwas von deiner Arbeit gehört?“

Er erzählte mir das Folgende: Während der Fahrt In der Limousine, die ihn und Alma zu dem Vortrag brachte, kamen ihm Zweifel und er fragte sich die ganze Fahrt über: Worüber könnte ich mit diesen Gojim sprechen? Mein Vater hatte

überhaupt keine Erfahrung und auch keine Vorstellung von Waffen oder Militärprozeduren und er hatte nie auch nur ein Grundtraining absolviert. Ein Honorar von zweitausend Dollar „war damals nicht leicht zu bekommen“, sagte er zu mir und entschuldigte sich damit gewissermaßen.

Als sie zur Militärakademie kamen, war mein Vater beeindruckt, dass ihn ein General mit einem Dokortitel von Princeton begrüßte. Seine Familie war im neunzehnten Jahrhundert im Zuge von Glaubensverfolgungen nach Amerika gekommen. Seinen Befürchtungen zum Trotz war mein Vater bei dem Empfang gerührt und er dachte, dass nur in Amerika der Enkel eines Flüchtlings General werden konnte. In Europa hätte er in eine adlige Familie hineingeboren werden müssen, um beim Militär Karriere zu machen.

Mein Vater sagte, er sei sehr angespannt gewesen, als der General ihm mitgeteilt habe, dass die Studenten der Akademie zu seinen Ehren eine Parade abhalten würden. Würde das heißen, er hätte zu salutieren? fragte er nervös. Sein Gastgeber lachte und fragte meinen Vater, ob er jemals in einer Armee gedient habe und ob er jemals gelernt habe zu salutieren. Mein Vater schüttelte den Kopf und gestand dem General, dass er damals vor einigen Jahrzehnten in Polen, nachdem er einberufen worden war, einige Tage gefastet und gehofft habe, er werde nicht in die antisemitische Arme von Marschall Pilsudski eingezogen. Es hatte geklappt.

Später am Nachmittag begleitete der General meinen Vater und Alma zu einem riesigen Paradeplatz mit Soldaten und Kadetten in voller Uniform. Der General erklärte, dass die Kadettenuniformen am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts entworfen worden seien. Die Kadetten marschierten zur Musik einer Kapelle ein. Ihre polierten Schuhe und Schnallen glitzerten in der sinkenden Sonne. „Es war eine große Schau. Das Feld sah aus wie ein riesiges Schachbrett mit kleinen Soldaten, die zu

einem Krieg darauf angetreten waren“, erinnerte sich mein Vater.

Der General lud ihn ein, ihn auf den Paradeplatz zu begleiten. Die Kadetten setzten sich in Marsch. Der General sah meinen Vater an, der unsicher zu sein schien. „Herr Singer, bitte machen Sie sich keine Sorgen“, sagte der General und versuchte meinen Vater zu beruhigen.

„Da stand ich also, ein jüdischer Schlemihl am falschen Ort, einer, dem die blitzenden Schwerter vollkommen fremd waren, ich der Vertreter einer sterbenden Sprache, die hier niemandem irgendetwas bedeutete. Ich war wirklich verwirrt: die Kadetten-Einheiten, die an uns vorbeidefilierten, die uns auf Befehl die Gesichter zuwandten und scharf und rhythmisch grüßten. Da waren sie, diese ordentlichen, gutaussehenden, adretten jungen Amerikaner, die vor einem jiddischen Schriftsteller salutierten, der in diesem Augenblick nicht umhinkonnte zu denken: Bin ich wach? Geschieht mir das wirklich?“

Mein Vater schloss einen Augenblick lang die Augen und dann fuhr er fort: „Und als ich dort stand und alle Vorbeimarschierenden den Blick auf uns richteten, stand der religiöse Richter, mein Vater, Rabbi Mendel Pinchas vor meinem geistigen Auge zu meiner Rechten. Er trug einen Kaftan und seinen Feiertagshut mit Pelzrand, den *schtajml*. Er stand dort und sein widerspenstiger Bart und seine Schläfenlocken wehten im Wind. Er zitterte aus Angst vor den Behörden. Zu meiner Linken stand meine geistreiche und realistische Mutter Bath Scheba, sah sich das Ganze wie eine absurde Vision an und versuchte, nicht laut herauszulachen.“

Er wagte nicht, die Militärparade zu stören. Der alte Rabbi Pinchas stand aufrecht da und „versuchte vielleicht, so gut er konnte, einen aufrechten stolzen Juden zu verkörpern.“ In diesem Augenblick flüsterte der Princeton-Doktor ihm die Namen der Einheiten ins Ohr, die an ihnen vorbeidefilierten. Das

verstärkte noch sein Gefühl, unzeitgemäß und fehl am Platz zu sein. Die Parade nahm ohne Zwischenfall ein Ende und die Singers gingen gemeinsam mit dem General und einigen anderen Militärs zum gemeinsamen guten Abendessen.

Nach dem Abendessen wurden sie in den Vortragsaal geleitet. Mein Vater erzählte mir, dass er während seines gesamten Besuchs den General mit „Doktor“ anredete. Irgendwie wäre es ihm schwergefallen, das Wort „General“ auszusprechen. Der Vortrag verlief sehr gut. Er verlas den vorbereiteten Text, sah ab und zu vom Text auf und die Kadetten an, die steif dasaßen und ihn mit glasigen Augen ansahen. Sie hatten wahrscheinlich nicht die leiseste Ahnung von dem, worüber mein Vater sprach. Sie hielten ihre Kopfbedeckungen ordentlich auf den Knien und sahen ihn mit ausdruckslosen Gesichtern an. Manchmal glitt er in einige jüdische Scherze und war enttäuscht, dass sie nicht mit einem amüsierten Kichern darauf reagierten, wie sein Publikum es meist tat. Die Kadetten wussten natürlich nicht, dass sie ihn ebenso beängstigten und verwirrten wie er sie.

Der Vortrag endete. Dann folgte die übliche Frage-Antwort-Zeit. Mein Vater war gewöhnlich sehr scharfsinnig und seine Antworten waren in langen Jahren eingeschliffen. Einer fragte, wie der Held in *Feinde, die Geschichte einer Liebe* mit drei Frauen gleichzeitig leben können. Mein Vater war dankbar, dass jemand eines seiner Bücher gelesen hatte, und erklärte: „So etwas kann jedem von uns passieren.“ Ein anderer Kadett fragte ihn, was er über Israel denke. Mein Vater erwiderte Folgendes: Jahrhunderte lang hätten in Polen die Nichtjuden die Juden gehasst und ihnen gesagt, sie sollten doch nach Palästina gehen. Einige von ihnen hätten das getan, aber diese polnischen Juden waren, als sie nach Palästina kamen, dort durchaus nicht willkommen gewesen. Man forderte sie auf, ganz einfach nach Polen, Deutschland oder Spanien, dorthin, woher sie gekommen waren, zurückzugehen. Was hätten sie tun sollen? Wohin hätten sie gehen sollen? fragte mein Vater.

Dann geschah etwas Ungewöhnliches. Er wusste nicht, wie er den Auftritt beenden sollte. Er dachte einen Augenblick lang nach, hob den Kopf und rang um die richtigen Worte. Schließlich fiel ihm nichts Besseres ein als ihnen Frieden auf Erden und keine weiteren Kriege zu wünschen. Das war an diesem Ort sicherlich ein unangemessener Segen.

„Während meines Besuchs in West Point gab es für mich einige verwirrende Augenblicke.“ Im Gegensatz dazu, wie er sich in West Point gefühlt hatte, fühlte sich mein Vater im Grossinger, wo wir gerade saßen, unter den meist jiddisch sprechenden Juden sehr wohl.



Wappen von Westpoint

NEW YORK SPRICHT JIDDISCH

In Tel Aviv war für die Uraufführung des Films *Yentle* eine große Gala vorbereitet worden. Der Film basierte auf dem gleichnamigen Theaterstück meines Vaters. Diejenigen, die es sich leisten konnten, 250 Dollar für den Eintritt ins Kino und das Abendessen mit der Produzentin-Regisseurin-Drehbuchautorin-Schauspielerin-Sängerin Barbra Streisand zu zahlen, hatten sich in einem Kino in Tel Aviv versammelt. Ich nahm an der Veranstaltung teil, und als der Film vorüber war, wollte ich die Schauspielerin persönlich kennenlernen. Die Sicherheitswachleute waren grimmig und blockierten alle Gänge, die dorthin führten, wo sie sich aufhielt. Als ich einen der Wächter anflehte, mich durchzulassen, und ihm erklärte, mein Vater sei Bashevis Singer, stieß er mich beiseite und antwortete wütend: „Ich kenne keinen Bashevis. Elijahu ist der Einzige, der hier Befehle gibt.“ Das war’s also mit meinem Wunsch, einem realen Filmstar die Hand zu schütteln. Enttäuscht ging ich nach Hause.

Vom Theater hörte mein Vater zum ersten Mal als Kind, als er mit seinem Vater Reb Pinchas in die Synagoge in Warschau ging: „Dieses Haus ist eine Diebeshöhle.“ Sein Vater verzog verachtungsvoll das Gesicht und zeigte auf das Theater. „Hier wohnt das Böse. Sünder, schamlose Frauen und Schweinefleischesser gehen dorthin.“

Obwohl er sich danach sehnte zu sehen, was in der „Diebeshöhle“ geschah, setzte mein Vater erst mit vierundzwanzig Jahren einen Fuß in ein Theater. Er schnitt sich die Schläfenlocken ab und ging ins Jiddische Theater in Warschau. Dort wurden originale Stücke von Giganten der jiddischen Literatur wie Mendele Mojcher Sforim, Scholem Alejchem und I. L. Perez, dazu Klassiker des dramatischen Theaters wie Shakespeare, Strindberg und Ibsen gespielt. Seine erste wirklich bedeutende Begegnung mit dem Theater fand erst 1935 statt.

Auf seinem Weg von Polen nach Amerika machte er in Paris Halt und dort sah er eine Produktion von *Josche Kalb*, einem Stück, das auf dem Roman seines Bruders I. J. Singer basierte und in dem der berühmte jiddische Schauspieler Morris Schwartz [1889-1960] mitspielte.

Als er dann in die Vereinigten Staaten kam, war das Jiddische Theater im Niedergang begriffen. Die wenigsten jiddischen Autoren in Amerika schrieben für die Bühne und deshalb mussten Theaterbesitzer Texte aus dem Englischen übersetzen lassen oder sich mit „Schund“ zufriedengeben, wie mein Vater es ausdrückte. Im jiddischen Standardstück ging es um einen reichen alten Juden, der eine arme Jungfrau heiraten will. Ihr gequälter wahrer Liebhaber kann das Mädchen nicht aus den Klauen des alten Mannes befreien. Am Ende brennt das junge Paar durch, natürlich nach Amerika, ins Land der Freiheit und der Happy Ends. In einem anderen typischen Stück ging es um einen polnischen oder russischen Gutsbesitzer, der sich in ständigem Konflikt mit den orthodoxen Juden befand, die unter seinem Schutz standen. Den Juden gelang es, ihn so umzustimmen, dass sie vermeiden konnten, die Tora zu verletzen. Zu einem solchen Stück gehörten das Anzünden der Sabbat-Kerzen, das Segnen des Weins und die Ausführung weiterer jüdischer Riten. Juden, die erst kurz zuvor nach Amerika gekommen waren und denen ihr Shtetl fehlte, strömten nach einem Tag Knochenarbeit in den Ausbeuterbetrieben in Lower Manhattan ins jiddische Theater. Dort konnten sie vertraut mit ihren Erinnerungen verkehren.

Als mein Vater nach New York kam, gab sein Bruder ihm den Rat, wenn es ihm mit dem Stückeschreiben ganz ernst sei, solle er das besser schnell tun, weil das Jiddische Theater kurz vor seiner Auflösung stehe.

Ich wollte sehen, wo das Theater gewesen war, und mein Vater nahm mich zur unteren Zweite Straße im Zentrum mit. Ich sah dort ein heruntergekommenes Theater, das schmutzige Filme

zeigte. Ich warf einen Blick ins Innere: Der Gips fiel von den Wänden. Das war in den 1930er Jahren das Jiddische Theater gewesen, der Ort, an den Juden aus der ganzen Stadt zu ihrer Unterhaltung gekommen waren. Der Spirituosenladen neben dem Theater war einmal eine Cafeteria gewesen, in der Schauspieler und Publikum sich nach der Vorstellung getroffen hatten. Aber die Zeiten, in denen man im Zentrum New Yorks hauptsächlich jiddisch gesprochen hatte, waren längst vorbei. Ebenso wie das Jiddische Theater.

Wir standen dort und beobachteten die Säufer und die seltsame Mischung von Leuten um uns herum. Bettler zankten mit meinem Vater. Offensichtlich waren sie mit dem Vierteldollar, den er ihnen gegeben hatte, nicht zufrieden. Eine Heilsarmee-Kapelle irischer Frauen spielte Psalmen auf Trompeten und ein Prediger in prächtiger Kleidung drängte die Betrunkenen dazu, zu Jesus umzukehren. Sie hörten ihn stumpfsinnig an und warteten auf das Almosen, das ihnen ermöglichen würde, zurück in den Spirituosenladen zu gehen.

Das Theaterstück *Yentle* [nach der Erzählung *Jentl der Talmudstudent*] wurde im Jahre 1975 zuerst im O'Neill-Theater am Broadway aufgeführt: Damals war mein Vater einundsiebzig. Ich wollte wissen, warum er so lange gewartet hatte, und er erklärte mir, dass er die Erzählung *Yentle* wahrscheinlich niemals von sich aus zu einem Stück umgeschrieben hätte, wenn ihm das nicht Robert Kaplan vom Chelsea-Theater vorgeschlagen hätte.

Ein Theaterstück sollte gleich als Stück geschrieben werden, sagte er immer wieder, und nicht auf einer Erzählung basieren. Seiner Meinung nach verlor das Ganze bei seiner Umformung viel von seinem künstlerischen Wert. Die großen Dramatiker Shakespeare, Molière, Ibsen und Strindberg hatten ihre Werke von Anfang an als Theaterstücke verfasst. Dramatisieren einer Erzählung sei möglich, aber unmöglich sei es, ein Stück in eine Erzählung umzuwandeln.

„Man kann Hühnersuppe zu Rotebeete-Borschtsch verarbeiten, aber man kann Rotebeete-Borschtsch nicht zu Hühnersuppe verarbeiten“, pflegte meine Tante Jentle zu sagen.“

Obwohl mein Vater den größten Teil seines Lebens vom Theater fasziniert war, zögerte er doch, Stücke zu schreiben. Ein Stück verschaffte seinem Autor unvergleichlich höhere Tantiemen als Erzählungen, sagte er, und oft sprach er davon, er werde für die Bühne schreiben. Zwei Stücke meines Vaters waren *Schlemiel the First*, das auf den Geschichten von der Stadt Chelm basierte, und *Devil's Play*, das auf seinen „unsichtbaren“ Geschichten basierte. Sie wurden off-Broadway aufgeführt, aber sie hatten keinen Erfolg und wurden bald abgesetzt.

Die beiden Stücke *Yentl* und *Taibele und ihr Dämon* machten ihn jedoch berühmt. *Yentl* wurde später am Broadway gespielt und erlebte zweihundert Aufführungen. Die Schauspielerin Tova Feldshuh spielte *Yentl* und war sehr erfolgreich damit. Sie verband die Geschicklichkeit einer Frau mit ihrem großen Eifer, den Talmud zu studieren. Als der Theatererfolg meines Vaters den Leuten klarmachte, dass seine Geschichten für die Bühne adaptiert werden konnten, wurde er von vielen Theaterproduzenten belagert. Er verkaufte sowohl Bühnen- als auch Filmrechte seiner Bücher und Erzählungen und das stellte für ihn eine unerwartete zusätzliche Einkommensquelle dar.

Aber die Erfahrungen meines Vaters mit dem Film waren nicht unbedingt glücklich. Barbra Streisand hatte die Filmrechte für *Yentl* gekauft, aber sie wollte nichts von seinem Drehbuch wissen und schrieb ihr eigenes Script. Sie hatte viel für die Filmrechte bezahlt und deshalb dachte sie, sie könnte mit dem Originaltext machen, was sie wollte. Ihr Film war eine tiefe Enttäuschung für meinen Vater. Frau Streisand beherrschte die gesamte Produktion und es gelang ihr, in jeder Szene aufzutreten. Ihr ständiges Singen den ganzen Film hindurch ärgerte meinen Vater. „Wenn sie singen will, das ist ihr gutes Recht“, sagte er, „aber warum sollte *Yentl* darunter leiden

müssen?“ In der Geschichte meines Vaters ist Yentl kein Mädchen mit musikalischen Ambitionen, sondern eine Person, die die Tora studieren will, ein Mädchen mit der Seele eines Gelehrten. Und aus diesem Grund verkleidet sie sich und gibt sich als junger Mann aus. Streisands Yentl ist ein Mädchen, das das Glück sucht. Welches Glück? Amerika! Machte sie sich auf den Weg, um die Tora zu studieren? Wenn eine die Tora studieren will, dann sind die Jeschiwot von Polen und Litauen dafür besser geeignet.

„In dem Film ist zu viel Singen und zu wenig Tora“, kommentierte er niedergeschlagen. „Meine Yentl war nicht an der Frauenemanzipationsbewegung interessiert, die in den Vereinigten Staaten so populär ist, sie hat nicht einmal ihren BH verbrannt, denn sie hatte gar keinen.“ Auch über das Ende ärgerte er sich sehr: „Das ist, als würde ein Drehbuchschreiber Raskolnikow aus *Schuld und Sühne* an die New Yorker Börse statt nach Sibirien schicken. Oder man stelle sich Anna Karenina vor, die, statt Selbstmord zu begehen, einen Grundstücksmakler aus Chicago heiratet“, sagte er. „Und was soll Yentl in Amerika? Sie wird auf der Lower East Side wohnen und vierzehn Stunden am Tag in einem Ausbeuterbetrieb arbeiten, um zu überleben. Und wann wird sie die Tora studieren? Oder vielleicht meint Streisand, Yentle werde enden wie all die anderen Frauen in der Bronx, die jeden Dienstag ins Jüdische Zentrum gehen, um dort Bingo zu spielen? Das Ende des Films zeigt all seine Schwächen“, fuhr er fort. „Ihr persönliches Opfer und ihre Sehnsucht, die Tora zu studieren, wurden durch den amerikanischen Traum ersetzt.“ Er war sehr traurig darüber und beurteilte den Film als seicht und fantasielos – eine oberflächliche kommerzielle Musikkomödie. Er schrieb für die *New York Times* einen wütenden Artikel darüber. Es war vorhersehbar, dass Tausende ins Kino strömen würden, weil sie herauszufinden hofften, warum der Autor der Vorlage so wütend über den Film war.

Eine weitere Erfahrung mit dem Kino machte mein Vater mit dem Regisseur Paul Mazursky, der meinen Vater in Miami Beach besuchte, bevor er *Feinde, die Geschichte einer Liebe* verfilmte. Als Mazursky zu meinem Vater kam, saß mein Vater in einem Rollstuhl neben dem Schwimmbecken seines Wohnblocks und wirkte zerbrechlich. Mein Vater sah ihn unbeteiligt an und sagte ohne jede Einleitung: „Was Barbra Streisand *Yentle* angetan hat, hat mir gar nicht gefallen!“

Mazursky versprach, dass es in seinem Film keine Songs geben werde. Das beruhigte meinen Vater sehr. Dann zeigte der Regisseur meinem Vater Bilder der Schauspieler, die er engagiert hatte. Als mein Vater das Foto von Lena Olin sah, die für die Rolle der Mascha gecastet worden war, lächelte er und prophezeite, der Film werde ein Erfolg werden. Mazursky fragte meinen Vater: „Herr Singer, sind sie Herman?“

Er lächelte: „Wir alle sind Herman. In dem Augenblick, wenn ein Mann eine Frau heiratet, beginnt er bereits, sich nach einer Geliebten umzusehen.“

Der Herman meines Vaters ist tatsächlich ein Schürzenjäger, aber er ist auch ein Intellektueller, dessen Ansichten der Figur Tiefe verleihen und seine Gefühle erklären. In dem Buch ist er ein Mann, der von Alpträumen verfolgt wird, ein Opfer der Nazi-Gräueltaten auf der endlosen Suche nach dem Sinn des Lebens. Im Film verschwindet jedoch seine philosophische Lebensauffassung und er wird zu einem verfolgten Opfer, das vor seiner Frau zu seiner wollüstigen Geliebten und dann zurück zu seiner Frau Tamara flieht. Diese ist plötzlich aus der Hölle zurückgekommen. An einer Stelle im Buch sagt Herman:

Die Religionen haben gelogen. Die Philosophie war von Anfang an bankrott. Die leeren Versprechungen des Fortschritts waren nicht mehr als ein Spucken ins Gesicht der Märtyrer aller Generationen. Wenn Zeit nur eine Form der Anschauung oder eine Vernunftkategorie ist, ist die

Vergangenheit ebenso gegenwärtig wie das Heute ... Juden werden immer in Auschwitz verbrannt. Diejenigen, die nicht den Mut haben, ihrem Leben ein Ende zu machen, haben nur einen Ausweg: ihr Gewissen abtöten, ihr Gedächtnis unterdrücken, die letzte Spur Hoffnung auslöschen.

Solche Grübeleien werden im Film nicht ausgedrückt und ich denke, dass dadurch die Figur als oberflächlich erscheint.

Meinem Vater gefiel keiner der Filme, der nach einem seiner Bücher gemacht worden war. „Wenn einer ein Buch schreibt“, erklärte er, „hat er die vollkommene Herrschaft über den Text. Er entscheidet, was der Held sagen wird, was er anziehen wird, was er denken wird und wie viele Zeilen er jedem Problem widmet. Seine Arbeit ist in seiner Hand wie der Ton in den Händen des Töpfers. Aber wenn der Filmregisseur die Herrschaft über ein geschriebenes Werk übernimmt, verändert er es und gewöhnlich verkleinert er es auf das kleinste gemeinsame Vielfache, damit ein größtmögliches Publikum den Film ansehen geht.“

Er war überzeugt, dass alle Filme, die nach seinen Werken gemacht würden, schlecht werden würden. Daraus schloss er, dass seine Geschichten nicht in Filme umgestaltet werden könnten. Beim Filmen gehe ihr Wesen verloren. Mein Vater sah sich die Filmversion von *Feinde, die Geschichte einer Liebe* nicht an, weil seine Gesundheit es nicht zuließ.

Später fragte er mich, ob ich den Film *Der Zauberer von Lublin* gesehen hätte, der auf seinem Buch basiert. Ob ich mich erinnerte, wie das Buch endet? Ich stellte das Ende dar: Jascha Masor kehrt zum Glauben zurück und schließt sich in eine Zelle ein.

„Richtig. Und Erinnerst du dich auch, wie der Film endet?“

„Ja, ich erinnere mich.“

„Eine Sauerei!“ Er spuckte angeekelt aus.

GOTT IST DEM LEBEN GEGENÜBER UNFAIR

Im Sommer 1986 wohnte ich im Village Hotel nahe dem Washington Square. Den ganzen Tag über rannten Leute in den Park. Tausende joggtten tagaus tagein ohne Ende immer um den Platz herum. Mein Vater sagte, wenn er dreißig wäre, würde er sich ihnen zweifellos anschließen und wie alle anderen auch joggen. „Rennen ist Amerika in seiner besten Form.“ In einem seiner vielen Interviews wurde mein Vater einmal gefragt, was New York für ihn bedeute. Er antwortete mit einem einzigen Wort: „Hektik.“

Ich beschloss an einem Morgen, am Renn-Ritual um den Platz teilzunehmen. Ich fand es angenehm und bemerkte bald, dass ich hinter einem kleingewachsenen schwarzen Mann mit einem roten Band um die Stirn und einem großen Kreuzifix auf der Brust rannte. Ab und zu sah er sich misstrauisch um. Ganz gleich, ob er schneller oder langsamer lief, ich blieb ihm auf den Fersen. Nachdem wir einige Zeit um den Platz gelaufen waren, hielt er an und fragte unvermittelt: „Sir, wieso verfolgen Sie mich?“

„Was meinen Sie mit verfolgen?“

„Warum überholen Sie mich nicht, Herrgottnochmal, wenn ich langsamer laufe?“

Ich zuckte die Achseln und lächelte.

Er sah mich misstrauisch an, aber bald wurde ihm klar, dass ich nichts Böses im Sinn hatte. „OK, lassen Sie uns eine Pause machen und uns auf eine Bank setzen“, sagte er.

Bevor er sich setzte, zog er eine Rolle Papier aus der Tasche und breitete es auf der Bank aus. Das überraschte mich und das sagte ich ihm.

„Gott schickt Millionen AIDS-Keime hierher. Sehen Sie den Typen, der dort auf der Bank schläft?“ Er zeigte auf einen dünnen Burschen mit einem Bart, der mit einem Stück Pappe

und einem zerrissenen Schlafsack zugedeckt war. „Er ist mit AIDS infiziert. Seine Familie hat ihn rausgeworfen, damit er sie nicht ansteckt. Er lebt schon lange hier auf dem Platz, so lange, bis der Schöpfer seine Seele zu sich nehmen wird.“

Wir kamen ins Gespräch übers Laufen, darüber, was es für Körper und Seele tut. Dann fragte ich ihn nach seinem Privatleben: „Wie verdienen Sie Ihren Lebensunterhalt?“

Er sah mich an, leckte sich die Lippen und fragte: „Hey, Mann, sind Sie ein Bulle oder ein Detektiv oder sowas?“

„Natürlich nicht“, antwortete ich. „Ich bin nur interessiert, das ist alles.“

Er dachte einen Augenblick lang nach und war offensichtlich unsicher, ob er weitersprechen sollte oder nicht. Schließlich sagte er: „Ich werde es Ihnen erzählen, aber nur, wenn Sie mich nicht anzeigen, OK?“

„OK.“

„Am Tag studiere ich, um Pastor zu werden. Ich bin in meinem letzten Studienjahr an der theologischen Fakultät. Und am Abend bin ich Taschendieb.“ Er sah mich von oben bis unten an und fuhr fort: „Hey, Mann, steck deine Geldbörse nicht in die hintere Hosentasche. Nichts ist leichter, als sie dort rauszuziehen.“ Als er sprach, bewegten sich seine Finger wie von selbst. Ich war von seiner Offenheit beeindruckt.

„Widersprechen Ihre beiden Beschäftigungen oder Berufe einander nicht?“, fragte ich.

„Gott kennt mein Geschäft. Als Pastor bete ich viel und Er vergibt viel. Geben und nehmen. Manchmal gibt es ein Missverständnis wie in jeder guten Familie.“

„Mein Vater wurde vor Kurzem ausgeraubt“, sagte ich.

„Wo?“

„Am Broadway.“

„Hey, Mann, der Broadway ist sehr lang.“

„In der Nähe der 86. Straße.“

„Nicht mein Gebiet. Ich arbeite von der 14. Bis zur 23. Straße. Da ist viel los. Viele Supermärkte. Viel Arbeit.“

Später erzählte ich meinem Vater von dieser Begegnung und von der seltsamen Verbindung von irdischer und himmlischer Arbeit. Er lachte und sagte, dass alle großen Städte in der Welt unter den Mitgliedern der Unterwelt aufgeteilt seien. Auch in Warschau hatte jedes Viertel seine eigenen Orts-Diebe. Die Diebe von Gnoina und Krochmalna hatten sogar ihren besonderen Geruch nach Hering und Wodka.

„Wenn ich heute in diese Gegend geworfen würde, wüsste ich blindlings sofort, wo ich wäre. Auf dem Platz an der Krochmalna-Straße versammelten sich gewöhnlich viele Diebe, Spieler und Prostituierte. Jedes Viertel hatte seinen ‚Chef‘, eine Art von ‚Einer-der-in-seinem-Himmel-Frieden-schafft‘. Seine Entscheidungen waren unwiderruflich. New York, Moskau, London, Warschau, überall ist es dasselbe. Übrigens, du hast gesagt, dass der Schwarze, den du kennengelernt hast, im Zentrum arbeitet. Ich werde besser Alma warnen.“ Dann sagte er noch: „Gott hat Himmel und Erde geschaffen, damit wir uns nicht langweilen.“

Am folgenden Tag traf sich mein Vater mit Jelena Bonner, der Frau des russischen Naturwissenschaftlers, Nobelpreisträgers und Sowjetdissidenten Andrei Sacharow. Frau Bonner war wegen einer medizinischen Behandlung nach New York gekommen. Sie hatte einige Bücher und Erzählungen meines Vaters gelesen, die im sowjetischen Untergrund übersetzt und verbreitet worden waren. Er sagte, sie sehe sehr jüdisch aus. Sie erzählte meinem Vater, er habe in der Sowjetunion viele Bewunderer, und sie lobte seine Arbeit. Das war ihm etwas unangenehm, besonders als er hörte, dass sie sein Foto aus einer amerikanischen Zeitschrift ausgeschnitten und in ihrer Wohnung aufgehängt habe. Er war natürlich Komplimente

gewohnt, aber Jelena Bonners Worte gingen ihm besonders nah. Mein Vater hoffte, sie würden in der Sowjetunion nicht noch mehr Schlimmes zu leiden haben und sagte, er bitte Gott, sie zu beschützen. Ihm war die Bedeutung dieses denkwürdigen Besuchs bewusst.

Jelena Bonner fragte meinen Vater, ob er religiös sei. Ja, auf seine Weise, erwiderte er. Er befolge keine besondere Form der Religionsausübung. Er glaube an Gott und sei sicher, dass Gott jeden Augenblick unseres Lebens bei uns sei. Er erzählte ihr, er sei Vegetarier: „Es ist verboten, einen Menschen zu töten, für mich ist es auch verboten, einem Huhn den Hals umzudrehen“, sagte er. Sie erzählte, sie habe in Russland am Freitagabend oft ein jüdisches Festmahl von Obst und Gemüse zubereitet. Als sie und ihr Mann einmal ihr Essen genossen, hatte er sie lächelnd gefragt: „Willst du mich zu einem Isaac Bashevis Singer machen?“

Mein Vater bewunderte ihren Mann sehr und lobte ihn als außergewöhnlich tapferen Mann. Sacharow müsse ein Glaubender sein; hinter seinem Mut müsse ein leidenschaftlicher Glaube stehen. Ob es nun Glaube an Gott oder an Humanität oder an irgendetwas anderes sei, jedenfalls habe der große sowjetische Wissenschaftler wie ein Mann des Glaubens dafür gelebt. Allerdings missbilligte mein Vater den Glauben an Humanität und fand sie enttäuschend. „Von allen Lügen in der Welt ist Humanität die größte. Humanität dient nicht nur *einem* Idol, sondern *allen* Idolen. Sie alle waren ‚human‘: Mussolini, Hitler, Stalin“, schrieb er in seinem Roman *Der Büsser*.

Mein Vater bezeugte Jelena Bonner Hochachtung. Er betrachtete sie als einen wertvollen Menschen, als eine Frau des Handelns – und das sagte er ihr. Er dagegen sei nur ein Mann des Wortes, Handeln sei jedoch unendlich viel wichtiger als Worte. „Aber Worte sind Handlungen“, sagte sie. „Man weiß nicht, was zuerst kommt – das Wort oder die Tat.“ Sie sprachen

noch eine Weile, und als sie Abschied nahmen, versprach sie, dass sie ihn, wenn sie jemals wieder nach New York käme, besuchen würde.

„Wie kann jemand wie du behaupten, er glaube an Gott und gleichzeitig ein vollkommen säkulares Leben leben?“, fragte ich ihn immer wieder.

„Bei deinem Vater ist alles möglich“, antwortete Alma an seiner Stelle.

„Du musst wissen, wir waren schon vor diesem Leben auf dieser Welt“, sagte mein Vater und fing eine Fliege, die um eine Glühlampe flog, damit sie nicht verbrenne. „Denn, soweit es Gott angeht, hat es für Ihn keinen Sinn, eine Seele nur einmal in die Welt zu schicken. Vielleicht war ich in einer vorangegangenen Inkarnation irgendwo ein Rabbi. Denn es ist eine Tatsache, dass meine Zunge beständig Verse und Sprüche der *Weisen des gesegneten Gedächtnisses* hersagt, die ich auswendig kann, ohne sie jemals gelernt zu haben. Kannst du die Welt ohne Gott erklären? Immer wenn ich in Schwierigkeiten stecke, sehe ich zum Himmel auf und bete. Da ich die meiste Zeit in Schwierigkeiten stecke, höre ich nie mit dem Beten auf. Es sind keine üblichen Gebete aus dem Gebetbuch. Ein persönliches Gespräch zwischen mir und dem Schöpfer. Meist bitte ich Ihn um etwas, aber manchmal beklage ich mich auch. Ich habe Ihm oft gesagt, dass ich viele seiner Taten nicht richtig finde. Kein Tag vergeht ohne ein heftiges Gespräch zwischen uns. In vielen Fällen reagiert Er auf meine Gebete und gibt mir Antworten in meinem Kummer. Manchmal bleibt die Handlung einer meiner Geschichten stecken - wie ein Karren im Schlamm - und ich weiß nicht, wie ich sie herausbekommen soll. Ich falle auf die Knie, zögere, manchmal bete ich zu Ihm und plötzlich kommt eine himmlische Erleuchtung und der Karren gleitet aus dem sumpfigen Schlamm heraus. Der Glaube, der Mensch wäre Herr seines Schicksals, ist mir so fern wie der Osten vom Westen. Gott schweigt, er spricht in Taten.

Und wir auf der Erde müssen Seine Geheimnisse enträtseln. Wir sehnen uns ebenso nach Glauben, wie wir uns nach Sex sehnen. Unsere große Hoffnung ist die göttliche Gabe des freien Willens. Ich vermute, dieser Dieb, den du am Washington-Patz kennengelernt hast, wird eines Tages vor Gericht kommen und vor seinem Schicksal stehen.“

„Ebenso wie du unterscheidet er zwischen seinem Glauben an den Schöpfer der Welt einerseits und dem täglichen Leben andererseits.“

„Ich bestehle niemanden.“

„Das habe ich auch nicht behauptet. Und doch kann ich deinen Gott nicht verstehen – einen Gott, der den Holocaust ignoriert hat. So viele Chassidim und Heilige wurden für kein Verbrechen, das sie begangen hätten, in die Gaskammern geführt. Und als sie dorthin gingen, rezitierten sie *schma jisrael*, höre, Israel, das jüdische Glaubensbekenntnis.“

„Sohn, wir können nicht alles verstehen. Offenbar verspricht Gott, aber er beeilt sich nicht damit, Sein Wort einzulösen. Er hat den Juden das Land Israel versprochen und es hat etwa zweitausend Jahre gedauert, bis das Volk das Land bekommen hat. Von Seinem Standpunkt aus mag das ja nicht sehr lange gewesen sein. Ich habe dir oft gesagt, dass ich, obwohl ich an Gott glaube und Seine göttliche Weisheit bewundere, Ihn doch nicht für Seine Gnade preisen kann. Manchmal möchte ich auf die Straße gehen und mit einem großen Plakat gegen Gott demonstrieren. Auf dem Plakat sollte stehen: Gott ist unfair zum Leben! Alle Probleme eines Glaubens an Gott können auf die eine Frage reduziert werden: Warum gibt es Leiden? Und die Antwort ist, dass es ohne Leiden keinen Glauben gäbe.“

An diese Worte erinnerte ich mich vier Jahre später, als meine Frau und ich in die Sowjetunion geschickt wurden, um in Lwów Hebräisch zu unterrichten. Als wir zurückkamen, erzählte ich meinem Vater von Russland, wo die Religionen abgeschafft

worden waren, wo Kirchen in Jugendklubs und Synagogen in Lagerräume umgewandelt worden waren. Trotz mehr als siebenzig Jahren kommunistischer Gehirnwäsche ist der religiöse Glaube in Russland schließlich wieder im Aufsteigen begriffen und viele Menschen kehren in die Kirchen zurück.

„Als wir nach Lwów kamen, stand die große Synagoge noch ganz verlassen da. Länger als fünfzig Jahre war sie als Lagerraum für Flaschen benutzt worden. Damals hatte man alles getan, was man konnte, um die jüdische Religion auszulöschen. Zydowska Ulica, ‚Judenstraße‘, war in Serispkaya Ulica umbenannt worden. Am Eingang zur Rapaport-Jüdischen-Entbindungsklinik war eine Statue des antisemitischen ukrainischen Dichters Schbchanko errichtet worden. Keine der werdenden sowjetischen Mütter hat je erfahren, dass es ursprünglich ein jüdisches Krankenhaus gewesen war.“

„Dieses Land kann nicht lange bestehen“, prophezeite mein Vater. „Wie lange kann man ein Volk unterdrücken und ihm seine kulturellen und spirituellen Kleinodien stehlen? Man kann Glauben nicht ausrotten.“

Wir waren nach Brody gefahren, erzählte ich ihm, wo [im 18. Jahrhundert] der Vier-Länder-Rat [der wichtige Gerichts- und Verwaltungsrats der Juden in Polen-Litauen] zusammengekommen war und wo zwei Drittel der Einwohner Juden gewesen waren.

„Brody war eine sehr berühmte jüdische Stadt“, sagte mein Vater. „Sind dort Juden übrig geblieben?“

„Ich habe Passanten gefragt, ob es Juden in der Stadt gebe, und einer erinnerte sich an den Markt-Krämer Semjon Semjonowitsch – den letzten Juden in Brody.“

Semjon war recht gerührt, als wir zu ihm kamen. Er hatte noch keine Juden aus Israel kennengelernt. Er war in Brody geboren, war nach Osten geflohen und in die Rote Armee eingetreten, als der Zweite Weltkrieg ausbrach. Als er bei Kriegsende

zurückkam, fand er keinen einzigen Juden mehr in der Stadt. Er entdeckte den Grabstein seiner Mutter auf dem jüdischen Friedhof. Schließlich heiratete er, bekam einen Sohn und lebte wie alle anderen in einer überfüllten Wohnung. All die Jahre hatte er eine Tora-Rolle in seinem Kleiderschrank verborgen. Die Rolle war teilweise verbrannt, als die Deutschen die Synagoge in Brand gesteckt hatten. Ein ukrainischer Freund hatte sie gefunden und ihm gegeben. Nachdem er sorgfältig nachgesehen hatte, um sicher zu sein, dass die Tür abgeschlossen war und die Fensterläden verrammelt waren, zog er eine Rolle mit angebrannten Ecken aus dem Schrank. Mit zitternden Händen entrollte er sie und küsste sie. Ich sah Tränen in seinen Augen.

„Das ist alles, was vom Judentum in Brody übrig geblieben ist“, sagte er.

Mein Vater schüttelte traurig den Kopf. Ich sprach nicht weiter; wir schwiegen beide. „Semjon bat uns, mit ihm zum alten jüdischen Friedhof zu gehen“, fuhr ich schließlich fort. „Auf dem Weg zeigte er auf ein großes Haus, das einmal das jüdische Theater gewesen war. Das war nun das Altersheim und dort drüben war die Synagoge, in der der berühmte Rabbi aus *Tewje der Milchiker* betete. Tewje begehrt auf gegen sein Schicksal, gegen das Elend und gegen seinen Gott. Er ist ein moderner Hiob, ein Mensch, der gegen Aussichtslosigkeit und Hoffnungslosigkeit anlebt. Wir fanden keine Spur von der jüdischen Gemeinde in Brody. Der Friedhof war auf einem Hügel vor der Stadt. Im Mai 1943 wurden etwa zwanzigtausend Juden aus Brody gesammelt und in Vernichtungslager geschickt. Semjon führte uns zum Grab seiner Mutter, fegte die trockenen Blätter vom Grabstein und rezitierte das Kaddisch. Er sah sich um, als ob er fürchte, die Steine würden ihn hören. Jahre lang hatte er aus Furcht vor den Ukrainern nicht gewagt, das Grab seiner Mutter zu besuchen. Ab und zu unterbrach er das Gebet, weil er so gerührt war. Der Friedhof ist mit Unkraut übersät, auf den

Steinen wächst Moos und die Inschriften sind verwaschen. Die Steine sinken ein und niemand richtet sie wieder auf. Der Friedhof selbst wird begraben“, schloss ich meinen Bericht.

Mein Vater erwiderte: „Die Pogrome von 1648 und 1649 sind mir vertraut. Ich habe oft gesagt, dass Gott während des Holocaust gleichgültig war, er saß, umgeben von seinen Engeln, die laute Hymnen zu sangen, um ihn zu preisen und zu verherrlichen, in seinem Siebenten Himmel. Die Juden schrien aus den Öfen, den Krematorien, aber Er hörte nicht. Während er Lob und Preis bekam, bekamen wir die Gaskammern.“



DEN EINWANDERERN EHRE BEZEIGEN

Wir waren im Sommer des Jahres 1986. Der Tag war der 4. Juli. Zum Gedenken des hundertsten Geburtstags der Freiheitsstatue, des Symbols der Einwanderung in dieses Land, wurden in ganz New York Feierlichkeiten abgehalten. Wie so vieles in Amerika wurde auch diese Feierlichkeit zum Geschäft gemacht. Überall in der Stadt sah man Leute mit Kränzen aus Plastik auf dem Kopf, die Lady Libertys Krone vorstellen sollten. Baumwollhemden, Jeans, Jacken – alles trug das Logo der Statue. In Bäckereien fand ich sogar Brötchen in Form der Statue. Das Gedicht der jüdischen Autorin Emma Lazarus auf dem Sockel der Freiheitsstatue war in ein Gedudel verwandelt worden und wurde unaufhörlich im Radio und im Fernsehen abgespielt. [*“Give me your tired, your poor/ Your huddled masses yearning to breathe free” („Gebt mir eure Müden, eure Armen/ Eure geknechteten Massen, die sich danach sehnen, frei zu atmen“)*] Das Weiße Haus wollte ein Dutzend Einwanderer für „ihren einzigartigen Beitrag für die Vereinigten Staaten von Amerika“ ehren. Aber der Bürgermeister von New York Ed Koch meinte, eine so geringe Anzahl würde die Wellen von Einwanderern, die an den Strand dieses Kontinents geschlagen waren, oder auch nur die bedeutenden Flüchtlinge in New York nicht angemessen repräsentieren, und deshalb beschloss er, seine eigene Extra-Zeremonie abzuhalten.

Macy's [eines der größten Warenhäuser der Welt] ließ eine enorme Anzeige in der *New York Times* erscheinen (man sagte mir, jedes Ereignis in Amerika muss einen Sponsor haben), in der angekündigt wurde, dass die Stadt siebenundachtzig berühmte amerikanische Bürger ehren werde, die aus fünfzig Ländern eingewandert waren:



The writer Isaac Bashevis Singer in 1987 in Miami Beach, where he spent the winter. (Photograph by Richard Nagler)

„Me fregt mich oft, far woß schrajbste jiddisch? Doß is majn schprach. In der dosiker schprach wil ich gewinen oder farlirn.“

„Sie haben hier eine warme Heimstätte gefunden und sie schmücken die Stadt und verbessern ihre Qualität – ein Muster und ein Leitbild der hohen Bedeutung von Freiheit.“ Einer der geehrten Gäste war mein Vater und er lud mich ein mitzukommen.

Es war Juli und New York war sehr heiß. Die Zeremonie wurde am Südzipfel von Manhattan in der Nähe des Battery-Parks beim Standort des US-Marine-Ehrenmals für die gefallenen Seeleute abgehalten. Für die US-Marine war diese Zeremonie von großer Bedeutung.

Ein Kadett begleitete meinen Vater zur Tribüne für die Ehrengäste, während eine Militärkapelle laut ihre Märsche spielte. Die Familien saßen unterhalb der Tribüne. In der brennenden Sonne schwitzten die ehemaligen Einwanderer heftig und wischten sich den Schweiß von den Gesichtern. Sie freudeten sich schnell miteinander an und alle plauderten liebenswürdig. Aber mein Vater blieb aus irgendeinem Grund für sich – wahrscheinlich wegen der Hitze – und wechselte kein Wort mit irgendjemandem.

Zu den Ehrengästen gehörten Honoratioren wie der Science-Fiktion-Autor Isaak Asimov, Filmregisseur und Schriftsteller Elia Kazan, der australische Zeitungs-Magnat Rupert Murdoch, die irische Schauspielerin Maureen O’Hara, der irisch-mexikanische Schauspieler Anthony Quinn und der blinde indische Schriftsteller Ved Mehta.

Als der Pianist den Anfang der Nationalhymne *Das sternbesetzte Banner* spielte, erhoben sich alle. Ed Koch legte die Hand aufs Herz, Fahnen flogen, Schwerter wurden aus der Scheide gezogen und funkelten im hellen Sonnenlicht. Wir warteten alle darauf, dass das Singen anfangen sollte, aber dann wurde entdeckt, dass die berühmte Opernsängerin Kiri Te Kanawa noch nicht da war. Sie war nirgendwo in Sicht. Das Mikrophon stand einsam da. Der Pianist hinter der Bühne dachte,

die Sängerin hätte die Eingangstakte nicht gehört, und wiederholte sie immer wieder aufs Neue. Niemand hatte sich die Mühe gemacht, ihm zu sagen, dass die Sängerin noch nicht aufgetaucht war. Einige lange heiße Augenblicke verstrichen. Leute rannten hin und her. Der Bürgermeister wedelte nervös mit den Armen und gab seinen Assistenten Anweisungen. Das Publikum, das aufgestanden war, setzte sich wieder.

Das war wieder einmal typisch Amerika, dachte ich: wie aus dem Ei gepellt, bis ins letzte Detail vorbereitet und dann klappt es nicht. Weit in der Ferne stand – rein und leuchtend, als wäre sie gerade dem Bad entstiegen, die hundertjährige Lady Liberty. Vielleicht lächelte sie leise über das Durcheinander. Es war eine Feier für Einwanderer und die waren ja schließlich weder für ihre Ordnung noch für ihre Genauigkeit bekannt.

Etwa eine halbe Stundespäter erschien Kiri Te Kanawa endlich. Ohne auf die Eingangstakte des Klaviers zu warten, stürzte sie sich auf das Mikrofon und schmetterte *fortissimo* die Nationalhymne. Alle rappelten sich hoch. Die Offiziere salutierten, die Kadetten zogen wieder ihre Schwerter, die Politiker legten sich wieder die Hand aufs Herz und alle stimmten in den Gesang ein.

Bürgermeister Ed Koch ging zum Mikrofon: „Sehen Sie? Es gab eine Panne. Die Sängerin steckte im Stau, aber am Ende klappte alles, weil wir in Amerika am Ende immer Erfolg haben, so ist es eben in Amerika!“, rief er aufgeregt. Die Sonne brannte und die geehrten Gäste murrten und stöhnten. Ein Verkehrsstau hatte das bis in alle Einzelheiten geplante Programm durchkreuzt. Der Zeitplan war vollkommen durcheinandergeraten. Der Bürgermeister verkürzte seine Willkommensrede; auf seine Eingangsworte verzichtete er aber dennoch nicht:

Verehrte Gäste, als Bürgermeister von New York regiere ich über mehr Juden, als es in Jerusalem gibt, über mehr Schwarze, als es in Nairobi gibt, über mehr Iren, als es in

Dublin gibt, über mehr Portorikaner, als es in San Juan gibt, und über mehr Italiener, als es in Florenz gibt. Wenn Sie in New York leben und Ihnen Ihre Heimatstadt fehlt, bedeutet das nicht, dass Sie hier fremd wären, sondern nur, dass Sie im falschen Stadtteil wohnen.

Lächeln und Applaus. Es war Mittag und die Sonne briet uns erbarmungslos. Die Menge wurde ungeduldig. Ich sah meinen Vater an. Sein hellhäutiges Gesicht glänzte von Schweiß. Sein Kopf war auf die Brust gesunken, als wäre er eingeschlafen. Er war sicher, er werde für irgendeine Sünde gestraft und Satan habe ihn in einen Ofen gesperrt, in dem zu verbrennen er verdammt sei, sagte er später. Mein Vater wusste, dass Satan die Arbeit für den Heiligen-gepriesen-sei-Er tat, und er saß da und erwartete sein Schicksal still und geläutert.

Schließlich kam der große Augenblick: Die Geehrten sollten mit Medaillen belohnt werden. Die Namen der Personen wurden verlesen und einige Matrosen in Marineblau-und-Weiß marschierten zu den Geehrten, grüßten sie und hängten ihnen die Medaillen um den Hals. Alle applaudierten. Die Namen der siebenundachtzig wurden verlesen und die Marinemannschaft arbeitete schnell und effektiv. Als die Marinekadetten meinen Vater grüßten, war er gerührt – sie grüßten *ihn*, den Vertreter des Schtetls! Einer der Kadetten hängte ihm die Medaille um den Hals und er strahlte vor Freude.

Alles hätte ein gutes Ende genommen, wenn nicht einer der Ausgezeichneten beim genauen Betrachten seiner Medaille bemerkt hätte, dass dort der Name eines anderen eingraviert war. Er eilte zum Mikrofon und machte den Fehler bekannt. Alle nahmen ihre Medaillen ab und entdeckten, dass sich niemand die Mühe gemacht hatte, die Namen auf den Medaillen mit denen der Personen abzugleichen. Die Geehrten rannten auf dem Podest hin und her, riefen einander etwas zu und versuchten die Dinge ins rechte Lot zu bringen. Mitten in diesem Aufruhr brach ein Chor in ein Lied aus. Feuerwerk wurde

in den hellen Himmel geschossen. Es sah aus wie Funken eines Signalfeuers. Ein Zeppelin stieg in den Himmel, auf dem in riesigen Buchstaben *Coca Cola* stand. Es verdeckte für einen Augenblick die Sonne und alle seufzten kurz erleichtert auf.

„Gebt mir eure müde, eure arme Coca Cola“, rezitierte jemand hinter mir und parodierte damit Emma Lazarus' Gedicht auf dem Sockel der Freiheitsstatue.

Der Zeremonienmeister war verwirrt und bat alle, sie möchten ihm freundlicherweise die Medaillen zurückgeben, er werde sie dann neu verteilen. Die dampfende Versammlung bewegte sich nicht; die Leute schienen mit Schweiß an ihre Stühle festgeklebt zu sein. Als der Chor dann weitersang, machten sich die geehrten Gäste auf den Heimweg.

Mein Vater war über die Verwechslung anscheinend nicht traurig. Er nahm die Medaille, sah auf den Namen – Liv Ullmann – und lachte. Er sei ein Fan von ihr, sagte er, und er denke, sie sei schön. Er legte die Medaille in sein Archiv. Das war ein Zimmer, in das er nach dem Zufallsprinzip alles warf – Bücher, Zeitungen, Ehrungen, Ehrendoktorate und Medaillen. (Ich brachte ihm einmal eine Urkunde und ein Messingtablett, auf dem er „Ehrenmitglied des Diaspora-Museums“ in Tel Aviv genannt wurde. Er sah es an und bat mich: „Bring's auf den Boden.“ Die Wohnung hatte keinen Boden. Mit Boden meinte er, wie wir alle wussten, das chaotische Hinterzimmer. Er nahm an, nach seinem Tod würden alle seine Schätze dort entdeckt werden.)

Als wir die Versammlung verließen, schüttelte Ed Koch meinem Vater herzlich die Hand, umarmte ihn und sagte: „Herr Singer, es ist mir eine Ehre und ein Vergnügen, dass Sie als Bewohner unserer Stadt die Zeremonie mit Ihrer Gegenwart beehrt haben. Es gab einige Schwierigkeiten, aber dadurch haben wir uns die Freude nicht verderben lassen. Präsident Reagan lädt ein

Dutzend bekannter Einwanderer ins Weiße Haus ein und meiner Ansicht nach sollten Sie der Erste sein, der eingeladen wird.“

Offensichtlich erfreut lächelte mein Vater und erwiderte: „Herr Bürgermeister, ich danke Ihnen, aber ich habe nicht den Wunsch, nach Washington zu reisen. Ihre Medaille als die eines jüdischen Bürgermeisters, der Jiddisch spricht und kennt, ist mir unendlich viel wichtiger als die Medaille eines Gojs aus dem Westen.“

Als wir wieder in seiner Wohnung waren und uns im klimatisierten Wohnzimmer abgekühlt hatten, wollte ich gerne wissen, was er von der Zeremonie hielt – abgesehen davon, dass wir alle unter der Hitze gelitten hatten.

„Vielleicht wirst du mir nicht glauben, aber die Freiheitsstatue brachte mich in meine Kindheit und in die ersten Tage auf diesem Kontinent zurück.“

Damals in Polen, als er ein Kind war, las seine Mutter denen, die nicht lesen konnten, Briefe aus Amerika vor und dabei hörte er immer zu. In vielen der Briefe wurde die Freiheitsstatue erwähnt, außerdem die üblen Einwanderungsbeamten, die die auf Ellis Island Angekommenen befragten und mit ihnen jiddisch sprachen, die Ausbeuterbetriebe und die übrigen Schwierigkeiten. Als Kind wusste er nicht, was „Statue“ bedeutete. Er sagte mir, dass er in seiner Fantasie oft nach Amerika gereist sei. Dort führte er lange Gespräche mit der Statue – sie sprach jiddisch. Für ihn verkörperte die Statue Licht und Freiheit. Die Einwanderer liebten *Lady Liberty* und glaubten, solange sie dort stehe, gebe es Hoffnung für die Müden und die Armen.

Während der Zeremonie hatte mein Vater ab und zu zärtlich zur Statue hingeblickt. Er bedachte auch, dass Amerika kein „Schmelztiegel“ geworden war. Er dachte über die jüdischen Immigranten der ersten Generation nach. Sie wollten, in der Bemühung, sich besser zu assimilieren, ihre Vergangenheit und ihr Erbe ablegen. Darum hatten viele ihre Namen verkürzt und

sich von den Synagogen ferngehalten. Die zweite und dritte Generation verstand, dass nichts gewonnen war, wenn man die Vergangenheit ausradierte. Sie kehrten zu ihrer Sprache und Kultur zurück. Er wusste auch, dass viele von ihnen seine Bücher lasen.

Als mein Vater nach Amerika kam, stand er wie so viele andere Einwanderer vor der Frage, wie er seinen Lebensunterhalt verdienen sollte. Sein Touristenvisum musste alle sechs Monate erneuert werden und er lebte in der ständigen Gefahr, abgeschoben zu werden. Alles verfiel sich „in den Netzen der Bürokratie und der Kalender wurde völlig durcheinandergebracht“, sagte er, „ebenso wie die Zeremonie des Bürgermeisters“. Die Einwanderungsquote für Polen war erfüllt und es war für ihn unmöglich, ein Dauervisum zu bekommen. Ein jüdischer Rechtsanwalt schlug ihm vor, nach Detroit zu fahren, illegal die Grenze nach Windsor in Kanada zu überschreiten und dort ein Visum zu beantragen. Aber keines der beiden Länder war darauf aus, seinem Ansuchen stattzugeben. Er blieb im damals heißen Sommer in New York und bereitete Papiere und Antworten vor, die er beim Erscheinen vor den amerikanischen Einwanderungsbeamten bereithalten sollte.

„Damals war ich einer der ‚Müden und Armen‘, die das Gedicht auf dem Sockel der Freiheitsstatue einlud“, sagte er. In jenem heißen Sommer zahlte er jeden Tag fünf Cent für die Fahrt mit der Staten-Island-Fähre, um sich abzukühlen. Er erinnerte sich liebevoll an die Brise vom Meer, die ihn damals erfrischt hatte, und heute hatte er gehofft, derselbe Wind werde auch während der Zeremonie wehen.

„Wenn ich damals auf dem Schiff war, dachte ich über den Widerspruch zwischen der Situation des Menschen und seinen Gesetzen nach. Der Gedanke, dass ich einmal die Freiheitsstatue zum letzten Mal sehen würde, dass ich aus diesem Land abgeschoben würde, bereitete mir Angst und Albträume. Ich kann die Ängste dieses heißen Sommers nicht vergessen. An

alles das dachte ich während der Zeremonie. Vielleicht unterstützte mich die heiße Sonne auf ihre eigene Weise dabei.“

Das Telefon läutete. Es war eine Angestellte des Bürgermeisters, die sich im Namen ihres Chefs noch einmal für das Durcheinander bei der Zeremonie entschuldigte. Mein Vater lächelte und versicherte ihr, ein Durcheinander sei durchaus annehmbar und manchmal sogar gut.



Foto: IvHei

DAS LETZTE ABENDESSEN

Nach zweijähriger Abwesenheit kam ich 1988 wieder nach New York und fand meinen Vater im Halbschlaf vor. Verschlafen murmelte er etwas vor sich hin. Seine Hände zitterten. An seinem Handgelenk war ein Messgerät zur Überwachung seines Pulsschlages befestigt. Er trug Turnschuhe mit Klettverschluss. Seine einstmals blauen Augen waren dunkel. Eines war vor Kurzem operiert worden und er hatte noch Schmerzen. Etwa ein Jahr zuvor war seine Prostata entfernt worden. Als er große Schmerzen hatte, explodierte er häufig vor Wut und warf sich herum, um Linderung zu finden. Sein Geist war allerdings klar und er schien froh zu sein, mich zu sehen. Ich brachte meine neue Übersetzung seines Romans *Der Büsser* mit. Mein Vater fühlte mit den Fingern den Rücken des Einbandes und äußerte sich enttäuscht. Das Buch war für seinen Geschmack zu dünn, es sei einer Broschüre nur allzu ähnlich, beklagte er sich.

„Warum haben sie die Buchstaben nicht größer gemacht, damit das Buch dicker wird?“, fragte er. Er sah sich den Einband an. Er zeigte das Bild eines Chassiden, der zwischen New York und Israel im Himmel schwebt; der Wind spielt mit seinen Schläfenlocken und dem Saum seines Mantels. Mein Vater lachte und sagte, das Bild gefalle ihm. „Der Messias wird nicht aus New York kommen“, meinte er. Er öffnete das Buch und versuchte darin zu lesen, aber sein Blick konnte keiner ganzen Zeile folgen, sondern glitt in die darunter liegende ab. Er dachte, er habe einige Tippfehler gefunden und wurde wütend. Ich nahm ihm das Buch ab und las laut daraus vor. Da verstand mein Vater, dass es an seinen Augen gelegen hatte. Er bat mich, ihm weiter vorzulesen. Als ich die erste Seite gelesen hatte, sah er zufrieden aus.

Er erinnerte sich an seinen eigenen Besuch der Klagemauer: Ein weiß gekleideter sephardischer Rabbi war von einem Kreis

Neugieriger umgeben und predigte auf Hebräisch über den Messias. Einige Besucher sprachen das Kaddisch und andere sangen das Achtzehnbittengebet, einige hatten Gebetsriemen um die Arme geschlungen, andere wiegten sich über dem Buch der Psalmen vor und zurück. Alle trugen Kippa, auch die, die rasiert waren. Bettler streckten die Hände nach Almosen aus, einige feilschten sogar mit ihren Wohltätern. Der Allmächtige machte hier rund um die Uhr Seine Geschäfte.

Meinem Vater gefiel meine Übersetzung ins Hebräische. Er lächelte und küsste mich; er überraschte mich damit, dass er mir offen seine Gefühle zeigte.

Wir sprachen über den Helden im *Büßer* Joseph Schapiro. Er hat die Nase von Amerika voll und liebt seine Frau nicht mehr; sie hat ihn betrogen. Er fährt nach Tel Aviv, doch dort entdeckt er nur, dass es da auch nicht anders ist als in New York. Beim Besuch eines Kibbuz wundert er sich, dass sich die Leute dort immer noch vor dem Moloch in der Person Joseph Stalins verbeugen. „Bleibt nichts anderes als Mea Schearim übrig?“, fragte ich. Mein Vater nickte. Wenn jemand aus dem säkularen Leben fliehe, sei das Einzige, was er tun könne, in die religiöse Welt einzutreten. „Es gibt keinen Kompromiss zwischen einem religiösen und einem säkularen Leben“, sagte er.

Jahrhunderte lang hätten Juden freiwillig das religiöse Leben gewählt. So hätten unsere Väter und Vorväter Generationen lang gelebt. Mein Vater hatte sich nicht für ein religiöses Leben entschieden. Das hätten viele Juden jedoch getan und die Anzahl der Büßer steige heutzutage. Buße sei keine Rebellion gegen die Freuden des Lebens, sondern eine Rebellion gegen Verzweiflung. „Ich rufe in dem Buch nicht zur Buße auf, sondern ich erzähle vom Leben Joseph Schapiros, der die Nase voll hat von ‚iss und trink und sei fröhlich‘, und anscheinend gibt es viele wie ihn. Literatur handelt nicht von Büßern als einem sozialen Phänomen. Um die geht es in Soziologie und Psychologie.“

Als das Buch auf Hebräisch erschienen war, erzählte ich ihm, dass einige Kritiker dächten, er predige Buße, weil er an der säkularen Welt verzweifele und im Alter wünschte, in seine Kindheit, die Jeschiwa und das Seminar zurückzukehren. Er lächelte und sagte, diese Argumentation sei ihm bekannt. Seiner Meinung nach sei das Leben des modernen Menschen mit dem Gefühl der Entfremdung belastet, dem zu entkommen habe er sich oft gewünscht. Mea Shearim sei keine Zufluchtsstätte; das Leben dort sei sehr schwer. Ein Chassid auf die Art der Stadt Neu Sandez zu sein, [die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein bedeutendes Zentrum des Chassidismus war], sei eine Ganztags-, eine Vierundzwanzig-Stunden-am-Tag-Beschäftigung. Joseph Schapiro wollte sich von der Hässlichkeit und Heuchelei New Yorks und den Verfrühungen dieser Stadt trennen.

„Könnte Joseph Schapiro vielleicht Isaac Bashevis Singer sein?“
Ich wiederholte die Frage eines Kritikers.

Mein Vater sah mich ärgerlich an. „Unsinn. Du kennst mich. Du weißt auch, dass ich niemals ein Heiliger war und auch nie einer sein werde. Literatur hat das Recht, Figuren zu erfinden und darzustellen und sie der Welt aus ihrem Blickwinkel zu präsentieren. Es gibt nur einen Joseph Schapiro, und zwar den, über den ich geschrieben habe, und er ist der Einzige, der die Welt auf diese Weise sieht.“

In diesem Augenblick kam seine Sekretärin Dwora Menasche ins Zimmer. Das Gesicht meines Vaters leuchtete auf; er war glücklich, sie zu sehen. Sie brachte ihm seine Post und er sah den Stapel ungeduldig durch. Er war nur am Öffnen der Umschläge interessiert, die Schecks enthielten. Dwora Menasche war gekommen, um Alma beim Packen zu helfen.

Alma und mein Vater bereiteten sich auf die Reise nach Miami Beach am nächsten Tag vor.

Alma nahm mich beiseite und sagte: „Dieses Mal werden wir lange dort bleiben. Dein Vater schreibt nicht mehr – wegen seiner Schmerzen. Ich hoffe, dass die Wärme dort ihm guttun wird.“

Mein Vater rief mich nahe zu sich heran. Er schien bemüht, unser Gespräch mitzubekommen. Seit er krank geworden war, nahmen ihn anscheinend hauptsächlich seine Sorgen und die verschriebenen Behandlungen in Anspruch. Er hatte weder seine alten Freunde noch Journalisten treffen können und fühlte sich geistig leer und entfremdet. Er hatte niemanden mehr, dem gegenüber er seine Meinungen hätte vertreten können. Ich sah meinen Vater an, wie er irgendwie reduziert in seinem Rollstuhl saß und mit zitternder Hand die neue hebräische Übersetzung umklammert, die ich ihm mitgebracht hatte. Einen Augenblick lang überwältigte mich große Traurigkeit.

Aus seinem Buch solle keine philosophische Schlussfolgerung darüber gezogen werden, wie jemand Lebensentscheidungen treffe. Joseph Schapiros Entscheidung gehe allein ihn an. Von diesem Standpunkt aus war es richtig, dass er sich für Mea Schearim entschieden hatte. Dem Protagonisten hatte genügt, die Studentin Priscilla im Flugzeug nach Israel kennenzulernen, um alle seine guten Vorsätze zu vergessen. Die Lust hatte ihn überwältigt und seine Hand hatte sich unter ihr Kleid gestohlen. Wegen seiner Charakterschwäche war es für Schapiro unerlässlich, innerhalb strenger äußerer Grenzen zu leben. Der Mann brauchte Beschränkungen, er brauchte äußere Symbole und er musste Versuchungen umgehen. Hätte Joseph Schapiro schon im Flugzeug Kippa und *Schtreimel* getragen, hätte sich Priscilla wahrscheinlich gar nicht auf ein Gespräch mit ihm eingelassen.

„Ich verstehe Joseph Schapiros Herz, aber sein Weg ist nicht der meine. Ich war oft über den Unsinn dieser Welt verzweifelt und wollte ihr entkommen. Einmal sagte ich vor einer Gruppe

Studenten, es sei mein Traum, nach Japan zu einer jungen Geisha zu fliehen, die sich dort um mich kümmern würde. Juden sind immer auf der Suche nach dem Glück geflohen. Deine kommunistische Mutter und viele wie sie flohen nach Russland - ins ‚Licht der Nationen‘ und erfroren in Sibirien. Ihr habt Glück gehabt, dass sie euch dort rausgeworfen haben. Auch Joseph Schapiro flieht.“

Während mein Vater sprach, wurde ihm die Luft knapp und ein Hustenanfall unterbrach ihn beim Sprechen. All diese verbale Aktivität war mehr, als seine Lungen vertrugen. Einige Augenblicke lang kam nichts als ein bloßes Pfeifen von ihm. Sein Gesicht war blass. Seine Brust hob und senkte sich schnell. Alma bat uns, nicht mehr zu sprechen. Wir schwiegen. Aus dem Fenster konnte ich das Grün im Hof sehen. Die Bäume blühten, Eichhörnchen rannten fröhlich auf den Mauern hin und her und ich sah, wie Kinder ihnen Nüsse zuwarfen.

Mein Vater sagte, er wolle zum Essen ausgehen. Er konnte den Wohnungsschlüssel nicht finden und jammerte, dass zunehmend Vergesslichkeit an ihm nage. Ich hatte einen elektronischen Schlüsselring mitgebracht und erklärte, dass er, wenn man ihm pfeife, mit einem lauten Piepen antworten würde, und das würde einen natürlich zu ihm führen. Er sah mich verwundert an. Wirklich? Ich zog das Spielzeug aus der Tasche und gab es ihm. Er sah es einige Sekunden lang an und sagte: „Da muss ein Dämon drin sein. Es kann nicht sein, dass mein bloßes Pfeifen diesen Gegenstand dazu bringt, mir zuzupiepen.“ Ich wollte meinem Vater die Neuerwerbung unbedingt zeigen und ihm beweisen, dass er von keinem Dämon bewohnt war. Ich ging also ans andere Ende der Wohnung und versteckte dort den Schlüsselring. Dann kehrte ich zu meinem Vater zurück und pfiiff. Als aus dem anderen Zimmer plötzlich ein deutlicher Piepton kam, leuchtete das Gesicht meines Vaters auf und er freute sich wie ein Kind. Er wollte es auch versuchen, aber er hatte nicht genug Luft, um zu pfeifen, da

klatschte er in die Hände – das war eine weitere Möglichkeit – und hoffte, dass das den Piepton auslösen würde. Es tat es nicht. Er nahm die Suche nach seinem Schlüssel wieder auf, während er in seinem Monolog über seine Bücher fortfuhr. Ja, er gebe zu, dass viele Helden seiner Geschichten plötzlich verschwanden und seine Geschichten endeten, als ob sie in eine Sackgasse geraten wären. Der verzweifelte Hermann in *Feinde, die Geschichte einer Liebe* versteckt sich auf einem Heuboden in New York, Jascha, der Zauberer von Lublin, verschwindet in einem von ihm gebauten Käfig, Jakob, der Knecht, findet nach Wandas Tod keinen Seelenfrieden und geht nach Erez Israel und zurück nach Polen, wo er am Grab seiner Geliebten niederkniet. Und Jentl verschwindet ganz und gar. Die meisten seiner Bücher haben ein trauriges Ende.

„Nein, ich will keine Geschichte über Glück schreiben. Ein glücklicher Mensch ist kein Stoff für die Literatur. Ein solcher Mensch interessiert mich nicht im Geringsten. Ein Mensch verbringt nur kurze Augenblicke im Glück. Meist steckt er in großen Schwierigkeiten. Als ich in Stockholm im glänzenden Saal der Schwedischen Königlichen Akademie stand und dem König von Schweden die Hand schüttelte, fühlte ich mich zwar stolz und glücklich, aber vor meinem geistigen Auge sah ich bereits den nächsten Tag, wenn die eifersüchtigen Literaturkritiker über mein Werk herfallen würden.“

Wir gingen ins Amerikanische Restaurant am Broadway. Gehen war für meinen Vater schwierig geworden. Auf der Straße grüßten Leute meinen Vater, aber das bereitete ihm keine Freude mehr. Die Tauben auf dem Broadway schienen ihn nicht mehr zu kennen. Als wir über die Fahrstraße gingen, wurde es schneller rot, als wir gedacht hatten, und ein Fahrer hupte uns an und schrie: „Mister, wenn Sie ein alter Trottel sind und nicht schneller über die Straße gehen können, bleiben sie am besten zu Hause!“ Eine solche Bemerkung hätte bei meinem Vater

früher einmal eine Tirade ausgelöst, aber jetzt schwieg er und ging weiter über die Straße.

Der Restaurantbesitzer, ein alter Freund meines Vaters, beeilte sich wie immer, meinen Vater zu begrüßen, und er führte uns an seinen angestammten Platz hinten im Lokal. Wir setzten uns, und als mein Vater fühlte, wie seine Kräfte zurückkamen, missachtete er Almas Bitte, erst einmal Atem zu holen, und begann wieder zu sprechen.

„Nein, wir haben keine Antwort auf die Frage, wie die Welt geschaffen wurde. Joseph Schapiro setzt seinen Glauben in den Allmächtigen. Er glaubt, dass die Welt genauso wie der Big Ben in London geschaffen wurde. Wenn eine Uhr sich nicht ‚selbst schaffen‘ kann, kann dann ein so komplizierter Mechanismus wie die Menschheit sich selbst erschaffen? All das Gerede über ‚Explosionen‘ und ‚Urknall‘ vor zwanzig Millionen Jahren sind unbewiesene Vermutungen. Joseph Schapiro und ich glauben beide, dass es einen Plan für die Welt gibt, dass eine höhere Macht, ob wir sie nun ‚Gott‘ oder ‚Natur‘ nennen, sie geschaffen hat. Nichts ist Zufall.“

Ich konnte mich des Gefühls nicht erwehren, dass das, was er eben gesagt hatte, den Klang eines spirituellen letzten Willens und Testaments habe.

Er bestellte sein übliches vegetarisches Abendessen, das aus Spinatkotelett, Kartoffeln und Gemüsesuppe bestand. Er hatte schon immer erklärt, die Tora betrachte den Fleischverzehr als menschliche Schwäche, als Verlangen nach den „Fleischtöpfen“. Er erging sich lang und breit über Sekten in Indien, bei denen Vegetarismus zur Religion gehört. Alles, was mit Schlachten oder Schinden von Tieren verbunden war, verabscheute mein Vater. Sein Held Joseph Schapiro war auch Vegetarier, aber in Mea Schearim wurde er deswegen kritisiert: „Du musst nicht heiliger sein wollen als die Heiligen. Du musst nicht mehr Mitleid mit den Tieren haben als der Allmächtige.“ Für meinen

Vater war das Schlachten von Tieren eng mit dem Blutvergießen von Menschen und dem Mangel an Frieden auf Erden verbunden. „Es ist nur ein Schritt zwischen ‚Du sollst nicht töten‘ und ‚Du sollst nicht schlachten‘“, sagte er. Immer wieder bat er mich, Vegetarier zu werden. Eine Weile aßen wir nur und schwiegen. Ich beobachtete, wie er mich ansah. Offensichtlich wollte er etwas sagen. Wir dachten wohl beide, dass dieser Besuch bei ihm mein letzter sein könnte. Es gab nur eine geringe Chance, dass wir uns in Zukunft noch einmal sehen würden.

Er beendete seine Mahlzeit. „In Israel attackieren sie das Jiddische“, sagte er. „Intellektuelle, Rabbiner, Professoren, Schriftsteller wie I. L. Perez, Mendele Mojcher Sforim, Scholem Alejchem, Aharon Zeitlin sprachen und schrieben Jiddisch, aber in Israel lacht man über diese Sprache.“

Er erwähnte noch einmal Ministerpräsident Menachem Begin, der sich niemals bei ihm dafür entschuldigt hatte, dass er sich über Jiddisch lustig gemacht hatte.

Israel hatte kein Budget für die Erforschung und Pflege des Jiddischen. Er beklagte, der Staat setze seine Prioritäten falsch.

„Jahrhunderte lang haben Juden jiddisch gesprochen. Und heute geht eine glänzende literarische Tradition den Bach runter. Zu behaupten, die Geschichte des jüdischen Volkes hätte mit Chaim Weizmann begonnen, ist ein schwerer Fehler. Ich kann nicht verstehen, warum Israel Jiddisch verachtet und darauf spuckt. Jiddisch ist die Sprache, die die Juden in die Ghettos, in die Gasöfen und überallhin begleitet hat. Warum lernen Israelis nicht Jiddisch in den hebräischen Schulen, in den pädagogischen Hochschulen, an den Universitäten - genauso wie sie Englisch, Französisch und Hebräisch lernen? Gehört nicht Jiddisch schließlich zu unserer Kultur? Zu unseren Vätern und Vorvätern? Warum sollten wir uns der Sprache schämen? Wir erziehen unsere Kinder selbst gegen uns!“ Er schrie fast.

Seine blauen Augen blitzten vor Wut und sein ganzer Körper zitterte. Sein Gefühlsausbruch löste einen Hustenanfall aus. Und wieder bat ihn Alma, mit dem Reden aufzuhören, aber ohne Erfolg. Mein Vater konnte nicht schweigen. Das waren Worte eines herben eindringlichen Tadels und ich fühlte, dass sie vielleicht seine letzte kraftvolle Rüge waren. Ich höre heute noch jedes Wort.

Als ich ihn das nächste Mal sah, hatte die Alzheimer-Krankheit sein Gehirn schon so stark geschädigt, dass er mich kaum noch erkannte. Das Abendessen sollte eines seiner letzten guten Erlebnisse gewesen sein. Bei den heftigen Schmerzen seiner Leidenschaft schien er seine körperlichen Schmerzen zu vergessen und wie ein wütender Prophet raste er gegen sein Volk, seine jüdischen Brüder, und beschuldigte sie, der wirkliche Todfeind des Judentums zu sein.

Wir verließen das Restaurant. Alma hielt meinen Vater an einen und ich am anderen Arm. Sie flehte mich an, nicht mit ihm zu sprechen. Gehen war schon eine große Anstrengung für ihn, die ihm den größten Teil seiner physischen Kraft abverlangte. Einige Zeit schwiegen wir. Ab und zu zeigte jemand auf ihn und flüsterte. Sein Bild war in letzter Zeit oft in den Zeitungen erschienen, da seine Agenten dafür gesorgt hatten, dass alle seine in letzter Zeit vernachlässigten Werke wieder im Druck erschienen waren.

Als wir uns dem Eingang seines Wohnhauses näherten, ging eine attraktive junge Frau an uns vorbei. Mein Vater blieb stehen und wandte mit einem bewundernden Blick seinen Kopf nach ihr um. „Immer noch?“, fragte ich ungläubig.

„Solange noch Atem in mir ist“, erwiderte er mit seinem alten charmanten Lächeln, „ich mag ja ein bisschen taub und blind und sogar ein bisschen senil sein, aber ein hübsches Gesicht bemerke ich noch immer.“

Er war kein Büber.

WENN DAS GEHIRN EINEN IRREFÜHRT

Ich wollte meinen Vater noch ein letztes Mal sehen. Aus Almas Berichten am Telefon wurde deutlich, dass sich sein Zustand schnell verschlechterte. Sie sagte, bei meinem nächsten Besuch würde ich einen vollkommen anderen Menschen vorfinden. „Ich bin nicht sicher, ob du ihn in seinem letzten Stadium sehen solltest, aber wenn du darauf bestehst, kann ich es dir nicht verwehren. Ich schicke dir Geld.“ Und wie es der Gewohnheit meines Vaters entsprach, bat sie mich, das billigste Ticket nach New York zu kaufen.

Ich war also vorbereitet. Ich hatte über die Alzheimer-Krankheit nachgelesen und erfahren, dass der Patient sich deutlich an das erinnerte, was fünfzig oder sechzig Jahre zuvor geschehen war, aber dass er kein Kurzzeitgedächtnis mehr hatte. Ich dachte naiverweise, wenn ich ihm Abschnitte aus seinem Buch *Satan in Goray* vorlesen würde, das er mit Ende Dreißig geschrieben hatte, oder Kapitel aus der Bibel, die er in seiner Jugend studiert hatte, dass ihn diese Worte und Klänge zu mir zurückbringen würden. Alma hatte mir gesagt, dass er manchmal für kurze Zeit ganz klar sei, und ich hoffte, dass es mir irgendwie gelingen könnte, diese Augenblicke der Klarheit auszudehnen.

Miami Beach im August 1990: Obwohl ich auf den normalen Miami-Sommer mit seinem brennenden tropischen Wetter eigentlich vorbereitet war, war ich doch von der lähmenden und kraftraubenden Verbindung von Hitze und Feuchtigkeit überwältigt, die mir hier entgegenschlug. Die Zeitungen waren voll mit Meldungen über das Bevorstehen eines Krieges am Persischen Golf.

Der Portier seines Wohnblocks begrüßte mich: „Frau Singer hat mich gebeten, Ihnen zu sagen, dass sie im Danny zu Mittag

essen“, sagte er und zeigte mir die Richtung, in die ich gehen müsste. Ich beeilte mich, dorthin zu kommen. Schon aus der Ferne sah ich die bunten Anzeigen, die auf verschiedene jüdische Delikatessen hinwiesen: Knische, Kischke, Matzknödel und Tscholent. Dutzende alter, von schwarzen oder hispanischen Pflegerinnen betreuter alter Männer aßen dort. Ich erkannte meinen Vater an seinem kahlen Kopf und seinem hellhäutigen Gesicht, die in der Ferne schimmerten. Er saß Alma gegenüber in einem Rollstuhl und neben ihm saß seine Pflegerin Frau Amporo, von der ich schon in Telefongesprächen gehört hatte. Was ich da sah, ließ mich erschrecken. Ich sah einen alten Mann mit schlaffem Gesicht, der mich ausdruckslos anstarrte.

„Wer ist der Bursche, der mich da stört?“, fragte er Alma.

„Ich bin es, Israel, dein Sohn“, erwiderte ich. „Du erinnerst dich doch an mich, nicht wahr?“

Sein Gesicht blieb ausdruckslos. Alma hatte mich schon am Telefon darauf vorbereitet, dass er mich wahrscheinlich nicht erkennen würde. Nun war die Pflegerin an der Reihe, ihr Glück zu versuchen: „Herr Singer, Ihr Sohn ist aus Israel gekommen, um sie zu besuchen.“ Aber auch ihre Worte trafen auf taube Ohren. Wie alt er geworden war! Sein Gesicht war zerfurcht und verwelkt, sein Körper sah schwach und zerbrechlich aus, seine Hände zitterten. Seine Beine konnten ihn nicht mehr tragen und er aß nicht mehr allein. Seine Pflegerin fütterte ihn wie einen Säugling. Ich war starr, wie vor den Kopf geschlagen. Ich konnte die Augen nicht von ihm wenden.

Dann plötzlich zwinkerte er, hob die Augenbrauen und fragte: „Oh, du bist mein Sohn Gigi? Du kommst mich besuchen? Ich freue mich, dass du da bist!“

Ich küsste seine kalte Hand und erzählte ihm Geschichten von seinen Enkeln und seinem Urenkel Awichai. Er sah sich das Bild des Babys an und sagte, es sei er selbst in einer früheren Inkarnation. Ich grüßte ihn von meiner Frau und er fragte Alma mit leerem Blick: „Wer ist der Mann, der nicht aufhört, zu mir zu

sprechen?“ Die Verbindung war abgebrochen. Sein Gesicht wurde wieder völlig ausdruckslos. Es gab einige kurze Augenblicke des Wiedererkennens, aber die meiste Zeit über hielt er mich für einen Fremden. Die Krankheit hatte ihn vernichtet. Sein außergewöhnlich gutes Gedächtnis war ganz und gar ausgelöscht. Die Pflegerin fütterte ihn weiter. Mitten in seiner Mahlzeit schloss er die Augen und verfiel in tiefen Schlaf, seine Lippen schmatzten und zuckten unkontrolliert.

„So ist er die meiste Zeit“, seufzte Alma.

Alle meine Versuche, ihn aufzumuntern und zu mir zurückzubringen, misslangen. Ich versuchte alles, um ihn zu erreichen, um doch noch ein Gespräch mit ihm in meinem Gedächtnis bewahren zu können, noch ein glückliches Lächeln – vergebens. Sie habe mich vorbereitet, erinnerte mich Alma.

Wir verließen das Restaurant und gingen nach Hause. Die Pflegerin schob den Rollstuhl mit dem schlafenden alten Mann, dem der Kopf auf die Schulter gesunken war. Collins-Avenue war voller alter Leute wie ihm. Eine korpulente schwarze Frau brachte einen alten Mann zu Sheldon's Drugstore und zu meiner Überraschung sprach sie jiddisch mit ihm: „Sam, nur noch ein bisschen und wir sind da.“ Wir kehrten in den Wohnblock meines Vaters zurück; dort half uns der Portier, den Rollstuhl reinbringen.

Meist saß mein Vater morgens dösend im Rollstuhl neben dem Schwimmbecken. Einige alte Frauen in seinem Alter, die noch Bikinis trugen, schwammen im Becken. Ihre Haut war faltig und verschrumpelt. Ich konnte mich nicht erinnern, jemals alte Frauen in Bikinis am Strand in Tel Aviv gesehen zu haben. Aber Miami Beach war anders. Es war eine einzige Alte-Leute-Kolonie – als ob alle Weisen von Zion hier zu einer Konferenz übers Altern zusammengekommen wären.

Alma hatte mir geraten, meinen Vater zweimal am Tag zu besuchen: einmal morgens am Schwimmbecken und einmal am Nachmittag in der Lobby seines Wohnblocks. In der Lobby stand

ein Fernseher und mein Vater und andere sehr alte Mitbürger sahen stumpfsinnig zu und erfassten weder Bild noch Ton. Mein Vater döste meist. Ich sah ihn an und konnte nicht verstehen, wie jemand, der einmal so munter und aktiv gewesen war, den ganzen Tag herumsitzen und ins Leere starren konnte. Wenn mein Vater wach war, war er oft sehr ungeduldig. Etwas störte ihn anscheinend immer und niemand war imstande, ihm zu helfen. Ich konnte meine Blicke nicht von ihm wenden. Er war ordentlich angezogen, trug ein sauberes Hemd, gebügelte Hosen und einen passenden Schlips. Man sorgte offenbar gut für ihn, er war gewaschen und sauber, alles sonst war gut – nur dass sein Gehirn seinen Körper verraten hatte. Einmal, als ich ihn besuchte, rief er aus dem Nichts heraus – vielleicht aus einer inneren Vision – sehr laut: „Naamah!“ [Naamah oder Na'amah (hebräisch: נַעֲמָה; „freundlich, schön“) ist ein Dämon, der im *Zohar* vorkommt.]

Niemand von uns wusste, wer Naamah war. Lange suchte ich in meinem Gedächtnis. Gab es unter seinen vielen Freundinnen eine Naamah? Er hatte mir nichts von ihr erzählt. Ich versuchte, mich an die Figuren aller seiner Werke zu erinnern, und schließlich fiel mir der Dämon Naamah aus dem *Tod des Methusalem* ein: Sie war die unvergessliche Geliebte des 969 Jahre alten Methusalem, die zu ihm gekommen war, um ihn in die von Kain erbaute Stadt zu bringen, wo „Wollust keine Sünde ist“, wie mein Vater in seiner Geschichte geschrieben hatte. Fehlte ihm wirklich gerade sie? Konnte es sein, dass er etwas mit König Asiel zu tun hatte, „dessen Samen [ihren] Bauch füllte?“

Keiner der Abschnitte aus dem *Satan in Goray*, die ich ihm vorlas, weckte ihn aus seiner Erstarrung und die Bibellesung hatte auch keine Wirkung auf ihn. Als ich dann eines Tages bei ihm saß, seufzte er plötzlich und platzte heraus: „Wir sind so arm. Die Verleger stehlen uns alles.“

Alma erklärte mir, dass er in den letzten Jahren von dem Gefühl besessen gewesen sei, bestohlen worden zu sein, und dass er mittellos enden werde. Ich erzählte ihr, dass mein Vater mich bei meinem letzten Besuch gefragt hatte, ob ich seine Bücher ohne Honorar ins Hebräische übersetzen würde, denn er habe keinen Cent, um mich zu bezahlen. Ich hätte schon alle seine Bücher ohne Honorar übersetzt und würde mich freuen, das auch weiterhin zu tun, antwortete ich ihm. „Mach dir keine Sorgen, ich werde dich für deine Arbeit bezahlen“, hatte er einige Male gesagt.

Es rührte mich zu sehen, wie Alma sich um meinen Vater kümmerte, und ich schätzte sehr, was sie tat. Ich bewunderte sie immer mehr, denn ich wusste nun, wie frustrierend und schwierig es sein musste, vierundzwanzig Stunden am Tag mit einem so kranken Menschen zusammen zu sein. Sie versicherte mir immer wieder, dass sie ihn niemals in ein Pflegeheim geben würde, denn da kümmere man sich nicht um die Patienten. Als er dem Tode nahe war, gab sie schließlich nach und brachte ihn in eine geriatrische Klinik. Aber die ganze Zeit über, die er dort war, saß sie Tag und Nacht an seinem Bett; außer ihr gab es dort noch zwei Pflegerinnen.

Ich besuchte ihn nur wenige Stunden am Tag. Die meiste Zeit über ging ich müßig durch Collins Avenue und lernte die deprimierende Stadt der alten Juden kennen. Nach verschiedenen Schätzungen lebten dort etwa dreißigtausend alte Bewohner. Alle Stadtdienste waren dafür eingerichtet, ihnen das Lebensende zu erleichtern und sie zu erfreuen.

An der Ladentheke von Sheldon's Drugstore lernte ich einen Mann Ende Achtzig kennen, der mir erzählte, er kenne meinen Vater gut und habe die meisten seiner Bücher gelesen. In früheren Jahren, als mein Vater noch gesund war, hatten die beiden einander Geschichten erzählt. „Heute ist dein Vater *kaput*. Nicht einmal im Klub würden sie ihn noch nehmen.“ Sie hatten einen Klub, in dem es alles gibt, was sich einer nur

wünschen kann, sagte er mit jiddischem Akzent, dort gibt es sogar eine Eheberaterin. Mein Vater kannte sie. Eine charmante Frau. Die meisten von ihnen waren schon „post-sex“, aber trotzdem war es schwer, alleine zu sein. Die Beraterin sei Psychologin und glaube, dass es in jedem Alter zu zweit besser sei als allein. Mein Vater habe sie befragt und ihren vielen Geschichten zugehört. Ich wusste, dass einige der Geschichten meines Vaters durch die Geschichten von alten Leuten dieses Klubs angeregt worden waren, und er über diese Leute geschrieben hatte; die meisten von ihnen waren Witwen oder Witwer. Was meinen älteren Freund anging, so lebte er schon seit zwölf Jahren hier und hatte schon sechs Ehefrauen verbraucht. „Sechs Ehefrauen in zwölf Jahren?“, fragte ich voller Bewunderung.

Er lachte. „Wenn du die Brauen hochziehst, erinnerst du mich so sehr an deinen Vater: dieselben blauen Augen und dasselbe Kinn. Hier heiratet man nicht“, erklärte er. „Hier behält jeder sein eigens Geld. Die Hauptsache ist, dass man zusammen ist, aber jeder zahlt auf Heller und Pfennig für sich selbst. Es ist nicht leicht, sich mit einer alten Frau zu verbinden und alles mit ihr zu teilen. Was, wenn es nicht klappt? Die Kinder sind im Allgemeinen auch nicht glücklich darüber, sie haben Angst, dass sie weniger erben werden.“

Die Beraterin bestand allen gegenüber, die zuhören wollten, darauf, es sei wichtig, neben einer Pflegerin jemanden zu haben. Die Pflegerin könne einen bestehlen und sie deute ständig an, dass man sie in seinem Testament nicht vergessen solle. „Du siehst schon, es ist netter, die Geschichte zu zweit zu Ende zu bringen.“

Ich fragte meinen Casanova nach seinen sechs Ehefrauen. Er erklärte, die Verbindungen seien experimentell gewesen. Nach einer Weile spricht man mit der Beraterin und beendet das Experiment. „Dein Vater hat den Geschichten so gerne zugehört!“

„Aber sechs Ehefrauen in so kurzer Zeit?“, fragte ich.

„Ich sehe, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, wie man so sagt. Du willst wohl auch alles ganz genau wissen, wie?“

Die erste Ehefrau schnarchte offenbar so laut, dass er nicht schlafen konnte, obwohl sie getrennte Schlafzimmer hatten. Die zweite hielt nie den Mund und schnatterte unaufhörlich. Die dritte hatte einen Nervenzusammenbruch und musste in eine Nervenheilstation eingeliefert werden. Die vierte beging Selbstmord, indem sie aus dem Fenster sprang. („Dein Vater erwähnt sie in einer seiner Geschichten.“) Die fünfte betrog ihn mit dem Mann nebenan! Sie telefonierten die ganze Zeit über miteinander. Jetzt war er mit Bayla zusammen, sie war eine gute Frau. Die Beraterin sagte, es sei eine im Himmel geschlossene Verbindung.

„Wie lernt man hier Leute kennen?“, wollte ich wissen. Ich erinnerte mich, dass ich in einer der Geschichten meines Vaters gelesen hatte, dass viele der Ruheständler, die in Florida lebten, voll und ganz von der Börse in Anspruch genommen waren. Um Leute kennenzulernen, gab es offensichtlich sehr viele gesellschaftliche Aktivitäten, z. B. Bingo, Bridge, Gymnastik, Tanzen, Vorträge und persönliche Gespräche mit der Beraterin.

„Alle hier suchen ein kleines bisschen Liebe“, erklärte mir mein Informant. Er holte eine runde Zinddose aus der Tasche und schluckte ein halbes Dutzend verschiedenfarbige Pillen.

Da vielen alten Leuten das Gehen schwerfällt, kommt gewöhnlich ein Bankvertreter zweimal die Woche in ihre Wohnungen und kümmert sich um ihre Konten, auch um ihre Aktien. Ebenso zweimal die Woche besucht eine Dame von einem großen Modegeschäft die Damen bei sich zu Hause und bringt ihnen eine Kollektion Kleider – einen riesigen Ständer mit teuren modischen Kleidern – zur Auswahl. Seine sechste Ehefrau-Partnerin Bayla schließe sich mit der Verkäuferin in ihrer Wohnung ein und probiere alle Kleider an, während die jiddisch sprechende Verkäuferin dafür Sorge, dass das jeweilige

Kleid gut saß. Diese Frauen kauften die teuersten Kleider. „Baylas Schrank zum Beispiel platzt aus allen Nähten. Was geht das mich an? Es ist ihr Geld und sie sagt, sie will es nicht mitnehmen. Komm doch mal an einem Freitagabend in unseren Klub, Israel, und du wirst eine Modeschau erleben, die sich in Paris, London und Tel Aviv sehen lassen könnte.“

Ein paar Tage darauf kam meine Tochter Meraw nach Miami Beach. Sie studierte an der kalifornischen Universität in Stanford klinische Psychologie. Gemeinsam besuchten wir meinen Vater. Leider konnte ihn nicht einmal diese hübsche junge Frau aufrütteln. Die meiste Zeit verbrachte sie mit Alma, die sich offenbar freute, zur Abwechslung mal eine *junge* Frau zur Gesellschaft zu haben. Sie gingen zusammen einkaufen.

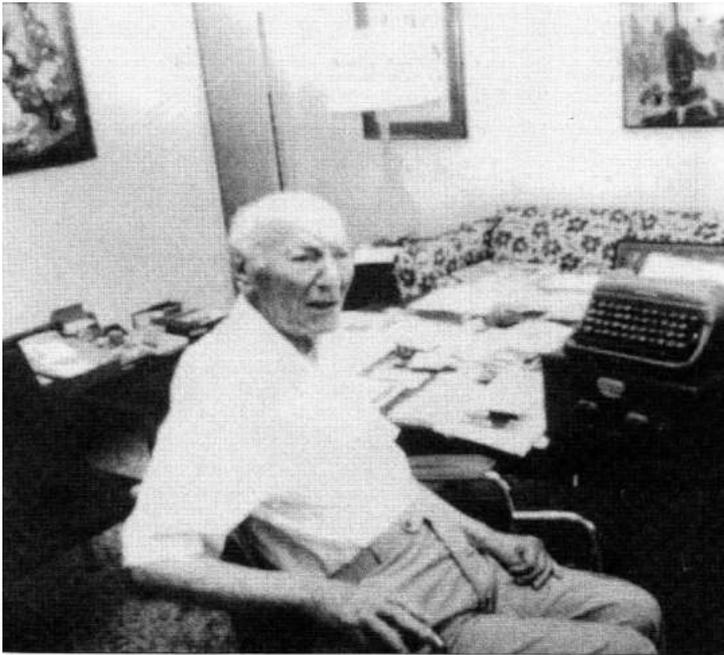
Vom Erbe war nie die Rede gewesen. Mein Vater hatte sich immer geweigert, darüber zu sprechen. Er glaubte anscheinend nicht daran, dass jemals der Tag kommen würde, an dem er vor seinen Schöpfer würde treten müssen. Ich fragte mich, ob er dachte, er wäre, weil er über ein Leben nach dem Tod geschrieben hatte, vom Sterben ausgenommen. Alma war überrascht, dass ich mit ihm nicht über dergleichen gesprochen hatte, solange er noch gesund gewesen war. „Ich hab’s versucht, aber es ist mir nicht gelungen“, sagte ich.

Am Abend half ich ihr dabei, das nasse Laken meines Vaters zu wechseln. Er weigerte sich aufzustehen und wir mussten ihn hin und herschieben, während er verzweifelt mit uns kämpfte und sich mit all seiner noch übrigen Kraft an das Bettgestell klammerte. Nur mit Mühe gelang es mir, ihn hochzuheben, während Alma ein sauberes Laken unter ihm ausbreitete. Wieder einmal bewunderte ich ihre außerordentliche Ergebenheit, besonders weil sie nur fünf Jahre jünger als mein Vater war.

Ende August 1990 drohte im Nahen Osten, am Persischen Golf, Krieg auszubrechen und ich musste meinen Vater verlassen und nach Israel zurückkehren. Ich küsste ihn zum

Abschied und sein Gesicht blieb ausdruckslos, abwesend, vielleicht sogar befremdet, in seine eigene Welt versunken. Ich sah den Nobelpreisträger für Literatur des Jahres 1978 an, der zwölf Jahre zuvor ein ganzes Opus geschrieben und die Hände von Königen und Grafen geschüttelt hatte. Da war also mein Vater – weit weg von der Welt, vom Denken, vom Schreiben – und da saß er in einem Rollstuhl und wirkte wie ein zerbrochenes Gefäß.

Elf Monate später kam sein Leiden gnädig zu einem Ende.



Isaac Bashevis Singer in his last year.

ICH HATTE IHN LIEBGEWONNEN

Mein Vater glaubte nicht, dass auch er eines Tages würde sterben müssen. Er war der Sache auf den Grund gegangen und war zu der Schlussfolgerung gekommen, dass der Körper zwar vernichtet werden mag, dass aber die Seele ewig in der Welt umherwandern werde. Anscheinend fürchtete er den Tag seines Todes nicht, schließlich hatte er in seiner lebhaften Fantasie schon verschiedene Inkarnationen durchlaufen. Einmal zeigte er auf eine Taube mit einem Saum schwarzer Federn auf ihrem Kopf und entschied, dass die Seele eines Rabbis in diesem Vogel verborgen sei. Er wies den Gedanken, der Tod sei das endgültige Ende, entschieden zurück. Noch im Alter von zweiundachtzig machte er ausgiebig Pläne: Er bereitete sich darauf vor, ein Stück zu schreiben, das den Broadway im Sturm erobern würde; er wollte ein populäres Kinderbuch über die Geschichte der Philosophie der ganzen Welt und einen Roman über die Juden im Chasaren-Reich im 9. Jahrhundert schreiben.

Als ich ihn im Jahr zuvor besucht hatte, war sein Verstand noch klar, er schlug mir wie gewöhnlich vor, dass wir auf den „Boden“ gingen. Das war das Zimmer, das mit Papieren, Büchern, Zeitungen, Manuskripten und Magazinen angefüllt war, die sich nach dem Zufallsprinzip auf dem Boden häuften. Immer wenn ihm ein Artikel oder ein Werk begegnete, von dem er dachte, es könnte für sein Schreiben nützlich sein, bewahrte er es in diesem Zimmer auf. Es enthielt auch Stapel mit Dutzenden von Übersetzungen seiner Bücher in verschiedene Sprachen, Büchern mit gefühlvollen Widmungen, die ihm von Schriftstellern und Dichtern geschickt worden waren, Urkunden über Literaturpreise, Medaillen, Ehrendokorate – alles war dort. Wir verbrachten gerne gemeinsam Zeit in dem Zimmer und sprachen miteinander, während wir in Zeitungen und Büchern wühlten. Jedes Mal, wenn wir ein altes Buch oder

Manuskript aus dem Haufen zogen, erzählte mein Vater eine Anekdote, die sich darauf bezog.

Einmal geschah Folgendes: Eines Tages, als er unten in einem Stapel herumsuchte, waren seine Finger auf eine Pappschachtel gestoßen. Er fragte sich: Was macht denn die Schachtel hier? Mit großer Mühe gelang es ihm, sie hervorzuziehen. Als er die stockfleckige Schachtel öffnete, regte ihn das, was er da entdeckte, sehr auf: Es waren etwa sechzig Erzählungen und drei unvollendete Romane. Er sah den Schatz an und rief aufgeregt: „Oh mein Gott, ich muss noch hundert Jahre weiterleben, um die Geschichten herauszugeben, sie ins Englische übersetzen zu lassen und sie zu veröffentlichen!“

Einige der Texte hatte er in den frühen Fünfzigerjahren geschrieben, erinnerte er sich, aber in dem Zimmer, in dem er seine Papiere aufbewahrte, war ein Rohr geplatzt und das Zimmer war überschwemmt worden. Er war überzeugt gewesen, dass die Texte verloren waren. Als er den Schatz entdeckt hatte, rief er eilig seine Sekretärin Dwora Menasche an. Sie sortierten gemeinsam aus, gaben heraus und übersetzten. Einige der Geschichten wurden noch zu seinen Lebzeiten veröffentlicht. Sein Freund und Verleger Roger Straus sagte, das Werk sei unvollendet und werde wahrscheinlich viele Themen für künftige Doktorarbeiten bieten.

Ich bin oft gefragt worden, ob es uns gelungen sei, die Kluft, die durch die zwanzigjährige Trennung entstanden war, zu überbrücken. Die Zeitspanne war für uns beide auf emotionaler Ebene sicherlich bemerkbar. Solange wir getrennt waren, fehlte er mir nicht sehr – nicht so, wie *mir* meine Kinder fehlten, wenn ich nicht in Israel war. Aber eine enge Freundschaft zwischen uns entstand. Wir schufen sie durch die gemeinsame Arbeit an Übersetzungen und durch lange Gespräche in New York und in Israel und dann vertieften wir sie immer weiter. Was seine Beziehungen zu meiner Mutter anging, machte ich mir zum Prinzip – obwohl ich zu Beginn beider Seiten zugehört hatte -,

mich kategorisch zu weigern, Partei für eine der beiden Seiten zu ergreifen.

In einem Radiointerview wurde ich gefragt, ob ich dächte, mein Vater habe mich geliebt. Es war eine schwierige Frage und ich hatte Mühe, sie zu beantworten. Ich kann mich nicht erinnern, jemals in meinem Leben ein Wort der Zuneigung von ihm gehört zu haben. Für ihn war der Ausdruck von Gefühlen melodramatisch und wir berührten das Thema Emotionen niemals. Seine Liebe war für die Frauen in seinem Leben reserviert. Es bleibt mir deshalb ein Rätsel, was Isaac Bashevis Singer tatsächlich für seinen Sohn empfand. Er fühlte sich in meiner Gegenwart wohl, dachte ich, und er zögerte nie, mir seine tiefen und persönlichen Geheimnisse anzuvertrauen. Wenn ich wieder einmal nach Amerika kam, war er aufrichtig erfreut. Er hoffte auch, ich würde eine neue hebräische Übersetzung mitbringen. Von Anfang an war klar, dass es für ihn fast unnatürlich gewesen wäre, sich seinen Enkeln gegenüber wie ein gewöhnlicher Großvater zu verhalten. Als meine Tochter mit ihrem Mann nach New York reiste und ihn anrief, um ihm zu sagen, sie wolle ihn zum ersten Mal besuchen, rief er schnell meinen Freund, den Schriftsteller Natan Schacham herbei, weil er nicht wusste, wie er mit den „Kindern“ hätte reden sollen.

Vor Kurzem fand ich einen Artikel, den mein Vater im *Forverts* veröffentlicht hatte. Er trug den Titel „Vom alten und vom neuen Haus“ und stammte aus der Zeit, als er anfang, seine Erinnerungen aufzuschreiben. Er begann damit zu erklären, dass er einen Fehler beim Aufbau seiner Erinnerungen gemacht habe. Und worin bestand dieser Fehler? Er hatte „vergessen“, seinen Lesern von seinem Sohn zu erzählen. Diese Auslassung korrigierte er:

Beim Aufbau dieser Erinnerungen habe ich einen Fehler gemacht und ich kann nicht weiterschreiben, solange ich ihn nicht korrigiert habe: Ich habe vergessen, von einem der wichtigsten Ereignisse meines Lebens zu erzählen.

Anfang 1955 bekam ich einen Brief von meinem Sohn in Israel. In vorangegangenen Kapiteln habe ich schon erzählt, dass die Mutter meines Sohnes aus Sowjetrußland in die Türkei ausgewiesen wurde. Es gelang ihr, nach Palästina zu entkommen. Das war, denke ich, 1938. In Palästina lebten sie lange Zeit im Kibbuz Beit-Alfa und Gigi (er heißt Israel) wuchs dort auf. Als der Krieg zwischen Israel und den Arabern ausbrach, ging Israel in die Armee. Von Zeit zu Zeit bekam ich eine Nachricht von ihm. Mein Kollege im *Forverts* Hone Gutesfeld, der einer der ersten amerikanischen Schriftsteller war, die den Staat Israel gleich nach dem Krieg dort besuchten, brachte mir Grüße von meinem Sohn. Er war in seiner Armeeuniform zu Gutesfeld gereist, um sich nach mir zu erkundigen.

Ich hatte meinen Sohn seit meiner Ankunft in Amerika vor etwa zwanzig Jahren nicht mehr gesehen. Der kleine Junge, den ich in Warschau zurückgelassen hatte, war ohne mich aufgewachsen. Und da war nun dieser Brief, in dem Israel mir von seinem geplanten Amerikabesuch schrieb.

Die Geschichte mit dem Titel „Der Sohn“ wurde auf Jiddisch im Literaturmagazin *Die Goldene Keyt*, in Englisch in der *Menorah* und in Hebräisch in den *Me'osnaim* veröffentlicht. Darin habe ich viele Jahre danach diesen Besuch dargestellt. Die Geschichte handelt von dem einen Abend, als ich meinen Sohn abholen wollte. Ich kannte ihn wirklich nicht und er sollte mit einem israelischen Schiff in New York ankommen. Auf diesem Schiff herrschte Chaos. Alles war neu und ungewöhnlich: die Tatsache, dass Juden ein Land hatten und dass ein Schiff mit einer blau-weißen Fahne übers Meer gekommen war. Juden tanzten, lachten und riefen. Die Schiffsoffiziere sprachen Hebräisch – aus der Ferne klang es mir wie Italienisch oder Spanisch. Das Schiff hatte Verspätung, und als es endlich anlegte, dauerte es noch einige Stunden, bis alle Passagiere ausgestiegen waren. Israel

war der letzte, der sich ausschiffte. Ich war nervös und fürchtete mich vielleicht sogar vor der Begegnung, da meine Erfahrungen als Vater so viele Jahre zurücklagen. Aber sofort wurde die natürliche Beziehung zwischen Vater und Sohn geschaffen. Israel ist nicht groß, aber er ist gesund und hat blondes Haar und blaue Augen. Damals im Kibbuz in Israel widmete er seine Zeit der Fischzucht in einem „Teich“. Heute ist er Lehrer in der Oberschule in Beit-Alfa, aber damals war er Fischer. Für einen Fischer war er sehr intelligent. Er spielte Schach und gelegentlich veröffentlichte er Schachaufgaben. Im Laufe seines Lebens hatte er jiddisch, polnisch, russisch und sogar türkisch gesprochen. Aber er hatte alle diese Sprachen vergessen und konnte nur Hebräisch. Neben allen anderen Bedenken und Ängsten, die ich hatte, fürchtete ich, ich würde in meiner altmodischen Version der heiligen Sprache nicht mit ihm sprechen können.

Alles stellte sich dann als besser heraus, als ich gedacht hatte. Es gelang uns, uns gut zu verständigen und wir führten sogar lange Gespräche miteinander. Louise [das ist Alma] hatte ihn gern und ging mit ihm um wie eine Mutter mit ihrem erwachsenen Sohn. Mein Sohn erwies sich als wunderbar unabhängig und sensibel. Schon am ersten Tag nahm er die Untergrundbahn und besuchte Leute in Brooklyn, obwohl er zuerst nicht wusste, wie er dort hinkommen sollte. Er sah sich die Landkarte an und beschloss, nach Kalifornien zu fahren. Anstatt mich um Geld zu bitten, veröffentlichte er eine Anzeige, in der er anbot, ein Auto oder einen Lastwagen nach Kalifornien zu überführen. Kurz nachdem er hier angekommen war, überführte er allein ein Auto nach Los Angeles. Für einen wie mich, der nur auf einer Bank im Bethaus gesessen hatte, war eine solche Leistung ganz unglaublich. Aber Israel gehörte zur jungen Generation. In der israelischen Armee war er Sergeant, konnte schießen, schwimmen, einen Lastwagen und einen Trecker fahren und

auf einem Pferd reiten. Er hatte ein gutes Temperament und war weder ungestüm noch nervös, ein perfekter Gentleman. Ich liebte ihn gleich. Er zeigte dasselbe Gefühl für mich.

Eine Zeit lang wohnte er hier bei mir. Aber später zog er aus. Er hatte viele Freunde und war in allen möglichen Versammlungen Vertreter seines Kibbuz oder seiner Partei. Sie luden ihn in hebräische Ferienlager ein. Mir war bald klar, dass er mich nicht stören würde.

Israel erzählte mir, er habe im Kibbuz eine Freundin und wolle sie für ein paar Monate nach Amerika holen, aber es war schwierig, die Erlaubnis der Armee für die Ausreise zu bekommen. Viele Briefe von ihr kamen an meine Adresse. Ich war viele Jahre lang kinderlos gewesen und nun war ich drauf und dran, meinen Sohn zu verheiraten und Schwiegervater zu werden. Die ganze Angelegenheit nahm ich halb ernst und halb machte ich mich darüber lustig, wie ich es nun einmal mit all solchen Dingen tue. Ich war glücklich, dass mein Sohn meinem Geschmack entsprach. Wenn er nämlich ein schlechter, betrügerischer, gefräßiger, bitterer Mensch gewesen wäre, hätte ihm bei mir auch die Tatsache, dass ich sein Vater war, nichts genützt. In den wenigen Monaten, in denen wir zusammen waren, erzählte er mir von seinem Leben. Die Jahre während des Krieges in Israel waren ein einziger großer Albtraum gewesen. Er erzählte mir von den zahllosen Gefahren, in denen er geschwebt hatte. Ich erfuhr auch etwas über alle seine Mädchen. Meiner Meinung nach fehlte ihm nur eines, und das war Ehrgeiz. Er wollte sein Leben als Fischer in einem Kibbuz verbringen. Später erkannte ich bei der Lektüre einiger Artikel, die er mir zeigte, dass er ein recht begabter Schriftsteller war. Er hatte nicht vor, Berufsschriftsteller zu werden. Er war vollkommen ein Geschöpf des Kibbuz.

Während er hier war, musste ich eine große Reise unternehmen. Israel blieb in Amerika und natürlich gab ich ihm die Schlüssel zu meiner Wohnung.

Die Erinnerungen meines Vaters waren ungenau. Ich hatte ihn um die Schlüssel zu seiner Wohnung gebeten und er schlug mir die Bitte kategorisch ab. Die Selektivität seines Gedächtnisses ist interessant. Ich erinnere mich, wie distanziert er während der ersten Zeit unserer Wiederbegegnung in New York war, an die Tatsache, dass er mich finanziell überhaupt nicht unterstützte, und daran, dass er mich erst „adoptierte“, nachdem ich zu arbeiten und Geld zu verdienen begonnen hatte. Er war von der für mich unbedeutenden Tatsache beeindruckt, dass ich ein Auto von New York nach Los Angeles fahren konnte.

Jedenfalls sind diese seine Erinnerungen für mich – die er übrigens doch nicht in sein Erinnerungsbuch aufnahm – ein Dokument, das einen, wenn auch schmalen Spalt in seine Gefühle öffnet. In diesem Artikel erklärte sich mein Vater seinem Sohn in allen Einzelheiten: „Sofort liebte ich ihn für seine guten Eigenschaften.“ Kann das als Liebeserklärung gelten? Als er in den ersten Jahren nach unserer Einwanderung in Palästina mit meiner Mutter korrespondierte, überschüttete er mich mit Liebesworten. Er schickte mir sogar eine Geige und einmal ein Fahrrad. Aber nach dem Krieg von 1948 brach er den Kontakt ab. Ich wuchs ohne ihn auf. Jahr für Jahr verblassten die Erinnerungen an meinen Vater mehr, schließlich erloschen sie ganz. In den zwanzig Jahren, die wir uns nicht sahen, erlosch auch meine Liebe zu ihm. Als ich zu meinem ersten Besuch nach New York kam, wollte ich den Lebenskreis schließen. Meine erste Reise zu ihm unternahm ich mehr aus Neugier als aus liebevollen Gefühlen für einen mir unbekanntem Vater.

Trotz den Gefühlen, die er angeblich für mich hatte, verletzte er mich oft. 1980 kam ich nach New York, nachdem ich eine Sammlung meiner Geschichten mit dem Titel *Hufeisen* auf Hebräisch in Israel veröffentlicht hatte. Ganz aufgeregt

überreichte ich ihm das Buch. Ich dachte, er wäre glücklich darüber oder sogar stolz auf seinen Sohn. Er sah es nur ein paar Sekunden lang an, dann gab er es mir mit ärgerlichem Gesicht zurück. „Warum übersetzt du nicht meine Bücher, statt deine eigenen zu schreiben?“ Seine Worte trafen mich, als hätte mir jemand einen Eimer kaltes Wasser über den Kopf gegossen. Ich zitterte vor Wut und biss mir auf die Lippen.

1975 rief ich meinen Vater an, um ihm zu erzählen, dass mein Sohn Juwal geboren war. Seine Antwort war: „Ich freue mich über jedes Kind, das du bekommst. In meinen Vorträgen spreche ich viel von deinen Kindern. Amerika liebt Schriftsteller mit großen Familien. Das sorgt für größere Nähe zwischen dem Schriftsteller und seinen Lesern.“ Er bezog alles, ganz gleich, was es war, auf sich und seine Arbeit. Mein Vater war der Mittelpunkt der Welt und er war unfähig dazu, so zu reagieren, wie es in einer Familie normal gewesen wäre.

Tatsächlich kannte er meine Kinder kaum. Mein Vater lernte meine Tochter Meraw kennen, als sie fünf, und meinen Sohn Noam als er zwei Jahre alt war. Danach sah er Meraw noch zweimal, einmal in New York und einmal in Miami Beach. Meinen dritten Sohn Ilan lernte er auf einem Besuch in Israel kennen, aber Juwal, der 1975 geboren wurde, hat er nie gesehen. Als er einmal in Haifa war, bat ich ihn inständig, mit mir in den Kibbutz zu kommen, um meine Kinder kennenzulernen. Er entschuldigte sich wie immer mit der Ausrede, er sei kein „Familienmensch“. Amerika mag ja Schriftsteller mit großer Familie lieben – mein Vater jedenfalls liebte es nicht, eine große Familie zu haben.

Nachdem ich *Feinde, Geschichte einee Liebe* übersetzt hatte, las er jedes einzelne Wort der Übersetzung und sagte: „Ich bin mit der Übersetzung sehr zufrieden. Du bist offenbar in die Tiefen meiner Intentionen eingedrungen und hast dafür die richtigen hebräischen Worte gefunden.“

„Ich freue mich, ein gutes Wort von dir zu hören.“

„Habe ich dir das nie gesagt?“

„Nein.“

„Gut, dann sage ich dir noch mehr: Ich bin froh, dass ich einen Sohn wie dich habe – und keine Tochter.“

Ich verstand die Bemerkung nicht und er selbst hat sie mir niemals genau ausgelegt oder erklärt. Warum wollte er lieber einen Sohn als eine Tochter haben? Vor Kurzem erfuhr ich den Grund dafür: der Direktor des Theaters HaBima [israelisches Nationaltheater in Tel Aviv] Hanan Snir erzählte mir, mein Vater habe ihn damals, als sie gemeinsam in der Schweiz an *Jentl* arbeiteten, immer wieder gefragt, warum er nicht verheiratet sei. Ein Jahr später, als sie sich wieder begegneten, war Hanan verheiratet. Mein Vater fragte ihn, ob er einen Sohn oder eine Tochter habe und ob ihm das eine oder das andere lieber wäre. Hanan erwiderte, dass ihm eins so lieb sei wie das andere. „Ich wollte niemals ein Tochter“, bemerkte mein Vater ungefragt. Hanan war ein wenig schockiert und bat meinen Vater um eine Erklärung. „Ich hätte nicht gewollt, dass meiner Tochter alles das angetan worden wäre, was ich Frauen angetan habe“, erwiderte er.

1938 schrieb er über das Thema an meine Mutter:

Und nun zum lieben Gigi. Ich küsse ihn tausendmal und denke über ihn nach und liebe ihn. Ich hoffe, ich werde wieder mit ihm spielen können, wie er und ich es gerne taten. Ich habe mir nie andere Kinder als Gigi gewünscht. Wenn ich arbeite und Geld verdiene, werde ich ihm alles geben, was er sich wünscht. Ich hoffe, er wird studieren können und zu einem gesunden und glücklichen Burschen heranwachsen. Ich fürchte nur eines: dass er mich zum Großvater machen könnte – zu dem allen habe ich gar keine Lust.

Auch wenn Herzen einander fern sind, gelingt es ihnen auf ihre eigene verdrehte und komplizierte Weise, miteinander in Kontakt zu treten. Auf diese Weise schlossen wir Frieden miteinander. Als ich auf dem Beth-El-Friedhof am Grab meines Vaters stand, die Schaufel in der Hand hielt und Erde auf seinen Sarg streute, wusste ich, dass ich nur seinen Körper begrub; die Seele meines Vaters – sein literarisches Vermächtnis – lebt weiter. Sein Werk wird auch kommende Generationen bereichern und unterhalten. Auch sie werden ihn lesen und als aufregenden und faszinierenden Schriftsteller hochschätzen. Zu Beginn der Reise zu meinem Vater rebellierte ich gegen ihn, seine Werke, seine Weltanschauung, sein Leben in der Diaspora, seinen Aberglauben, seinen Glauben an Dämonen und Geister. Über viele Themen waren wir geteilter Meinung, aber im Laufe der Jahre kamen wir einander näher. Sein religiöser und mystischer Glaube ist mir auch heute noch fremd. Ich bin politisch gereift und habe die blind-stalinistische Erziehung, die mir in meiner Jugend zuteilwurde, überwunden. Die Sowjetunion, diese „Festung des Fortschritts“, ist versunken und ich bin von den Dogmen, mit denen ich aufgewachsen bin, weit abgerückt. Mein Vater und ich fanden das richtige Gleichgewicht zwischen den emotionalen Dilemmata eines Sohnes, der sich aufgemacht hatte, seinen Vater kennenzulernen, und einem Vater, der weder wusste, was ein Sohn war, noch wie er sich ihm gegenüber verhalten sollte. Es war für uns beide eine schwierige Reise. Ich lernte sein Leben, seine Vergangenheit und unsere reiche und üppige jüdische Kultur kennen. Ihre Aromen berauschten mich. Vielleicht hat dieses alles an sich schon dazu beigetragen, die verlorene Zeit gutzumachen.

Am Tag nach dem Begräbnis meines Vaters beschlossen meine Frau Aviva und ich, nach Ellis Island, der sogenannten Insel der Tränen, zu fahren und das Eingangstor nach Amerika zu besichtigen. Als wir an *Lady Liberty* vorbeikamen, war es, als winkte sie uns. Ein kalter Wind wehte vom Meer. Ellis Island hat

sich verändert. Jetzt ist es ein Einwanderungsmuseum zu Ehren der Millionen Einwanderer aus aller Welt, die hier ankamen. Gesichter schwer arbeitender jüdischer Einwanderer aus dem Shtetl sahen uns von den Wänden herab an. Ihnen hatte mein Vater sein Leben gewidmet. Er sprach für die Juden, wie sie mit Bündeln auf dem Rücken und Furcht in den Gesichtern das Land vor sich sahen und sich Sorgen machten, ob sie es würden betreten dürfen. Ich sah mir die Gesichter dieser Menschen lange an und einen Augenblick lang stellte ich mir vor, dass mein Vater unter ihnen wäre. Unerwartet traten mir Tränen in die Augen. Mit dieser Pilgerreise nach Ellis Island war ich wie bei einem vertraulichen Begräbnis zu meinem Vater zurückgekehrt. Ich fügte der Insel der Tränen weitere Tränen hinzu.



Ellis Island damals. Foto: Liberty-Ellis-Island-Foundation

ENDE

ANHANG

Der Autor

Israel Zamir wurde am 15. Juni 1929 in Warschau geboren. Sein Vater Isaac Bashevis Singer ging 1935 nach New York. Israel und seine Mutter gelangten 1937 nach Israel und sie traten dort in den Kibbuz Beth Alpha ein. Dort blieb Israel auch nach dem Umzug seiner Mutter nach Haifa bis zu seinem Tod im November 2014. Außer dem vorliegenden Buch wurde nur sein ebenfalls autobiografisches Buch unter dem Titel *Turn off the Sun* ins Englische übersetzt. Seine übrigen Werke liegen nur auf Hebräisch vor. Zamir übersetzte viele Werke seines Vaters ins Hebräische.

Links im Zusammenhang mit dem Buch:

(1) <https://forward.com/culture/210450/israel-zamir-a-man-who-was-far-more-than-isaac-bas/>

Israel Zamir, a Man Who Was Far More Than Isaac Bashevis Singer's Son

Benjamin Ivry December 6, 2014 (sehr kritisch dem Vater gegenüber)

(2) <https://www.zeit.de/2004/30/L-Singer>

Das Shtetl am East Broadway

(3) SingerNobelpreis

https://www.nobelprize.org/nobel_prizes/literature/laureates/1978/

(4) Singers Rede Stockholm 1978

<https://www.youtube.com/watch?v=4d8yeL0oEwU>

(5) Aus Singers Nobelpreisrede

https://www.nobelprize.org/nobel_prizes/literature/laureates/1978/singer-speech.html

(6) https://de.wikipedia.org/wiki/The_Forward

The Forward, bis 2015 **The Jewish Daily Forward**, beziehungsweise auf Jiddisch פֿאָרווערטס *Forverts* (inoffiziell auch: *The Yiddish Forward* für die jiddische, *The English Forward* für die englische Ausgabe), sind zwei jüdisch-amerikanische Publikationen.

Bis in die jüngere Vergangenheit handelte es sich um eine jiddische Tageszeitung. Heute bestehen zwei redaktionell voneinander unabhängige Publikationsorgane: eine wöchentlich erscheinende englischsprachige Zeitung und – seit 2016 – ein monatlich herausgegebenes Kulturjournal in jiddischer Sprache. Beide Zeitungen verfügen über eine täglich aktualisierte Homepage. Ihr Sitz ist in New York City.



(7) Israel Zamirs Kibbuz

https://en.wikipedia.org/wiki/Beit_Alfa

Dort wird er nicht als berühmtes Mitglied genannt!

(8) https://en.wikipedia.org/wiki/Al_HaMishmar

Für diese Zeitung arbeitete Israel Zamir damals, Kapitel 16:

Al HaMishmar (Hebräisch: על המשמר, dt. Auf der Hut/auf Wache sein) war eine Tageszeitung, die während des Mandats und anschließend in Israel von 1943 bis 1995 erschien. Die Zeitung gehörte *HaSchomer HaZair* und war mit der *HaSchomer HaZair*-Arbeiter-Partei von Palästina verbunden, die nach 1948 zur Mapam wurde.

(9) <https://lareviewofbooks.org/article/faith-place-isaac-bashevis-singer-israel/#!>

Faith in Place: Isaac Bashevis Singer in Israel

By David Stromberg JUNE 12, 2018

Turn off the Sun Rücken

Written from the eyes of a soldier, this novel follows a 16-year-old boy “from outside” who comes to the Kibbutz Beth-Alpha boarding school as a 10th grade student in the school year 1945–46. Their class name was “Oren,” meaning pine tree, and they grew up in the shadow of acute political and military confrontations that preceded the War of Independence. When they were in the 12th grade they were called up to serve in the newly founded Golani Brigade as a machine gun platoon in Battalion 13. They took part in the battles of the Jezreel Valley, which exposed them to the bitter truth that they were a small population with insufficient weapons confronted by all the Arab armies. Their forces were sparse, but the fighting spirit of the soldiers made up for the lack in numbers. They knew that if they didn’t stop the enemy’s advance, they would become the sequel to the European Holocaust.



Israel Zamir is the son of Isaac Bashevis Singer, winner of the Nobel Prize for Literature in 1978. He served as a reporter and editor for many years and taught journalism at Tel Aviv University.

Israel Zamir has translated many works of his father and is the author of *Journey to My Father, Isaac Bashevis Singer*.



Turn off the Sun



ISRAEL ZAMIR



Jos.20,12f

Damals redete Josua mit dem HERRN an dem Tage, da der HERR die Amoriter vor den Israeliten dahingab, und er sprach in Gegenwart Israels: Sonne, steh still zu Gibeon, und Mond, im Tal Ajalon!

13 Da stand die Sonne still und der Mond blieb stehen, bis sich das Volk an seinen Feinden gerächt hatte. Ist dies nicht geschrieben im Buch des Redlichen? So blieb die Sonne stehen mitten am Himmel und beeilte sich nicht unterzugehen fast einen ganzen Tag.

**אֶת־הָאֲמֹרִי יְהוּה תַת בַּיּוֹם לִיהוּה יְהוֹשֻׁעַ יִדְבַר אֶז
בַּגִּבְעוֹן שֶׁמֶשׁ יִשְׂרָאֵל לְעֵינָי וַיֹּאמֶר יִשְׂרָאֵל בְּנֵי לִפְנֵי
אֵילָוִן: בַּעֲמֹק וִירַח דּוֹם**

**13 אִיבִיו גּוֹי עַד־יִקָּם עֲמֹד וִירַח הַשֶּׁמֶשׁ וַיִּדָּם
בַּחֲצֵי הַשֶּׁמֶשׁ וַיַּעֲמֵד הַיָּשָׁר עַל־סֵפֶר כְּתוּבָה הַלֹּא־הִיא
הַשָּׁמַיִם**

תַּמִּים: כִּיּוֹם לְבֹא וּלְאֶאֱךָ

Die Übersetzerin



Foto: Thorsten Greve, Mai 2013

Studium der Germanistik, Theologie und Pädagogik; Staatsexamen an der Universität Göttingen, Referendariat in Braunschweig, Lehrerin am Gymnasium Kreuzheide in Wolfsburg (1968-98). – Zusatzausbildungen u.a. in Gesprächstherapie (GwG), Gruppenmoderation, Gordon-Lehrer-Training, Systemischer Beratung und Mediation.

Autorin des „erzählenden Berichts“ *Einer tanzt aus der Reihe* (1990 und 2018), von *Ingo lebt anders (eBuch)*, von *Lost in Goa. Fakten und Fiktion* (2001 und 2018), der Autobiografie *Leben10Anfänge* (2011) und der Textsammlung *Dieser Eingang ist nur für dich bestimmt* (2017).

Seit 2002 Lektorin und Übersetzerin.

Auf der Webseite ingridvonheiseler.formatlabor.net werden alle Arbeiten vorgestellt.

**In der Reihe *Ingrid von Heiseler Taschenbücher* bisher
erschienen:**

Uri Avnery

Und setzt ihr nicht das Leben ein.

**Texte zur Person von und über Uri Avnery
(Ingrid von Heiseler – 1. November 2017)**

Der bekannte israelische Autor und Friedensaktivist Uri Avnery kommt hier mit vier sehr persönlichen Texten über sein Leben und seine (im Mai 2011 verstorbene) Frau Rachel zu Wort. Auf seinen Wunsch hin wurde auch seine programmatische Schrift über „Zwei Nationen – zwei Wahrheiten“ aufgenommen. Der Autor schreibt darüber: „Die Wahrheiten beider Seiten werden in eine einzige historische Narration verflochten, die beiden Seiten gerecht wird. Ohne diese gemeinsame Grundlage ist Frieden unmöglich.“ Alle Übersetzungen hat Uri Avnery selbst durchgesehen.

Uri Avnery

Ein Neubeginn. Artikel 2017

(Ingrid von Heiseler – 6. Januar 2018)

Uri Avnerys Stimme ist eine Stimme des Friedens und der Vernunft. In seinen wöchentlichen Artikeln stellt er geografische und vor allem historische Zusammenhänge heraus. Seine bei aller Kritik an Entscheidungen seiner Regierung von der Liebe zu seinem Land geprägte Darstellung weckt Verständnis für die aktuellen Ereignisse in der Region, die Mentalität der Israelis und die politische Stimmung im Land. Uri Avnerys Artikel erweisensich auch als hilfreich für das Verständnis der (eigentlich immer) unübersichtlichen weltpolitischen Ereignisse und Situationen: Sein unbestechlicher Blick in die jeweilige GESCHICHTE – oft aus den unterschiedlichen Perspektiven der Beteiligten – scheint dafür unerlässlich zu sein. Tiefe der Analyse, Treffsicherheit des Ausdrucks und Humor erheben die Artikel über die Tagesaktualität ihrer Themen in Allgemeingültigkeit und Zeitlosigkeit. Der Autor zeigt sich als engagierter, zugleich immer auch besonnener, genauer Beobachter seiner Umwelt, als einer, der den Mut nicht

verliert, als – so nennt er sich selbst – „Optimist“. Uri Avnery ist Weltbürger und schreibt daher immer ebenso für seine Landsleute wie für die Menschen in der übrigen Welt.

Uri Avnery
Letzte Artikel: Januar bis August 2018
(Ingrid von Heiseler – 1. September 2018)

Viele Jahre lang schrieb Uri Avnery wöchentliche Artikel, in denen er meist Ereignisse in Israel beleuchtete. In vielen davon bezog er das aktuelle Geschehen in Israel auf Ereignisse in der Geschichte oder brachte es mit eigenen Erlebnissen in Zusammenhang. Die Artikel erschienen in mehreren Ländern in der jeweiligen Landessprache, darunter auch in Deutschland. Seit Februar 2012 brachten Websites diese Artikel auch in der Übersetzung von Ingrid von Heiseler. Seit 2013 sind die Artikel in Jahressbänden als Bücher erschienen: drei als Papierbücher und drei als eBooks. Der Band Letzte Artikel schließt die Reihe ab. In den Artikeln zeigt sich der Autor als engagierter, zugleich immer auch besonnener, genauer Beobachter seiner Umwelt, als einer, den den Mut nicht verloren hat, als – so nennt er sich selbst – „Optimist“. Trotz Optimismus und Humor bleibt die Bedrohlichkeit der Gesamtsituation immer spürbar.

Ingrid von Heiseler
Dieser Eingang ist nur für dich bestimmt.
Erzählungen und andere kürzere Texte
(Ingrid von Heiseler - 22. November 2017)

„Die thematisch und formal sehr unterschiedlichen Texte, bieten Einblicke und Einsichten. Die Geschichten sind dort nicht fertig, wo der Text endet. Sie enthalten mehr, als die Worte sagen, und schwingen weiter in Verstand und Gefühl.“ (Dr. Martin Arnold) Einigen der in ein paar Jahrzehnten entstandenen Texte liegen reale Erlebnisse der Erzählerin zugrunde. Die Themen sind: „Generationen“, „Reisen“, „Fast autobiografisch“, „Alter“ und „Figuren“. Den Rahmen bilden die

Texte „Schriftstellerei“ und „Nachlass“. Man könnte die Texte auch unter dem Titel zusammenfassen: „Kommt dir das nicht bekannt vor? Kennst du nicht auch solche Leute?“ Manche Geschichten enthalten satirische Elemente.

Ingrid von Heiseler
Einer tanzt aus der Reihe.
Ein erzählender Bericht
(Ingrid von Heiseler - 12. April 2018)

Die Geschichte einer alleinerziehenden Mutter. Schon im Kindergarten zeigt der Sohn „auffälliges Verhalten“, in der Schule wird es schlimmer: Dieses eigenwillige Kind kann nicht „stillsitzen“ und will sich den Anweisungen der Lehrer nicht fügen. Schulpsychologe, Spieltherapeut und Nervenarzt stellen ihre Diagnosen. Sie reichen von „wunderbarer Spontaneität“ (mit der die „normale“ Schule nur nicht zurechtkomme) bis hin zur „Verhaltensstörung“. Es beginnt eine Odyssee von Schule zu Schule. Die Autorin liefert mit ihrem erzählenden Bericht sowohl ein eindrucksvolles Beispiel für die hinterwäldlerische Auffassung von Pädagogik und Psychologie in den sechziger Jahren als auch ein heiter-melancholisches Portrait einer Mutter-Sohn-Beziehung, in der zwei trotz aller Widrigkeiten nicht aufgegeben haben.

Ingrid von Heiseler
Lost in Goa.
Fakten und Fiktion
(Ingrid von Heiseler – 30. Juli 2018)

Eine verzweifelte Mutter, Bettlerin in Panjim, der Hauptstadt Goas, sucht ihre kleine Tochter überall vergeblich. Was haben die Ausländer, die in dem Park herumlungern, mit ihrem Verschwinden zu tun? Wird die Touristin Manuela sich, wie sie vorhat, umbringen und wenn ja, wie wird sie das anfangen? Und hat auch sie vielleicht etwas mit dem Verschwinden des Kindes zu tun? Leserinnen und Leser erfahren über

das spannende Geschehen hinaus auch sehr viele Fakten über Ort und Zeit der Handlung und über die am Ende des vorigen Jahrhunderts in Goa herrschende Stimmung: Viele Ältere kultivieren ihre Nostalgie nach der Portugiesen-Zeit. Zahlreiche Originalfotos veranschaulichen zusätzlich den Text.

Zarin Anzor
Erinnerungen aus einem afghanischen Dorf.
Paschtunische Kurzgeschichten
(Ingrid von Heiseler - 2. November 2017)

Anzor erzählt von Erfahrungen: den Frustrationen durch politische Unruhen, häufigen Regimewechsel und Korruption der Regierung. Die Kurzgeschichte wird zum Fenster in eine Kultur. Anzors paschtunisches Dorf und städtisches Umfeld spiegeln stereotype Ehrenmorde und die Notlage von Frauen und Mädchen der paschtunischen Gesellschaft wider und wir blicken in das Innere eines Paschtunen, der mit seinem Gewissen und seiner Heuchelei kämpft. Die Geschichten zeigen die Widersprüchlichkeiten zwischen Leben und Religion, die Forderungen, die sich aus den Erwartungen des Stammes ergeben, und die typischen Entbehrungen und Nöte gewöhnlicher Afghanen. Juwelen und die drei letzten Texte sind der Gattung Grotteske zuzuordnen: sie gehören zu den „literarischen Werken von grausig-monströsem, dabei aber auch derb-komischem Charakter“. „Nirgendwo in der Welt würde so etwas passieren, der Ausgang der Geschichte ist unrealistisch, völlig fiktiv. Ein solcher Schrecken und solche Gewalt sind nicht realistisch.“ So urteilen Nicht-Afghanen in einer der Kurzgeschichten, aber die übrigen Geschichten belehren uns eines Schlimmeren! Wir lernen eine Kultur kennen, in der die irrtümliche Berührung der Hand einer Frau zu zwei Morden führen kann.

Rajmohan Gandhi
GHAFFAR KHAN.
Gewaltfreier Badshah der Paschtunen
(Ingrid von Heiseler - 27. November 2017)

Rajmohan Gandhi bietet in seiner einfühlsamen Biografie neue Einsichten in das Leben und die Leistungen des Pathanen (Paschtunen) Khan Abdul Gaffar Khans, des Gründers der Bewegung der Khudai Khidmatgars (Diener Gottes), einer „Armee“ von 100 000 Männern, die sich eidlich dem Dienst an der Menschheit und der Gewaltfreiheit verpflichtet hatten. Sein Wirkungsbereich war vor allem die damalige „Nordwestgrenzprovinz“ Indiens. Der Autor zieht enge Parallelen zwischen dem Leben Badshah Khans und dem Leben Mahatma Gandhis, Khans „Bruders im Geist“. Wie dieser widmete er sich dem Kampf um Befreiung von der britischen Kolonialherrschaft und der Verbesserung der Lebensumstände seiner Landsleute. *India Today* urteilte über das Buch: „Ein hervorragend lesbares und gut ausgeführtes Portrait.“

Dietrich Fischer
erzählt Geschichten die Mut machen
(Ingrid von Heiseler – Taschenbücher - 4. Februar 2018)

In dieser Geschichtensammlung wird von Erfolgen erzählt, davon, was Einzelne haben tun können, um ihr Leben zu bereichern, um Frieden und Glück zu finden und anderen zu bringen. Die Geschichten sollen alle, die sie lesen oder hören, dazu ermutigen, ihr Bestes zu versuchen und an ihre Zukunft und möglichen Erfolge zu glauben. Auch von erfolgreicher Konflikt-Transformation und Problemlösungen wird berichtet und diese Berichte können zur Lösung weiterer – vielleicht auch ganz anderer - Probleme anregen. Das Buch umfasst außerdem einige Gleichnisse: etwas Vertrautes wird dazu benutzt, auf etwas Neues oder wenig Bedachtes hinzuweisen. Damit wird eine neue Sichtweise eröffnet. Wir hoffen, dass die Geschichten Anklang finden und ermutigen und dass vielleicht der eine oder die andere daraus etwas Brauchbares lernen möchte.

Umfassende Anhänge, die demselben Geist dienen, ergänzen Dietrich Fischers Geschichten

In memoriam Dietrich Fischer. Er starb am 18. Oktober 2015.

Stellan Vinthagen

Eine Theorie der gewaltfreien Aktion.

Wie ziviler Widerstand funktioniert

(Ingrid von Heiseler – 6. Dezember 2017)

In diesem bahnbrechenden und sehr notwendigen Buch, dem ersten seiner Art und auf seinem Gebiet grundlegend, stellt Stellan Vinthagen einen großen systematischen Versuch einer Theorie der gewaltfreien Aktion dar. Er behandelt historische und zeitgenössische Beispiele: die Bürgerrechtsbewegung in Amerika, die Anti-Apartheids-Bewegung in Südafrika, die Bewegung Gandhis und seiner Anhänger in Indien, die westdeutsche Friedensbewegung und die daraus hervorgegangene Anti-Atomwaffenbewegung und die Bewegung der Landlosen in Brasilien. Der Autor spricht auf innovative, tiefgehende Weise die theoretischen Kernpunkte an. Er tritt für eine Verbindung von Widerstand und Konstruktion ein. Vinthagen verbindet die Genauigkeit des Soziologen und den Überblick des Historikers mit der praktischen Erfahrung eines Aktivisten. Wichtig ist das Buch für jeden, der mit gewaltfreier Aktion zu tun hat und der über das, was er tut, nachdenkt und es theoretisch untermauern will. Es ist gleichermaßen wichtig für Forscher, Aktivisten und Verteidiger der Menschenrechte.

Gandhi aus nächster Nähe: Die Segnung in Gandhis Nähe aufzuwachsen.

Kindheitserinnerungen Narayan Desais

(Ingrid von Heiseler - 15. Januar 2019)

Der Sohn von Gandhis persönlichem Sekretär Mahadev Desai (1892-1942) Narayan Desai (1924-2015) erzählt von frohen und bitteren Kindheitserfahrungen in der Nähe Gandhis, von erlebter Freude und erlebtem Leid. Dabei wird deutlich, dass Gandhi nicht nur an sich, sondern auch an die Menschen seiner engen Umgebung höchste Anforderungen stellte. Ebenso zeigt sich jedoch auch Gandhis mitfühlendes und zugewandtes Wesen.

Angefügt wurden DIE EREIGNISSE UM MAHADEV DESAIS TOD aus dem ersten Kapitel von Narayan Desai, Feuer und Rose. Biografie Mahadev Desais. - Die Art der Darstellung schlägt gleichermaßen wie das Dargestellte den Leser in ihren Bann.

Mahadev Desai
Zwei Diener Gottes. Die Brüder Khan
(Ingrid von Heiseler - 5. April 2019)

Die Brüder Khan, der Arzt und Politiker Abdul Jabbar, genannt Dr. Khansahib, und der Sozialreformer und Befreiungsaktivist Abdul Ghaffar, genannt Badshah Khan, waren Ende 1934 nach einer ihrer Entlassungen aus dem Gefängnis Gäste Jamnalal Bajajs in Wardha, Maharashtra, Westindien. Dort verbrachten sie einige Zeit mit Gandhi. Gandhi bat seinen Sekretär Mahadev Desai, eine Charakterskizze der beiden für die Öffentlichkeit herzustellen, in der sie als Menschen und nicht als politisch Handelnde dargestellt würden. In seinem Vorwort schrieb er über sie: „Je besser ich sie kennenlernte, umso mehr fühlte ich mich zu ihnen hingezogen. Ich war betroffen von ihrer erkennbaren Aufrichtigkeit, Offenheit und äußersten Einfachheit. Ich erkannte auch, dass sie an Wahrheit und Gewaltfreiheit nicht als an einer Politik, sondern als an einem Glauben festhalten.“ Der Verfasser Mahadev Desai wurde 1892 geboren. Sein Vater war Lehrer, seine Mutter starb, als er sieben Jahre alt war. 1913 schloss er das Jurastudium mit dem *Bachelor of Law* ab. Auf der Suche nach seiner wahren Berufung lernte er 1915 Gandhi kennen. Seit 1917 war er Gandhis hingebungsvoller Sekretär. Die Beziehung hielt ein viertel Jahrhundert. Mahadev lebte nicht nur mit Gandhi, sondern ging ganz und gar in seinem Meister auf. Er schrieb vom 13. November 1917 bis einen Tag vor seinem Tod Gandhis Tagebuch *Tag für Tag mit Gandhi*. Er starb am 15.8.1942 als Mithäftling Gandhis im Gefängnis an Herzversagen.

(Fast) alle Bücher: https://www.amazon.de/B%C3%BCcher-Ingrid-Heiseler/s?i=stripbooks&rh=n%3A186606%2Cp_27%3AIngrid+v on+Heiseler&page=2&qid=1554310646&ref=sr_pg_2

